Aus Südwest-Afrikas schweren Tagen

von

Lic. Dr. Paul Rohrbach

Aus Südwest-Afrikas schweren Tagen

Blätter von Arbeit
= und Abschied =

Von

Lic. Dr. Paul Rohrbach

Berlin 1909
Wilhelm Weicher, G. m. b. H.
Haberlandstr. 4

Den Familien

Anz
De Wet
Junker
Redecker
Schmerenbeck
G. Voigts
A. Voigts

und allen anderen Freunden im Lande
in dankbarer Erinnerung gewidmet

von

Clara und Paul Rohrbach.

Vorwort.

Die nachstehenden Blätter enthalten eine Auswahl aus meinen Tagebuchaufzeichnungen in Südwestafrika vom Oktober 1903 bis zum Januar 1905. Der erste Teil bis zum Ende meines Aufenthalts in Grootfontein ist wegen der dortigen durch die monatelange Abgeschlossenheit bedingten Muße viel ausführlicher geraten, als es später der Fall sein konnte. Dieser Grootfonteiner Abschnitt hat schon vor fünf Jahren die Genehmigung des Kolonialamts zum Druck erhalten, doch mußte die Veröffentlichung damals aus anderen Gründen unterbleiben. Einzelne Stellen daraus, deren Publikation die Kolonialabteilung seinerzeit nicht wünschte, habe ich auch jetzt fortlassen zu sollen geglaubt. Für die späteren Aufzeichnungen habe ich bei der Herausgabe das Prinzip befolgt, daß ich nichts zum Druck gab, was sich auf Dinge bezieht, die irgendwie unter die objektive Verpflichtung der notwendigen dienstlichen Diskretion, auch für die Zeit nach dem Ausscheiden aus dem Dienste, fallen. Andrerseits habe ich mich für berechtigt gehalten, Reflexionen zu veröffentlichen, die ihrer Natur nach nicht unter dieses Gebot gehören, und die außerdem durch die spätere Entwickelung der Dinge größtenteils bestätigt worden sind oder jetzt bestätigt werden.

Aus der Zeit nach dem Januar 1905 stehen als Abschluß des Ganzen nur drei Briefe da. Von diesen sprechen der erste und der zweite für sich selbst. Den dritten hätte ich am liebsten weder geschrieben noch publiziert. Nachdem aber in den Reichstagsverhandlungen vom 26. Februar d. J. die Frage, weshalb ich den Kolonialdienst habe verlassen müssen, öffentlich gestellt worden ist, blieb mir natürlich nur übrig, sie auch öffentlich zu beantworten.

Berlin-Friedenau, September 1909.

Paul Rohrbach.

Inhalt.

Windhuk, den 14. Oktober 1903.

Heute vor zwei Wochen, am Abend des 30. September, mit dem Zuge von Swakopmund nach zweitägiger Eisenbahnfahrt hier angekommen und in der vorläufigen Wohnung installiert! Es ist das Pastorhaus; der Pastor ist auf Urlaub in Deutschland, um zu heiraten. Tags darauf Meldung beim Gouverneur. Oberst Leutwein war freundlich, aber etwas zurückhaltend; die Idee der Ansiedelungskommission für Südwestafrika ist offenbar nicht vom Gouvernement in Windhuk, sondern von der Kolonialabteilung ausgegangen. Trotzdem erhielt ich sofort den Auftrag, mit der bereits bestehenden Vorkommission — Landrentmeister Junker, Baumeister Redecker, Kulturbeirat Watermeyer — zusammenzutreten und Vorschläge über die Auswahl der nichtbeamteten Kommissionsmitglieder aus der Mitte der Bevölkerung zu machen. Mein Auftrag von der Kolonialverwaltung lautete: auf Grund eingehender Studien und ausführlicher persönlicher Bereisung des Schutzgebiets und der benachbarten, ähnlich gearteten Teile Südafrikas sowohl in der Siedelungsfrage und den damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Angelegenheiten positive Vorschläge auszuarbeiten, als auch nach Billigung dieser Vorschläge durch die Kolonialverwaltung als Beamter des Gouvernements von Südwestafrika die praktische Inangriffnahme der von mir gemachten Vorschläge zu leiten. Weiter soll zur Förderung der Arbeit eine unter meiner Leitung stehende, aus noch einem Beamten des Gouvernements und aus einigen, tunlichst nach meinen Vorschlägen auszuwählenden, erfahrenen Ansiedlern zu bildende Ansiedelungskommission eingesetzt werden. Herr Watermeyer ist auf einer längeren Dienstreise abwesend; ich lud also die beiden anderen Herren zur Sitzung ins Pastorhaus und bat sie, als alte

und mit den Intentionen des Gouvernements vertraute Landeskenner, um ihre vorläufigen Vorschläge wegen der nichtbeamteten Mitglieder. Sie wiesen übereinstimmend auf Farmer Rusch-Lichtenstein und Farmer Rust-Ondekaremba hin. Das Nächste war also ein persönlicher Besuch an diesen beiden Stellen.

Mittwoch, den 7. Oktober, war Abmarsch von Windhuk über Farm Hoffnung nach Ondekaremba. Landrentmeister Junker wurde mir als alter Afrikaner beigegeben, um mich, den Neuling, „anzulernen", wie man in Südwestafrika treckt, reitet, fragt, hört, sieht. Proviant für eine Woche, Schlafdecken, Hafer usw. wurde auf einer mit zehn Ochsen bespannten Karre verstaut. Die amtliche Reiseverpflegung besteht aus Brot, Corned beef, täglich 1 kg frisches Fleisch pro Kopf, Reis, Speck, Mehl, Erbswurst, Kaffee, Tee, Zucker, Salz, sogar Lorbeerblätter und Pfeffer nach Gewicht und $^1/_{10}$ l Rum täglich. Jeder Beamte erhält drei Dienstpferde, eins für sich, eins für den eingeborenen Diener, den Bambusen, und ein Packtier. Außer Herrn Junker ritt noch Herr Maul, Vertreter der „Siedelungsgesellschaft" mit, um mir die Farmen der Gesellschaft, Hoffnung und Ompembamewa zu zeigen, ferner Herr Schmerenbeck, Kaufmann in Windhuk und Großgrundbesitzer in verschiedenen Teilen von Südwest; endlich Referendar v. Erffa, der sich im Lande ankaufen will; dazu die sämtlichen Bambusen und die Karre mit Ochsen, Treiber, Ochsenwächter, Tauleiter, also eine große Karawane. Wir sind über sechs Tage unterwegs gewesen. Am ersten Abend wurde auf Farm Hoffnung zum Übernachten eingekehrt und morgens früh Staudamm und Brunnen besehen. Mit dem Wasser stand es schlecht. Das Staubecken war fast leer, und der Brunnen, der bereits Zehntausende gekostet hat, enthielt auch nur ein Minimum Feuchtigkeit. Dazu soll es bei der großen Tiefe des Schachts von Eimer zu Eimer sechs Minuten dauern. Die ganze Siedelungsfarm muß früher kurios verwaltet worden sein, denn der Witze, die darüber erzählt werden, ist Legion. Jetzt macht das Wirtschaftssystem auf der Farm im Gegensatz dazu einen vortrefflichen Eindruck, aber an der Siedelungsgesellschaft selbst läßt hier niemand ein gutes Haar. Gouvernement, Farmer, Kaufleute wünschen sie einhellig aus dem Lande. Es wird wohl eine meiner

ersten verantwortlichen Aufgaben sein, diese Frage zu studieren. — Gleich hinter „Hoffnung“ folgt an der großen Pad nach Osten (ich sage afrikanisch Pad, weil Straße ein unmöglicher Euphemismus wäre und ein Ausdruck wie Weg mir sofort das mitleidigste Lächeln jedes 24 Stunden alten Südwesters zuziehen würde) „Abrahamsfarm“. Der Besitzer ist ein früherer Sanitätssergeant der Truppe, der lungenleidend herauskam und jetzt den schwersten Anstrengungen seines Berufs in völliger Gesundheit gewachsen ist; es werden noch andere ähnliche Beispiele für die gute Wirkung des Klimas erzählt. Herr Abraham macht jetzt als Erster den Versuch, seine Farm mit Draht einzuzäunen. Eine Stunde weiter, an der „schwarzen Klippe“, wurde ausgespannt. Unter einem überhängenden Felsen war im Sande des trockenen Flußbetts ein Loch mit etwas Wasser und schöner Schatten zur Mittagsruhe. Wieder eine Stunde weiter (40 km von Windhuk) kamen wir nach Farm Ondekaremba. Farmer Rust, ein Schwager des Windhuker Pastors, hat ein mächtiges Steinhaus, für südwestafrikanische Verhältnisse einen Farmpalast, gebaut, d. h. das Palastähnliche sind die dicken Quadermauern und die Höhe der Räume; den Fußboden bilden glatte Steinfliesen und die Decke das blanke Wellblechdach. Die Verschalung soll erst kommen. Für gewöhnlich sollen die Farmer sich anfangs mit ganz primitiven Behausungen begnügen.

Herr Rust sattelte nach freundlicher Bewirtung mit Kaffee und Milch selbst auf, um uns zu seinem Vieh, seinem neuen Brunnen und dem Schafdipp (Räudebad) zu begleiten, fast eine Stunde Ritt. Seine anmutige junge Frau aus den Harzer Tannenwäldern hat sich in einem Jahr schon ganz in die südafrikanische Steppe eingelebt. An der „Lukaswerft“ besahen wir, schon gegen Sonnenuntergang, Brunnenbau und Dippanlage, und dann ging es im Dunkeln ziemlich querfeldein nach Ompembamewa am Weißen Nosob, wo ein Viehposten der Siedelungsgesellschaft steht; dort Nachtquartier im Pontok des Verwalters, und am nächsten Tage weiter nach der Schmerenbeckschen Farm Omunjereke, gleichfalls auf dem rechten Ufer des Nosob. Drüben, auf der anderen Seite des Riviers, beginnt das Stammesgebiet der Hereros. Eine große Werft, Okatumba, mit der aus Lehm-

steinen aufgemauerten Kirche einer christlichen Hererogemeinde, war von der Schmerenbeckschen Seite aus sichtbar. Auf Omunjereke steht prachtvolles Vieh; Kreuzung zwischen der Afrikanerrasse und importierten Simmenthaler Bullen. Mit Recht ist Herr Schmerenbeck stolz auf den Schlag. Zur Unterkunft ist erst ein winziges Häuschen gebaut. Am nächsten Tage — dem vierten seit dem Aufbruch von Windhuk — wurde von Omunjereke ohne Weg und Steg drei Stunden weit, abwechselnd durch schönes, hohes Weidegras und entblätterten, von Dornen starrenden Busch, bergauf, bergab nach Seeis zum Farmer Thalheim und wieder zurück über die Militärstation Seeis — ein Posten mit drei oder vier Mann von der Truppe — nach der Schmerenbeckschen Farm geritten. Der Besuch bei Thalheims — der Farmer wohnt mit Frau, Kindern und Schwiegereltern auf seinem Platz — war sehr interessant. Er treibt nicht nur Viehzucht auf den üblichen 10000 ha Weideland, sondern versucht auch, mit Schöpfbrunnen und einem eben in der Aufstellung begriffenen großen Windmotor ein Stück Alluvialland am Seeisrivier (ich kann mir auch bei diesem Afrikanerwort nicht helfen — ein Rivier ist ebensowenig ein Fluß, wie eine Pad eine Straße) zu bewässern. Auf dem Gartenland werden Kartoffeln und Gemüse gebaut. Herr Thalheim hat es auch mit einer Schweinezucht versucht, aber es war zu kostspielig, die Schweine in der Trockenzeit zu füttern. In der Regenzeit suchten sie ihre Nahrung draußen in der Steppe selbst mit Wühlen nach wilden Wurzeln und Knollen. Wie überall, war die Aufnahme die freundlichste: Milch, saure und süße, gebratener Speck mit Eiern und Kaffee, kochkesselweise. Es ist bezeichnend für die sparsame Wirtschaft dieser Farmer, daß sie Alkohol in keiner Farm im Hause haben. Kommt so ein ländlicher Afrikaner einmal nach Windhuk, dann soll es freilich dafür auch ziemlich lange dauern, bis das Bier im Saugrohr zum Stehen kommt.

Am fünften Tage von Omunjereke durch dieselbe Art Steppe nach der Regierungsfarm Neudamm. Dort ist ein großer Staudamm angelegt, von dessen Entstehung mir stets dieselbe Geschichte erzählt wird. Ein Regierungsrat, ein Landmesser und ein Chemiker hätten den Plan gemacht. Das Werk habe dann zunächst ein-

mal 80000 Mark gekostet, sei aber so ungünstig angelegt worden, daß zwei Jahre lang gar kein Wasser hineinlief, und im dritten, als endlich welches kam, die ganze Anlage sofort kaput ging, weil das Erdmaterial des Dammes ohne Grunddichtung lose auf den Felsgrund geschüttet worden war. Dann habe man sich darauf besonnen, daß in Windhuk beim Gouvernement ja auch ein Baumeister existierte, und Herr Redecker habe vor die verunglückte und umsonst bergehoch getürmte Schüttung an einer viel günstigeren Stelle einfach für 20000 Mark eine Sperrmauer gesetzt, die von Anfang an genügt hätte! So wird erzählt. Und in derselben Tonart wird bisher überall von den früheren wirtschaftlichen Versuchen, soweit sie von amtlicher Stelle stammen, geredet. Mir scheint nur, daß diese in afrikanischen Kraftausdrücken absprechende Art doch auch etwas Kritik nötig machen wird. Als Neuling kann ich vorläufig nichts anderes tun, als den alten Afrikanern zuhören und hier und da einen Knoten ins Gedächtnis machen.

Von Neudamm wurde noch gegen Abend Farm Frauenstein besucht, eine halbe Stunde entfernt. Der Besitzer, ein Herr Pilet aus Magdeburg, war im Handelsfeld bei den Hereros; seine Frau leitete in Abwesenheit ihres Mannes die Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Dackelzucht und nahm uns mit dem üblichen hiesigen Nationalgetränk, ungesüßtem Milchkaffee, auf. Das nächste Ziel war Voigtland, ein sehr schöner Besitz der Firma Wecke & Voigts, die mit ihrem Windhuker Kaufgeschäft, ihren Filialen auf dem flachen Lande und ihren vielen Farmen wohl den größten Geschäftsbetrieb im Schutzgebiet repräsentiert. Auch auf Voigtland steht sehr schönes Kreuzungsvieh, und hier ist sogar schon mit Straußenzucht begonnen! Es scheint aber damit seine Schwierigkeiten zu haben.

Gestern abend, den 13. Oktober, rückte unsere Karawane wieder in Windhuk ein; morgen früh, 5 Uhr, soll von neuem abgeritten werden, um die Farmen südwestlich von Windhuk zu besuchen, diesmal aber ohne die schwerfällige Ochsenkarre, die nur 4—5 km in der Stunde zurücklegt und wo keine Pad ist, überhaupt schlecht folgen kann. Dafür hat Herr Schmerenbeck sein Haus auf Farm Clarathal als Operationsbasis zur Verfügung gestellt; er will auch selbst wieder mitreiten. Meine erste Dienst-

reise in Südwestafrika hat mir schon gewaltige Lust nach mehr von der Sorte gemacht. Ich bin dem Gouverneur namentlich dafür dankbar, daß er Herrn Junker von der Finanzverwaltung in Windhuk beurlaubt hat, um mich in meine Arbeit, die zunächst ja nur darin besteht, daß ich hier sehen lerne, einzuführen. Er ist die Verkörperung von afrikanischer Erfahrung und afrikanischem Humor, der übrigens hier ebenso einen Stich ins Trockene und daher auch ins Durstige zu haben scheint wie die ganze hiesige Natur sonst. Ich finde diese gelbe Steppe, die schroffen Berge und den unbeschreiblichen Sonnenschein so schön! Noch ist die Sonne, seit ich auf dem Hochlande bin, keinen Augenblick hinter Wolken verborgen gewesen. Aber das Land sehnt sich schon nach Regen. Manchmal erscheinen dunkle Wolkengebilde am Horizont; wie es heißt, die ersten Vorboten der Regenzeit. Einige meinen, es käme in diesem Jahre vielleicht auch noch zur sogenannten „kleinen" Regenzeit im Oktober. Mit der soll es aber eine unsichere und seltene Sache sein. Manchmal erinnert mich die Landschaft an das persische Hochland, etwa in der Gegend von Schiras — aber hier in Südwest fehlen die Quellen, die bewässerten Aecker und Gärten Irans, und die iranische Hochlandssteppe trägt ein anderes Vegetationskleid, als die Gräser und Büsche Südafrikas darstellen.

Heute lernte ich im Kasino Leutnant v. Hirschberg kennen. Er erzählte mir, daß der Gouverneur gesagt habe, wir beide würden die Nordreise am besten wohl zusammen antreten. Von Berlin habe ich den Auftrag mitbekommen, sobald wie möglich nach Norden in den Grootfonteiner Bezirk zu gehen und dort Farmland für etwa zehn Familien auszusuchen. Mit diesen soll der erste Versuch einer Ansiedelung mit größerer Beihilfe aus staatlichen Mitteln gemacht werden. Anfang November will ich auf jeden Fall nach Grootfontein aufbrechen. Hirschberg soll ein Geschütz nach dem Norden hinaufbringen und es vorläufig in Outjo lassen. Im Anfang des nächsten Jahres will der Gouverneur selbst hinauf und von Grootfontein aus eine Expedition in die äußerste Nordostecke des Schutzgebiets an den Okawango machen. Dort hat ein eingeborener Häuptling katholische Missionare, die von Windhuk aus versucht haben, am Okawango eine Station zu

gründen, drangsaliert. Oberleutnant Volkmann, der Distriktschef von Grootfontein, soll schon einen vorläufigen Strafzug unternommen haben, aber die Schwarzen sind über den Fluß ins Portugiesische ausgewichen, und ihre Palisadenbefestigungen auf den Inseln im Fluß sind ohne vorhergehende Beschießung mit Granaten kaum zu stürmen. Daher die Kanone. Außerdem, heißt es, ist dort oben ein deutscher Händler, Namens Paasch, von den Ovakwangaris ermordet worden. Paasch soll ein gewalttätiger Mensch gewesen sein, aber darum ist es doch nicht möglich, den Mord zu ignorieren. Wenn ich wirklich mit Hirschberg hinaufziehe, so kann ich mir wieder gratulieren. Er ist alter afrikanischer Offizier und nach allem, was ich höre, bei jedem, der ihn kennt, geschätzt und beliebt. Also vorläufig morgen früh 5 Uhr Rendezvous am Kaffeetisch im Schmerenbeckschen Hause an der Storestraße!

Clarathal, den 18. Oktober 1903.

Es ist Sonntag. Seit Donnerstag bin ich hier auf der Schmerenbeckschen Farm Haris (Clarathal), vier starke Reitstunden südwestlich von Windhuk, und reite oder wandere auf der Farm selbst oder bei den benachbarten Farmern umher; morgen abend will ich wieder in Windhuk sein. Landrentmeister Junker und mein Reisegefährte von Hamburg bis Windhuk, der junge Baron v. Erffa, sind auch wieder mit. Herr Schmerenbeck hat uns heut nachmittag allein gelassen und ist nach Windhuk zurückgeritten; er wird zu Hause dringlich erwartet. Er ist der Typus des erfolgreichen Südafrikaners. Vor 30 Jahren kam er als junger Handlungsgehilfe, ohne alles Vermögen, für die Rheinische Mission ins Land, als noch niemand an die deutsche Herrschaft dachte, und jetzt ist er jedenfalls der begütertste Mann in Südwest. Als wir uns am Donnerstag früh zusammenfanden, wurde zufällig konstatiert, daß an dem Tage v. Erffas Geburtstag war, tags darauf Herrn Schmerenbecks und am 17. der Junkersche. Die Folge dieser Entdeckung war, daß aus den Schmerenbeckschen Vorräten in Windhuk drei Flaschen Henkell Trocken nach Haris mitgenommen wurden, jede in eine Satteltasche verpackt. Die Beförderung im Trab und Galopp auf dem zum Teil ganz unglaublichen Wege nach Haris bekam dem so untergebrachten

Sekt merkwürdig gut. Die erste wurde programmäßig am 15. abends getrunken; der Abend darauf kostete aber den beiden folgenden den Hals, da Herr Junker großmütig erklärte, die seine gleich mit auf Vorschuß zu geben. Abgesehen von diesem mitgenommenen Henkell ist Farm Clarathal der erste Platz hier auf dem Lande, wo sich im Hause Alkohol vorfand — allerdings unter etwas merkwürdigen Umständen. Herr Schmerenbeck meinte beim Einreiten, als wir alle großen Durst feststellten, daß irgendwo in einem Zimmer noch eine halbe Kiste Bier stehen müsse. Statt der Kiste fanden wir in dem betreffenden Raum aber einen kleinen Termitenbau, und als der mit der Schaufel auseinandergeschlagen wurde, fanden sich auch ca. 20 Flaschen Bier unversehrt darin vor. Die Termiten waren ins Haus gekommen und hatten die Kiste samt den Strohhülsen der Flaschen rein aufgefressen. Es ist wirklich wahr: nur Glas und Metall sind vor ihnen sicher. Aber die Flaschenkorken? An die hatten sie wegen der Stanniolhülle nicht herangekonnt.

Die Tage hier vergehen alle so, daß vormittags im Gelände gestreift und eine Nachbarfarm besucht, über Mittag geruht und nach 3 Uhr wieder „ins Veldt" geritten wird. Besehen werden Brunnen, Staudämme, Weideplätze, Vieh, Pferde, Schafe, Ziegen aller Klassen und Qualitäten, Farmgebäude und alle Wirtschaftsanlagen. Hier und auf der Nachbarfarm, dem eigentlichen Haris, das eben ein Deutscher aus der Kapkolonie, Rechtsanwalt Erdmann, von der Firma Mertens & Sichel gekauft hat, gibt es eine schöne Afrikanerpferdezucht. Herr Schmerenbeck züchtete schon Pferde, als die Truppe eben ins Land gekommen und Krieg mit Witbooi war (1894). Damals verkaufte er eine große Zahl Pferde an die Truppe. Die Tiere weideten irgendwo weiter gegen das Namaland zu, und als sie geholt werden sollten, zeigte sich, daß Witbooi früher dagewesen war! Nach langem Hinundher wurde festgestellt, daß im Augenblick des Kaufabschlusses die Tiere noch nicht geraubt waren. Also mußte der Fiskus den Schaden tragen. Zum Ersatz erhielt Herr Schmerenbeck später die eine Hälfte von Haris. Diese Farm hat er nach seiner Gattin Clarathal genannt. Das Land wurde ihm aber für 2 Mk. das Hektar angerechnet, weil die Siedelungsgesellschaft

damals gerade ins Land kam und mit Hilfe ihrer Verbindungen zu Hause diesen hohen Landpreis auch für das Regierungsland durchgedrückt hatte. Ursprünglich sollte das Kronland viel billiger sein, und die Verwaltung ging denn auch sehr bald wieder auf den den Verhältnissen angemessenen Preis von höchstens 1 Mk. wieder zurück. Auch Herr Gustav Voigts, der Chef der Firma Wecke & Voigts, die Voigtland besitzt, erzählte mir in Windhuk, wie er diese Farm aus demselben Grunde noch mit 2 Mk. statt 1 Mk. pro Hektar hat bezahlen müssen. Der damalige stellvertretende Landeshauptmann, Assessor v. Lindequist, ließ ihn und einen englischen Farmer Namens Tew, der am Schafrivier, südlich von Windhuk, 10 000 Hektar kaufen wollte, zu sich kommen, um den beiden Herren die Verordnung über die Erhöhung des Regierungslandpreises mit Rücksicht auf die Wünsche der Siedelungsgesellschaft in seiner liebenswürdigen Weise auseinanderzusetzen. Zum Trost gab es dann einen Kognak. Ich habe schon manchmal in meinem Leben teueren Kognak getrunken, soll Herr Tew damals gesagt haben, aber 500 Pfund hat mich bisher noch keiner gekostet! Die Siedelungsgesellschaft besteht auch heut noch in der Regel auf dem Preis von 2 Mk. für das Hektar für ihr Land, das sie von der Kolonialverwaltung geschenkt bekommen hat und das weder von besserer Qualität noch irgendwie besser erschlossen ist, als weite Strecken Kron- und Eingeborenenland. Infolgedessen erklären mir die Herren, die ich bisher als Gewährsleute gefragt habe, daß nachdem die besten und nächsten Stücke bei Windhuk verkauft sind, niemand das teure Gesellschaftsland haben will, sondern jedermann Regierungs- und Eingeborenenland vorzieht. Es heißt, der Gesellschaft sei das ganz recht — die Farmer würden ihr mit der Zeit schon kommen müssen und schon sei großer Mangel an Kronland in der Nähe von Windhuk und der Bahn.

Gestern war ich mit Herrn Junker auf Farm Vaalgras bei einem früheren Schutztruppler, Farmer Meiburg. Auch er ist verheiratet und erzählte, bisher sei prompt jedes Jahr Nachwuchs einpassiert. Herr Junker lachte und sagte: Ja, das Klima hier ist merkwürdig fruchtbar für Eheleute. Danach dürften wir also auch von unseren deutschen Ansiedlern erwarten, daß sie es mit der

Zeit hier den Buren gleichtun. Leider fehlt es noch sehr an weißen Frauen im Lande und dies Kapitel samt allem, was dazu gehört, scheint vorläufig zu den dunkleren Seiten dieses Sonnenlandes zu gehören. Gestern war ich auf Haris I bei dem Erdmannschen Verwalter, Herrn Schultze, natürlich auch einem früheren Schutztruppler. Es scheint doch ein prachtvolles Farmermaterial zu sein, diese alten Feldwebel und Unteroffiziere, die von Anbeginn an mit dem Lande verwachsen sind. Wie froh bin ich, daß ich von der Heimat her eine gründliche Anschauung in landwirtschaftlichen Dingen habe und von den Reisen in Westasien die Grundzüge in der Natur solcher großer Trockengebiete kenne! Morgen geht es über Farm Lichtenstein nach Windhuk zurück. Auf Lichtenstein sitzt der Farmer Rusch, das zweite in Aussicht genommene Farmermitglied für meine Ansiedelungskommission. Herr Rusch war zuerst Sanitätssergeant, dann Angestellter im Schmerenbeckschen Geschäft in Windhuk und kaufte damals Lichtenstein, das die größte Farm in der Windhuker Gegend ist: 23000 ha. Er gilt hier als der erfolgreichste und vorgeschrittenste Viehzüchter, namentlich in der Veredelung der einheimischen Rinder. Ich komme mir manchmal doch recht schüchtern vor, wenn ich mir vorstelle, daß ich schon in allernächster Zeit, sobald ich aus Grootfontein zurückkehre, einer Kommission vorsitzen soll, die lauter alte Afrikaner und landeserfahrene Praktiker zu Mitgliedern haben wird, und ich habe vor drei Wochen den Fuß auf den Swakopmunder Sand gesetzt! Ich soll den Besiedelungsplan für dieses Land aufstellen, das mehr als eineinhalb mal so groß ist als Deutschland, in dem, wie es scheint, bisher überhaupt noch kein geschlossener Plan verfolgt worden ist, und wo ich deutlich merke, wie manche Leute von vornherein darüber den Kopf schütteln. Ich freue mich täglich von neuem, daß ich durch den Landrentmeister, der auch alter Schutztruppler ist und mit all seinen alten Kollegen, die jetzt Farmer im Windhuker Bezirk sind, auf vertrautestem Fuß steht, wenigstens eine so gute und rückhaltlos freundschaftliche Einführung auf den Farmen habe. Eins sehe ich schon: die beste Art, hier zu lernen, ist, einfach Farm nach Farm zu besuchen, bei jedem Farmer abzusatteln, die Füße unter seinen Tisch zu setzen und ihn zu bitten: Zeigen Sie mir Ihre

Wirtschaft, erzählen Sie mir von Ihren Erfahrungen und was Sie vom Lande und seiner Zukunft halten. Dieser Tage wurde mir erzählt, es hätte einer von den alten Ansiedlern gesagt: „Der neue Vorsitzende für die Ansiedelungskommission fragt ja mächtig viel, — na, wir haben ja auch schon Leute von drüben hier gehabt, die nicht mit Fragen, sondern mit Belehren anfingen."

Gestern gegen Abend gab es plötzlich Aufregung — die Angoraziegen hatten von einem giftigen Zwiebelgewächs gefressen, das vor der Regenzeit seine Blüten treibt, und schwollen furchtbar auf; einige waren schon tot. Herr Weihe, Herrn Schmerenbecks Schwager, der auf Clarathal sitzt, nahm einen Trokar und stieß ihn einigen Tieren zwischen die Rippen. Pfeifend entwich das Gas. Man hofft, daß es gelingen wird, die Herde so noch zu retten.

Windhuk, den 21. Oktober 1903.

Gestern abend sind wir von Farm Lichtenstein hierher zurückgekehrt. Dort war viel zu sehen, und nachdem ich Herrn Rusch selbst kennen gelernt habe, begreife ich wohl, warum die zwei beamteten Angehörigen der vorläufigen Ansiedelungskommission ihre Meinung einstimmig auf ihn und Rust-Ondekaremba vereinigten. Eine Schwierigkeit taucht allerdings schon auf: die Farmer haben Bedenken wegen des Zeitverlustes, der für sie mit ihrer Zugehörigkeit zur Kommission verbunden sein wird. Diese ist einstweilen ehrenamtlich gedacht, wenn auch natürlich mit Tagegeldern für den Aufenthalt in Windhuk. Eigentlich ist man aber hier noch nicht so weit, um den Ansiedlern ehrenamtliche Funktionen in der Weise wie in den alten englischen Kolonien zumuten zu können, denn die Leute sind ja alle noch mit der Gründung und Einrichtung ihrer Wirtschaften und dem Erwerb des zu ihrer rationellen Ausgestaltung notwendigen Betriebskapitals beschäftigt. Die ehrenamtliche Mitarbeit an der Verwaltung setzt aber im Grunde gesicherte Vermögensverhältnisse voraus. Ich hoffe trotzdem, daß Männer wie Rusch und Rust sich bewegen lassen werden, Mitglieder der Ansiedelungskommission zu werden, aber ich sehe ein, daß man damit von ihrem Gemeinsinn kein geringes Opfer verlangt. Vielleicht findet sich nachher doch noch ein nach allen Seiten befriedigender Modus, wenn die Kommission erst in der

Arbeit ist. Meiner Ueberzeugung nach ist das vom Kolonialdirektor aufgestellte Prinzip einer besonderen Kommission für das Besiedelungswesen, in der praktisch erfahrene, nichtbeamtete Landesangehörige als vollberechtigte Mitglieder neben Beamten sitzen, geradezu ein befreiender Gedanke, um die wirtschaftliche Entwickelung dieses Landes voranzubringen. Um wieviel größer wird auf diese Weise nicht nur die Sachkenntnis, sondern auch die moralische Autorität jeder beschlossenen Maßregel sein! Sache der beamteten Leitung wird die Initiative sein, die Aufstellung der leitenden Grundsätze und die Sorge für den Zusammenhang im ganzen und einzelnen mit den allgemeinen Prinzipien der Verwaltung. Davon allein kann aber keine Behörde leben, wenn sie sich mehr als eine bloß formale amtliche Autorität schaffen will; in ihre Arbeit muß auf irgendeinem organischen Wege auch die Erfahrung und Intelligenz, die in dem Ansiedlertum steckt, hineingeleitet werden. Ich wage die Hoffnung zu hegen, daß in dem Entschluß zur Schaffung einer so aufgebauten Ansiedelungskommission bereits der Keim zur zukünftigen Selbstverwaltung des Schutzgebiets liegt.

Herr Rusch hat schon eine ganze Schar von Buben und Mädchen, und darum auch eine so große Farm. Man muß beizeiten für seine Söhne sorgen, sagt er; wenn die erst groß sind, wird Land teuer. Diesen ruhigen, sicheren Glauben an die Zukunft des Landes hat hier jeder von den alten Leuten, und daher auch ihre Ausdauer in der Arbeit trotz manches lastenden Drucks und mancher Rückschläge. Was ist auf Lichtenstein alles gearbeitet worden! Der mächtige Garten, noch im Entstehen, wird später einmal etwas Herrliches sein. Zu seiner Bewässerung ist ein großes Hochreservoir geplant, und gerade als wir da waren, war Herr Rusch beim Brunnensprengen auf eine so kräftige Wasserader gestoßen, daß er all seine Zukunftspläne schon verwirklicht sah.

Im Lauf der nächsten Woche hoffe ich nach Grootfontein aufzubrechen. Vielleicht bin ich zu Weihnachten wieder hier — oder ich bleibe zum Fest ruhig oben. Weihnachten im Windhuker Kasino lockt mich nicht. Ich bin an den Ton, den einige von den Alten hier angeben, zu wenig gewöhnt und glaube, ein Christbaum mit Zotenbegleitung wird schwer zu ertragen sein. Es geht

hier wohl wie überall: die Leute mit dem Bedürfnis nach einem solchen Unterhaltungsmilieu machen den Ton — und die anderen stehen reserviert beiseite. Die geistige und moralische Spitze unter den höheren Beamten ist Oberrichter Richter (daher „Doppelrichter“ genannt); dazu Assessor Gelshorn. Die verheirateten Beamten sollen sich nur selten im Kasino sehen lassen. Das Kasino ist für Militär und Zivil gemeinsam; unter den Offizieren scheinen einige sehr nette Leute zu sein.

Windhuk, den 22. Oktober 1903.

Eben ist ein langer Brief an Herrn Supf, den Vorsitzenden des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin, fertig geworden, mit dem mir der Kolonialdirektor in der Wasserfrage Fühlung zu halten empfohlen hat. Ich habe auch schon an das Gouvernement über meine erste Informationsreise auf die Farmen kurz berichtet. Das Wasser ist hier alles — aber auf dem Gebiet scheint wirklich viel versäumt worden zu sein. Ich wollte mir einen summarischen Überblick verschaffen, wieviel Wasserstellen im ganzen Lande bekannt sind, welche Gegenden genug Wasser haben, um farmwirtschaftlich ohne weiteres genutzt werden zu können. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee unterhält eine Bohrkolonne im Schutzgebiet und will noch mehr tun, falls Mittel von der Wohlfahrtslotterie zu bekommen sind. Es gibt aber in Windhuk weder eine Karte, auf der alle bekannten Wasserstellen notiert sind, noch irgendwelche Zusammenstellungen über diesen Gegenstand.

Mein vorläufiger Reiseplan sieht so aus: Zunächst mit der Eisenbahn nach Okahandja, dann über den Waterberg und Otavi nach Grootfontein. Dort längere Untersuchung des für Farmzwecke verfügbaren Geländes. Von Grootfontein will ich westwärts nach Outjo und dann durch das westliche Hereroland über Omaruru nach Karibib an die Bahn zurückgehen. Nach Karibib sollen der alte Baiweg und Otjimbingue an die Reihe kommen und dann, wieder von Windhuk aus, Gobabis und der Osten. Von Gobabis hoffe ich direkt nach Gibeon und Keetmanshoop zu gehen, dann auf dem südlichen Baiweg nach Lüderitzbucht, von wo Dampfer und Eisenbahn nach Windhuk zurückführen. In Swakopmund hoffe ich dann vielleicht Ende Mai die von Deutsch-

land kommende Familie zu empfangen. Das Gouvernement erklärt freilich, keine Wohnung zu haben; dann muß also gebaut werden, wie bisher noch für jeden verheirateten Beamten, und bis der Bau fertig ist, schachtelt man sich irgendwie ein. Das scheint der reguläre Lauf der Dinge zu sein. Die Zahl der Dienstwohnungen hinkt der Beamtenzahl immer um einige Jahre nach. Daß diese Wirtschaft sparsam ist, kann ich nicht finden, denn das Mieten einer schlechten Wohnung für die neu herkommenden Beamten kostet dem Gouvernement verhältnismäßig viel mehr, als der Bau einer neuen. Während ich schreibe, quaken die Ochsenfrösche draußen im Pastorgarten im Kühlbassin, in dem das heiße Quellwasser sich abkühlt, bevor es zur Gartenberieselung gebraucht wird. Windhuk hat nur heißes Wasser, das mit über 70° Celsius in einer Reihe von Quellen empordringt. Wenn ich den Hahn meiner Badewanne aufgedreht habe, muß ich zwei Stunden warten, bis ich hineinsteigen kann. Mit den Besuchen bin ich nun endlich fertig, der letzte war bei den Patres auf der katholischen Mission, wo man große Pläne für die Stationen ganz im Norden hat, die wieder eingerichtet werden sollen, sobald der Gouverneur seine Expedition glücklich durchgeführt hat.

Windhuk, den 29. Oktober 1903.

Ich bin nun fertig zum Abmarsch nach Norden und warte nur noch auf die Heimatpost, die laut Telegramm aus Swakopmund heut dort eingetroffen ist. Morgen geht ein Extrazug mit der Post von Swakopmund nach Windhuk ab; Sonntag, den 1. November, früh wird die Post ausgegeben (hoffentlich bringt sie einige recht dicke Briefe von Hause) und dann kann ich abreisen. Der Ochsenwagen mit Proviant und Gepäck geht morgen schon nach Okahandja voraus. Diesmal wird komfortabel gereist. Zelte sind hier nicht üblich, aber es gibt ein Feldbett mit Matratze und Moskitonetz, einen Klapptisch, einen Feldstuhl, eine vollständige Kochausrüstung usw. Leider ist etwas Unangenehmes geschehen. Leutnant v. Hirschberg mit der Kanone kann nicht zusammen mit mir marschieren. Gestern abend war ich mit einigen Herren beim Gouverneur zum Abendessen geladen. Da kam ein Heliogramm, daß die Bondelzwarts, ein,

wie es scheint, von Anfang an nur mangelhaft unterworfener Hottentottenstamm, unruhig seien. In der unbestimmten Form regte die Nachricht uns nicht weiter auf; aber heut ist ein ernstes Heliogramm eingetroffen: Leutnant Jobst, der Distriktschef von Warmbad, mit mehreren Leuten ist tot. Nähere Details sind noch nicht bekannt, aber so viel steht schon fest, daß eine militärische Expedition nach dem Süden unternommen wird, und daß vorläufig kein Offizier und kein Geschütz für den Norden abkömmlich ist. Herr Junker, der ohne Frage der Sache am meisten nützen würde, wenn er mitginge, wird vom Finanzdirektor Pahl als unabkömmlich bezeichnet, weil die Jahresschlußrechnung bevorsteht. So muß ich schließlich froh sein, daß der Gouverneur mir einen alten Serganten von der Truppe mitgibt; er heißt Biersohn, und sieht auch ganz so gemütlich aus, ist geborener Straßburger und schon seit 1895 in Afrika. Den Norden kennt er schon etwas, und jetzt soll er in Grootfontein die Kasse übernehmen.

Windhuk, den 31. Oktober 1903.

Heut ist die Windhuker Kompagnie abgerückt, die für den Süden bestimmt ist, um bei den Bondels Ruhe zu schaffen. Ich stand mit Baumeister Redecker und Herrn Schmerenbeck auf der Veranda des Posthauses und sah, wie die Truppe mit ihren Offizieren, von halb Windhuk zu Pferde geleitet, in einer ungeheuren Staubwolke zum Städtchen hinaus auf der Straße, die nach dem Paß über das Auasgebirge führt, auszog. Da hätten wir also schon so einen kleinen Eingeborenenaufstand. Zu Hause wird es, fürchte ich, etwas Sorge geben. Ich schrieb den Meinigen, daß das beste Mittel dagegen ist, die Karte vorzunehmen. Bis zu den Bondelzwarts muß man von Windhuk vier Wochen gen Süden trecken, und ich gehe ebenso weit nach Norden! Dort im Hererolande ist nach der Meinung der Hiesigen schon lange an keine bewaffnete Erhebung mehr zu denken. Nur oben am Kunene, dem Grenzfluß gegen Angola, sitzen die Ovambos, die noch keine deutsche Verwaltung kennen; mit denen habe ich nichts zu tun; dort verbietet das Klima die Besiedelung mit Weißen. Es heißt, daß die Bondels von Anfang an sehr unsichere Kantonisten gewesen sind, und daß es

nicht leicht sein wird, mit ihnen fertig zu werden. Sie haben mehrere hundert Gewehre, ihr Land ist schwer zugänglich, und im ganzen Süden herrscht äußerster Futtermangel, weil es so lange nicht geregnet hat. Gestern war Abschied im Kasino, die Offiziere bedauerten zwar den armen Jobst, aber sie sind froh, in den Feldzug zu kommen. Verschiedene von den Herren betonten aber dabei, daß Jobst es vielleicht an Besonnenheit habe fehlen lassen, mit Geschick und Einsicht könne jedermann mit den Eingeborenen in Güte fertig werden, auch mit den Bondels.

Eine Besorgnis hegte ich, als ich nach Windhuk kam, aber sie ist umsonst gewesen. Man versucht nicht, mich streng auf „Ansiedelungssachen" im engeren Sinne zu beschränken. Ich habe das gefürchtet und daher in Berlin den Kolonialdirektor ausdrücklich gefragt, ob ich meinen Dienstauftrag recht verstände, wenn ich ihn auf alle wirtschaftliche Fragen im weiteren Sinne bezöge? Das wurde mit Entschiedenheit bejaht. Hier scheint niemand etwas dagegen zu haben, daß ein Beamter jetzt alle Ansiedelungssachen und was damit zusammenhängt als Referent bearbeitet; nur die Idee, daß eine besondere Kommission die Leitung des Ansiedelungswesens erhält, scheint in Berlin wie in Windhuk Gegner zu haben. Oberrichter Richter hat mir dieser Tage eine Andeutung gemacht, daß eine gewisse Persönlichkeit aus Berlin nach Windhuk geschrieben habe, um Stimmung gegen den „Mann aus Mesopotamien" zu machen. Ich habe ihm mein Buch „Deutschland unter den Weltvölkern" zu lesen gegeben, und in Anknüpfung an jene Sache mit dem Berliner Brief sagte er mir: die Schrift habe ihm so gefallen, daß er sie hier „im Interesse der Sache und meiner Person" in Zirkulation setzen wolle. Wenn ich mit Richter und dem Landrentmeister in ein freundschaftliches Verhältnis komme, so wiegt mir das die übrige Windhuker Gesellschaft auf. Mit Richter und Assessor Gelshorn war ich neulich zu Pferde am Kaiser-Wilhelm-Berg, eine Stunde von Windhuk. Man klettert dann noch eine kleine halbe Stunde und hat oben eine hübsche Aussicht. Die Karre mit Gepäck und Proviant ist gestern abend nach Okahandja abgerückt; ich fahre morgen früh mit einem Güterzug bis Okahandja nach. Viersohn mit meinem Bambusen Pensmann, einem

Hottentotten, der früher eingeborener Soldat bei der Truppe war, bringen die Pferde dorthin; sie sollen nach Grootfontein mit, damit ich für Seitentouren von der Karre unabhängig bin. Bei Gouverneur Leutwein habe ich mich abgemeldet. Er hat sich diesmal freier ausgesprochen und war freundlich und liebenswürdig. Der Oberrichter deutete mir an, er habe wohl schon meinen Bericht über die Reise durch das Windhuker Farmgebiet gelesen, und fügte hinzu: „Der Gouverneur hat manche Fehler, auch den der Voreingenommenheit gegen manche Personen, aber den Vorzug, daß er sich durch wirkliche Leistungen bald umstimmen läßt. Also nur Mut!“ Ich habe in meinem Bericht auseinandergesetzt, daß, wenn nicht in die Behandlung der Wasserfrage System gebracht und ein wissenschaftlich wie praktisch geschulter Geologe und ebenso ein Hydrograph und Meteorologe berufen würden, weder aus der Wasserbeschaffung noch aus der Besiedelung je etwas Vernünftiges werden könne. Watermeyer, ein kapländischer Deutscher, der „Beirat“ für alle wirtschaftlichen Fragen ist, hat in Kapstadt Chemie studiert und mag in seinem Laboratorium sehr Achtbares leisten, aber nur nicht bei Dammbauten, bei der Bestimmung von Bohrpunkten und bei der technischen Beaufsichtigung der Bohrkolonnen.

Okahandja, den 3. November 1903.

Gestern vormittag ging es also auf die Reise. Bis zum Abend fanden sich auch der Leibwächter, der Bambuse, die Pferde, Karre samt Ochsen, Treiber, Tauleiter samt Ochsenwächter beim hiesigen Store von Wecke & Voigts zusammen. Herr Voigts in Windhuk hat mich gleich hierher dirigiert; ich genieße Gastfreundschaft bei seinem hiesigen Vertreter, Herrn Störmer. Gestern abend machte ich eine interessante Bekanntschaft. Samuel Maharero, der Oberhäuptling der Hereros, kam kräftig angetrunken in den Store, schien aber kein weiteres Bedürfnis als das nach einer freundschaftlichen Unterhaltung mit der vor dem Ladentisch versammelten Korona zu haben. Man geht hier zum Abendschoppen zu Wecke & Voigts, stellt sich vor die Toonbank und verlangt je nach Geschmack Bier (2 Mk. die Flasche), Whisky- oder Kognaksoda (1 Mk. das Glas). Es geht sehr demokratisch

dabei her. Schwarze dürfen natürlich nicht frei Alkohol kaufen und sich auch nicht zum Trinken unter die Weißen mengen; aber der Oberhäuptling macht halb und halb eine Ausnahme. Sehr höflich ist man nicht gegen ihn; ein Reiter von der Truppe rief ihm im breitesten Ostpreußisch zu: Samuel, du altes Schwein, du bist ja wieder besoffen! Ein Gegenstück zu dieser Szene war das elegante und wohl zubereitete Souper gleich danach beim hiesigen Distriktschef, Herrn Zürn, und seiner jungen Frau. Herr Zürn hat mich auch vormittags nach der Farm Okakango gefahren, wo ein früherer Offizier der Schutztruppe, Herr Ziegler, mit seiner Familie wohnt. In Okakango wird große Gartenkultur, namentlich Tabakbau, außerdem Gerberei und Fabrikation von Feldschuhen betrieben. Morgen geht es nun auf die wirkliche große Pad: über Otjiamangombe und Okandjose zunächst nach Otjikurume (116 km); dort vielleicht ein Rasttag und dann zum Waterberg (ca. 200 km).

Otjiamangombe, den 5. November 1903.

Heute vormittag habe ich zum erstenmal Omeire probiert, die Nationalspeise der Hereros. Wir wollten nach dem Impf- und Quarantäneposten, der hier in der Nähe eingerichtet ist, und ließen die Karre beim Farmer und Händler Mykitta. Otjiamangombe ist ein alter und berühmter Hereroplatz. Die eine Hälfte hat Mykitta von den Hereros gekauft, die andere zwei Buren, Deventer und van der Hoven. Mykitta war bisher Händler und lebt in einer ganz kleinen elenden Bude, einem sogen. Hartebeesthaus, das enger und unbequemer ist als ein guter Hereropontok. Diese weißen Wanderhändler, die alle nur das eine Ziel haben, so viel Vieh und Land von den Hereros zu erwerben, daß sie Farmer werden können, scheinen doch mitunter recht verkaffert zu sein. Mykitta sagt selbst, daß er wie ein Herero monatelang von Omeire leben könne. Das ist saure Milch, die durch irgendeine Wurzel einen eigentümlich strengen, mir vorläufig sehr unangenehmen Beigeschmack bekommt. Der übliche hölzerne Omeirepott der Hereros darf nie ausgewaschen werden, sondern die frische Milch wird immer wieder zu dem gesäuerten Rest hinzugegossen. Was sonst noch erzählt wird, wie der Häuptling einen neuen Pott für seine Werftangehörigen zum Genuß weihen soll,

ist zu unappetitlich, um wiedergegeben zu werden. In Mykittas Hütte war es so heiß und so voller Fliegen, daß wir trotz der angebotenen Gastfreundschaft lieber in den Schatten der Karre gingen. Ich versuchte Näheres über die Art des so viel besprochenen und angegriffenen Feldhandels zu erfahren, aber der Hausherr ging offenbar ungern auf dies Thema ein. Distriktschef Zürn von Okahandja ist ein scharfer Gegner der Wanderhändler und hat mir die unglaublichsten Dinge von ihnen erzählt, und da wird Mykitta wohl auch gegen mich als Beamten mißtrauisch sein. In Waterberg wird es wohl mehr zu hören geben.

Otjikurume, den 7. November 1903.

Hier steht ein Store der Kaufleute Debald und Reinicke, die von Wecke & Voigts in Windhuk das Recht zur Führung dieser im ganzen Lande renommierten Firma für Otjikurume und Waterberg gepachtet haben. Wir sind in der Nacht von gestern auf heute angekommen, haben bis hierher schon über die Hälfte des Weges nach Waterberg gemacht und glauben den ersten Rasttag verdient zu haben. Debald steht dem Geschäft hier vor, Reinicke in Waterberg; er reitet mit mir und meinem Sergeanten zusammen bis dorthin, vielleicht auch noch bis Grootfontein. Dort will er eine Farm kaufen, denn er hat den Handel mit den Hereros satt und meint so ziemlich genug Vieh von ihnen erworben zu haben, um damit „buren" anfangen zu können.

Um Vieh dreht sich, von Vieh redet, für Vieh interessiert sich alles: Weiße und Eingeborene, Farmer und Kaufleute, Private und Beamte, ja selbst die Soldaten und Offiziere. Die Wichtigkeit der Viehfrage wurde mir recht deutlich gemacht, als ich unterwegs hierher den Posten bei Otjiamangombe besuchte, wo Roßarzt Rassau stationiert ist, um aus Anlaß einer dort ausgebrochenen Seuche unter dem Hererovieh durch Präventivimpfung zu retten, was noch zu retten ist, und den Verkehr auf der Route zu kontrollieren. Zunächst erstaunte mich die Abwesenheit nicht nur allen Komforts, sondern jeder einfachen Bequemlichkeit in der Art, wie nicht nur die Mannschaften, sondern auch der doch im Offiziersrange stehende Roßarzt und sein Assistent dort hausten. In der sengenden Glut des heraufziehenden süd-

afrikanischen Sommers hatten sie nicht einmal ein Doppelzelt, sondern bloß ein einfaches, von dazu noch recht brüchiger Leinwand — keine ordentlichen Feldbetten, keinen brauchbaren Tisch und Stuhl, keine Moskitonetze! Alles, Lagerstatt, Eß- und Kochgeräte, Flaschen mit Impfblut und Galle, Instrumente, mußte wie in einem Kaffernpontok auf der Erde oder in einigen primitiven Holzkisten und Blechkoffern untergebracht werden. Die Hitze unter dem ungeschützten niedrigen Zeltdach war über Mittag dermaßen drückend, daß es tatsächlich kaum möglich war, sich zu regen. Und dabei müssen die Herren so nicht nur wochen- und monatelang leben, sondern auch fortgesetzt angestrengt arbeiten: impfen, mikroskopieren, Präparate machen und ähnliches mehr. Wie hoch ist diese stille, strapazenreiche Arbeit, wie hoch sind die unter so schwierigen Verhältnissen erzielten Erfolge zu schätzen, wenn man die bequeme und komfortable Einrichtung dagegenhält, die andere Nationen und auch unsere privaten Unternehmungen ihren gebildeten Pionieren in solche Wildnisse mitgeben!

Auf der Impfstation bei Otjiamangombe habe ich auch zum ersten Male praktisch erprobt, mit was für Wasser man sich hier in Südwest unter Umständen zufriedengeben muß. Auf dem Grunde der „Pütze", eines tiefen Loches im Sandboden der Umgebung, stand vielleicht ein Eimer voll von einer Flüssigkeit, die das Aussehen und die Konsistenz eines stark mit Milch vermischten Kaffeebodensatzes hatte. Damit mußte Suppe, Fleisch und Kaffee gekocht werden — und meine Frage, ob sie sich denn damit auch wüschen, beantworteten die Herren mit einem Lächeln: seit einigen Tagen, wo das „Wasser" in der Pütz abermals zurückgegangen sei, hätte das wohl keinen Zweck mehr und sie dächten auch daran, den Posten allmählich an eine bessere aber etwas weiter vom Hauptweg entfernte Wasserstelle zu verlegen. Und bei alledem solch ein ruhiges, zielbewußtes, bescheiden-erfolgreiches Weiterarbeiten an der verfolgten Aufgabe, ohne ein überflüssiges Wort, daß ich jedem Kritiker, der zu Hause im bequemen Schreibtischsessel über Verhältnisse und Beamte in den Kolonien räsoniert und ohne tieferes Wissen Ergebnisse und Kosten der Kolonialverwaltung vergleicht, nur raten kann, sich einmal auch einen Tag lang unter solch ein Arbeitszelt in Südwestafrika zu setzen.

Otjiamangombe liegt 52 km von Okahandja entfernt, beinahe auf halbem Wege nach Otjikurume. Heute vormittag ist übrigens auch meine langsam fahrende Karre, der wir von Otjiamangombe aus weit vorausgeritten waren, hier eingetroffen. Die starke Hitze der letzten Tage hat den Ochsen zugesetzt, und schon aus diesem Grunde müssen wir diesen Tag liegen bleiben. Ich bin froh, daß ich das Hereroland noch vor dem Beginn der Regenzeit sehe, so wie es sich in seinem dürftigsten und ungünstigsten Kleide präsentiert — denn wenn man seinen wirtschaftlichen Wert und die etwa in ihm ruhenden Entwickelungsmöglichkeiten prüfen will, so muß vor allen Dingen mit dem Status gerechnet werden, der sich regelmäßig bis zum Ende der Trockenzeit herausbildet und der also auf jeden Fall jährlich von allem was hier gedeihen soll, sei es Mensch, Vieh oder Pflanze, während mehrerer Monate ertragen werden muß. Zwar der Weidereichtum, den ich von Okahandja an bis hierher zu sehen bekommen habe, ist groß. Unabsehbare Flächen sind abwechselnd mit Busch, lichten Akazienwäldern und hohem Grase bestanden, und nicht nur die freie Steppe, sondern auch das hochstämmigere Gehölz und die dichte Dornbuschlandschaft sind mit als Weideland zu betrachten. Für unsere Ochsen und Pferde, die aus der stark überweideten Windhuker Gegend kommen, ist es schon von Okahandja an das reine Gras- und Futterparadies, und wären die Tage nicht schon von früher Morgenstunde an so enorm heiß, so könnte es eine richtige Badereise für sie sein. Täglich wird etwa von 6—9 Uhr morgens und von 3—6 Uhr nachmittags getreckt, dazwischen liegt die große Mittagsrast, während der die Glut nur im dichten Baumschatten, bei einem Minimum von Bewegung und Bekleidung, erträglich ist, und nicht bloß für mich afrikanischen Neuling, sondern auch für meine beiden landeseingesessenen Reisegefährten.

Waterberg, den 11. November 1903.

Wasser und immer wieder Wasser! Diese „große Wasserfrage" ist das fundamentale „Aber", das auch hier im Hereroland hinter allen guten Weiden und sonstigen schönen Dingen kommt. Auf der Skizze des Weges von Okahandja nach Waterberg, die man in Windhuk mir so freundlich war mitzugeben,

lautet das Verzeichnis der Wasserstellen nebst Bemerkungen: 1. Okamita — viel Wasser, 14 km (von Okahandja). 2. Omusemangombembambi*) — viel Wasser, 28 km. 3. Otjiamangombe — mäßig viel Wasser, 52 km. 4. Okatjongeama — viel Wasser, 60 km. 5. Okandjose — wenig Wasser, 70 km. 6. Okakeva — nicht viel Wasser, 74 km. 7. Onjundaura — nicht viel Wasser, 78 km. 8. Ombirizu — nicht viel Wasser, 84 km. 9. Otutundu — viel Wasser, 107 km. 10. Otjikurume — nicht viel Wasser, 116 km. 11. Osire — nicht viel Wasser, 132 km. 12. Ongoahere — kein Wasser, 144 km. 13. Ombatipiro — kein Wasser, 160 km. 14. Hamakari — sehr wenig Wasser, 176 km. 15. Waterberg — sehr reichlich Wasser, 190 km. Das sind auf annähernd 200 km vierzehn Wasserstellen auf der Strecke, aber zurzeit sind drei davon ganz oder so gut wie ganz versiegt, und auch bei den übrigen bedeutet „nicht viel Wasser", daß man nur dann darauf rechnen kann, ein Gespann Ochsen mit dem Vorrat auf dem Grunde der Pütz glatt zu tränken, wenn nicht gerade kurz vorher Hererovieh oder sonstige „Beester" dagewesen sind. Von Osire bis Hamakari sind beinahe 60 km „Durststrecke". Dazwischen fanden wir die Wasserlöcher von Hamakari fast ganz leer; nur eine Pütze gab gerade einen Kessel voll zum Kaffeekochen und zwei oder drei kleine Eimer für alle Pferde zusammen — für die Ochsen keinen Tropfen. Das, muß man sich vorstellen, sind die Wasserverhältnisse auf einer der befahrensten Routen des Landes, und sie gelten für günstig. An keiner Stelle aber fließt ein Bach, sprudelt auch nur die kleinste Quelle, sondern es sind alles bloß Löcher, meist in den Sandboden irgendeines periodischen Flußbettes gegraben, — zum Teil so tief, daß vier, fünf, auch sechs Leute übereinander darinstehen und den Schöpfeimer herauf und hinunter durch die Kette der Hände einander zureichen müssen.

Wie die Wasserstellen über das Land seitwärts von den größeren Verbindungsrouten sich verteilen, wie reichhaltig sie sind und wie ausdauernd, davon weiß man sehr wenig. Händler, Eingeborene, einzelne Patrouillenreiter von der Truppe wissen in ihrem besonderen Bezirk

*) Solche schöne Namen gibt es viele im Hererolande. Dieser soll heißen: „Das Wasserloch der braunen Kuh".

zum Teil sehr gut Bescheid, aber ihre Kenntnis hat für die Allgemeinheit wenig Wert, solange sie bloß ihr persönliches Eigentum bleibt. Es ist doch fast unbegreiflich, daß nicht wenigstens die wertvollen Materialien, die durch die Patrouillen und Routenaufnahmen der Schutztruppenoffiziere und Unteroffiziere in Berichtsform fortgesetzt einlaufen, systematisch bearbeitet und publiziert werden! Ein gewöhnliches, einigermaßen vollständiges Verzeichnis aller alten und neuen „Pützen“ könnte schon wichtige Aufschlüsse über den Verlauf und die Reichhaltigkeit der unterirdisch fließenden Gewässer geben, und ein geeignetes System von Prämien und Auszeichnungen für den Nachweis bisher unbekannt gebliebener Wasserstellen, sowohl für Weiße (namentlich Unteroffiziere und Reiter der Truppe), als auch für Eingeborene, die ohne einen solchen Sporn natürlich wenig zur Angabe solcher Plätze neigen, würde sicher von Erfolg sein.

Bei Osire, 132 km von Okahandja, kreuzten wir den großen Omuramba, auf dessen rechter Seite wir bereits mehrere Tage gezogen waren, und spannten gleich jenseits des trockenen „Bettes“ unter einer Gruppe hoher, schattenspendender Kameldornbäume aus. Der Streifen prächtig grüner und stattlicher, wenn auch etwas lichter Waldvegetation, der den Omuramba hier begleitet, ist 1 bis 2 km breit und geht allmählich in die gemischte Busch- und Grassteppe über, die von zahllosen, spitz und grotesk bis über doppelte Mannshöhe aufragenden Termitenbauten erfüllt ist. Die Afrikaner sagen, daß überall, wo die Termiten bauen, Grundwasser nicht zu weit in der Tiefe vorhanden sein müsse, weil die Tiere auch mitten in der Trockenzeit feuchte Erde zum Bau heraufbrächten. Danach zu urteilen, wäre fast überall zwischen Okahandja und Waterberg Grundwasser in erreichbarer Tiefe unter der Oberfläche zu finden, denn es gibt nur wenige Strecken, wo längs dem Wege keine Termitenhügel sich zeigen — aber es ist nichts darüber bekannt, ob jemand schon Proben auf die Praxis dieser Termitentheorie gemacht hat. In diesem Lande scheint überhaupt viel versichert, aber wenig auf exakte Art beobachtet und probiert zu werden!

Es geht sehr langsam vorwärts mit dem Ochsengespann. Der große Ochsenwagen leistet normalerweise nur 25 km und

eine zweiräderige Ochsenkarre, wie meine, auch nur bei forciertem Marsch 35—40 km in 24 Stunden: keine kleine Geduldsprobe in dieser unbevölkerten Landschaft ohne Menschen, Städte, Dörfer, Flüsse, Quellen, ja fast ohne Verkehr. Auf den ganzen 200 km zwischen hier und Okahandja haben wie nur bei Osire zwei Wagen mit Weißen getroffen, die gleichfalls ausgespannt hatten: einen Wanderhändler und einen Farmer, der weit im Norden hinter Grootfontein Land gekauft hatte und nun mit seinem Hausrat hinaufzog.

Am nächsten Tag hinter Osire ward das Waterberggebirge am nördlichen Horizont sichtbar: wie der weitgedehnte, oben geradlinig abgeschnittene Steilabfall eines großen Plateaus. In Wirklichkeit ist es nur eine ziemlich schmale Scholle roten Sandsteins, die von Südwest nach Nordost über 100 km weit streicht und nach allen Seiten, außer nach Nordosten, mauerartig steil in die Steppe abfällt. Namentlich der obere Rand, der „Kranz", stürzt fast überall in senkrechter Zerklüftung ab; darunter senkt sich dann der Berg in einer steilen, aus Grus, groben Steintrümmern und mächtigen Blöcken aufgebauten Schutthalde zur Ebene herab. Nahe unter dem Ansatz des Steilrandes entspringen rund um das ganze Plateau eine Anzahl Quellen, von denen die stärkste — an sich auch noch sehr bescheidene, denn sie liefert höchstens 10—15 Sekundenliter — in mehreren Armen bei der Missionsstation Otjosondjupa herabriefelt. Dort haben die getauften Hereros am Abhang des Berges auch etwas bewässertes Weizen- und Gartenland, und unterhalb der Mission stehen auch die beiden Stores von Debald und Reinicke und Sonnenberg. Waterberg war der Sitz des alten, mächtigen Hererohäuptlings Kambasembi, der jetzt vor kurzem gestorben ist und dessen beide Söhne Salatiel und David um die Nachfolge streiten. Kambasembis weißgetünchte große Grabhütte steht inmitten seiner alten, mit dem Tode des „Omuhona" verlassenen Werft, und noch immer sind die mannigfaltigen, über einen langen Zeitraum hin verteilten Totengebräuche, die auf das Hinscheiden eines so großen Kapitäns folgen, nicht zu Ende.

Kambasembi war ein konservativer Herero vom alten Schlage. Obwohl er einer der reichsten Kapitäne, vielleicht der reichste war,

so hat er doch bis zu seinem Tode keine europäischen Kleider getragen. Streng, zurückhaltend und auch höhergestellten weißen Besuchern gegenüber von einem öfters stark ironisch gefärbten Selbstgefühl, hat er doch die deutsche Herrschaft von Anfang an als etwas unabänderlich Gegebenes aufgefaßt und ist politisch stets „zuverlässig" gewesen. Seine Söhne sollen große Taugenichtse sein. Ich habe hier mit dem Missionar Eich viel über die Hererofrage gesprochen. Eich steht unbedingt auf seiten der Hereros und ist womöglich ein noch größerer Gegner des Feldhandels, als der Distriktschef in Okahandja. Ich erzählte ihm, daß unmittelbar vor meinem Abmarsch aus Okahandja von Windhuk telephoniert worden sei, die Bondels hätten die Station Warmbad erstürmt und daher vermutlich viel Munition und Gewehre erbeutet*). Er hielt es für ausgeschlossen, daß der Aufstand weiter nach Norden um sich greift. Die Hereros seien ruhig, aber sie würden von den weißen Händlern, deren Zahl von Jahr zu Jahr wachse, immer schlimmer übervorteilt. Mir scheint das Händlerproblem doch nicht so einfach zu liegen, wie es sich vom Standpunkt der bedingungslosen Hererofreundschaft der Rheinischen Mission aus präsentiert. Die Missionare möchten am liebsten gar keine Weißen im Hererolande haben; dann hätten wir aber politisch und wirtschaftlich besser ganz aus Südwestafrika fortbleiben können. Daß die Wanderhändler die besten Brüder nicht sind, will ich schon glauben, aber schließlich müssen die Hereros und ihr Vieh doch irgendwie ökonomisch für die Kolonie nutzbar gemacht werden. Für den richtigen Herero von der Art des alten Kambasembi ist der Besitz ungezählter Rinder an sich das Ideal — aber diese alten Leute lehnen ja auch alle europäischen Bedürfnisse außer Hinterladern und Patronen ab! Die jüngere Generation aber hat sich schon in den letzten Jahrzehnten vor der deutschen Herrschaft durch die Händler aus dem Kaplande an Alkohol und Tabak, Kaffee und Zucker, Kleider, Decken, Schuhzeug und allerlei Eisenwaren gewöhnt und will das haben. Mein Sergeant Biersohn erzählte mir neulich am Feuer, daß, als er zum erstenmal tief ins Hereroland kam, die Leute für eine

*) Das hat sich nachher als eine der üblichen südafrikanischen „Stories" herausgestellt. K.

leere Konservendose noch eine Ziege gaben. Davon ist lange nicht mehr die Rede; die Preise sind nach der Rinderpest von 1897 gewaltig gestiegen, und die Händler, die meistens gar kein Kapital haben, sondern Wagen, Ochsen und Handelsgut auf Kredit beim Store entnehmen, haben es oft hart genug, bis sie bei den zähen Hereros zu dem Ihren kommen. Reinicke, bei dem ich hier wohne, erzählt mit wahrem Ingrimm von den Listen und Praktiken, die die Hereros anwenden, um erst Kredit beim Händler zu bekommen und sich dann der Bezahlung in dem versprochenen Vieh zu entziehen. Der Missionar wiederum sagt, die Händler zwängen den Eingeborenen allen möglichen Kram auf Kredit auf, kämen nach Jahr und Tag wieder und verlangten dann die unerhörtesten Prozente. Natürlich tut hier scharfe Aufsicht not, aber den Handel mit den Hereros überhaupt zu verbieten oder den Erwerb von Hererovieh durch Weiße allzu sehr zu erschweren, würde direkt gegen die Entwickelungsinteressen der Kolonie gehen. Es ist doch eine gar zu naive Idee, daß diese Schwarzen, die vor 100 Jahren die Buschleute und Klippkaffern, denen das Land vordem gehörte, totschlugen oder zu ihren Sklaven machten, jetzt mit einemmal einen Garantiebrief darüber bekommen sollen, daß sie bis ans Ende der Tage hier Großleute spielen und Omeire trinken dürfen, während der weiße Farmer rundum arbeiten und das Land entwickeln will.

Abends kam eine Postpatrouille durch: der Gouverneur geht zur Truppe nach dem Süden. Also habe ich für die nächsten Monate dienstlich mit Richter als mit seinem nächsten Stellvertreter zu tun. Das ist mir sehr angenehm, obwohl ich auch Leutwein aufrichtig dafür dankbar bin, daß er mir für meine Nordreise vollkommen freie Hand gelassen hat. Ich kann alles tun, überall hingehen, wohin ich es nach pflichtmäßigem Ermessen für nötig halte. Den heutigen Tag habe ich fast ganz auf der Missionsstation zugebracht. Zwischen dem Gouvernement und der Mission schwebt die Frage der Regulierung des Quellenablaufs. Dazwischen machte ich eine kleine Kletterpartie durch eine wilde Felsschlucht oberhalb der Hauptquelle, wo prachtvolle alte Feigenbäume stehen, bis auf das Plateau. Die Aussicht ist herrlich. Von einer Stelle sieht man auch den doppelgipfligen Omatako,

der während des Marsches am Omuramba stets zur Linken lag. Bei Eichs gab es ein Festessen für mich: frische Kartoffeln mit frischer Butter, eine Riesenschüssel grünen Salat und mächtige Apfelsinen, alles aus dem Missionsgarten. Das sind Schlemmergenüsse hier im Lande.

Otavi, den 14. November 1903.

Von Waterberg ging es nach Otjenga. Dort, sagt der Missionar Eich, besteht die vorgeschrittenste Christengemeinde unter den Hereros. Der Kapitän heißt Saul. Er ist wie die meisten Hereroaristokraten sechs Fuß hoch und soll erstens der beste Schütze unter seinem Volk, zweitens die anständigste schwarze Haut im ganzen Lande sein. Von Otjenga bis hierher bin ich in einer Nacht geritten, um der Karre vorauszukommen und hier etwas Zeit zu gewinnen. Es war ein sehr schöner und interessanter Ritt. Als es dunkel wurde, glühte der bewölkte Himmel ringsum vom Widerschein der nahen und fernen Grasbrände auf. Wir sattelten neben der Pad im Busch ab, um den Pferden Ruhe zu geben. Pensmann legte ihnen die Spannfesseln an und der Sergeant hing ihnen die Futterbeutel mit Hafer um. Ich legte mich einen Augenblick ins Gras, den Sattel unter den Kopf und sah zu dem aufglimmenden fernen Sternhimmel empor. Nur ganz im Norden zeigten sich noch ein paar bekannte Bilder. Dann kam ein Marsch im Stockfinstern über eine stundenlang von Klippen starrende Pad. Hier in Otavi bin ich bei Herrn Seufferheldt, dem Vertreter der South West African Company, untergekommen; nebenbei liegt die kleine Militärstation, wo Unteroffizier Weber mit einem Gefreiten haust. Zu meiner Freude treffe ich hier auch wieder mit meinem Reisegefährten vom „Ernst Woermann", Herrn Marcuse, zusammen, dem kaufmännischen Direktor der Firma Arthur Koppel für den Bau der Otavibahn.

Grootfontein, den 16. November.

Von Waterberg bis hierher über Otjenga und Otavi sind rund 200 km — so viel wie von Okahandja zum Waterberg. Die Karre wird mir aber doch zu langsam, und wie von Otjenga nach Otavi, so bin ich nun auch von Otavi hierher in einer Nacht vorausgeritten. Biersohn mit der Karre wird wohl erst über-

morgen kommen! Es war schon Mittag, als ich heute mit meinem Faktotum Pensmann hier ankam, denn in der mondlosen Nacht hatten wir uns, da wir beide den Weg von Otavi hierher nur nach der Beschreibung finden mußten, an einer Stelle verritten und mußten mehrere Stunden warten, bis das Tageslicht wieder etwas Orientierung zuließ. Oberleutnant Volkmann, der Grootfonteiner Distriktschef, war durch einen voraufgesandten Brief benachrichtigt und erwartete mich in diesen Tagen. Seit dem Tisch des Missionars in Waterberg wieder die erste gedeckte Tafel heut mittag — und was für eine! Hier scheint in jeder Beziehung gut hausen zu sein — das Beste aber ist jedenfalls, daß Volkmann sich freundlich bereit erklärt, die ganze Bereisung der für Ansiedelungszwecke zunächst in Aussicht genommenen Gebiete im Distrikt mit mir gemeinsam vorzunehmen! Wir haben über Tisch die erste Rundtour auf ca. 14 Tage projektiert; einige kleinere sollen ihr dann folgen, so daß ich in einem Monat hier oben fertig zu sein hoffe.

Grootfontein, den 17. November 1903.

Jetzt bin ich sechs Wochen im Lande. Gestern vormittag ritt ich mit meinem hottentottischen Faktotum nach langem Marsch über Okahandja, Waterberg und Otavi hier ein. Im Grootfonteiner Distrikt soll der erste Versuch gemacht werden, die Besiedelung der Kolonie durch stärkere und planmäßigere Aufwendung öffentlicher Mittel als bisher in Fluß zu bringen.

Der weitläufige Komplex der Stationsgebäude ist jedenfalls für tiefsten Frieden gebaut; außer den beiden zinnengekrönten Türmen an der Ostseite des Hauptgebäudes, die übrigens im Innern auch Wohnräume enthalten, erinnert äußerlich nichts an kriegerische Möglichkeiten. Die Lage ist wunderbar. Gestern nach der ersten Begrüßung führte mich Volkmann auf die Veranda vor dem großen Speisezimmer, von wo sich der Blick nach Osten und Norden öffnet. Der Blick von da ist prachtvoll!

Unermeßlich dehnt sich weithin die gelbe Ebene von Norddamaraland aus; Busch- und reiche Grasflächen im Wechsel, soweit das Auge reicht. Die Höhenlage weitet den Horizont bis

auf 2—3 Tagereisen: bläulich, gleich einer flachen Nebelbank, erscheint dort ganz in der Ferne das hohe rechte Ufer des großen Omuramba, eben noch gegen den helleren Himmel sichtbar, und als eine lange Reihe winzig schwarzer Silhouetten heben sich die fernen Wipfel eines meilenlangen Palmenhains im Osten gegen den Gesichtskreis ab. Es hat etwas großartig Befreiendes, dies ungehinderte Wandern des Auges über so gewaltige Landflächen hin, wie sie hier, meeresgleich, dem Blick sich bieten — aber eins fehlt: dies Land hat noch keine Geschichte! Ich bin hier auf das lebendigste an den überraschend ähnlichen Ausblick vor genau drei Jahren erinnert worden: beim Hinabreiten von den letzten Vorketten des iranischen Randgebirges auf die Ebene des Tigris, den Kern des alten Assyrien. Aber wie anders geartet war dort das Empfinden! Weit am Horizont lag als ein dunkler Strich der uralte Stadtberg von Arbela; zur Rechten, in der Ferne, das Feld der Alexanderschlacht und dahinter die Höhen des Gebirges über Nemrud und Ninive. Dort erdrückte mich fast der überquellend aus dem Bewußtsein so vieler Jahrtausende von Menschheitsgeschichte empordringende Schwall der Reflexionen, das Einstürmen gedankenmäßig verdichteten Wiedererwachens all dieser Historie — hier war es etwas anderes, etwas viel Kleineres und doch zugleich Größeres: das Wissen um die eigene sittlich-persönlich-präzisierte Aufgabe, in diesem noch geschichtslosen Lande die Anfänge eines Stückes deutsch-nationaler Entwickelungsgeschichte der Gegenwart mit gründen zu sollen.

Und indem mir dies vor's Bewußtsein trat, dachte ich an die merkwürdige Verknüpfung der Fäden, die mich von jenem Blick über das mesopotamische Stromland jetzt hierher nach Südafrika auf die Terrasse von Grootfontein geführt haben!

Seinen jetzigen Namen erhielt Grootfontein von den Buren, die sich hier im Jahre 1885 unter Johannes Jordaan ansiedelten. Dieser Treck hatte schon 1874 aus politisch-religiösen Gründen Transvaal verlassen und seitdem eine unstete Wanderexistenz im portugiesischen Angola und südlich davon im Kaokofeld geführt Jordaan „kaufte" Grootfontein mit einem Territorium von etwa 50 000 Quadratkilometern von den Ovambohäuptlingen für 25 Gewehre, ein „gesalzenes" Pferd und ein Faß Branntwein. Es

sollte ein neuer Burenfreistaat werden; an die deutsche Herrschaft, die damals eben erst im südlichen Namalande nominell Fuß faßte, dachte hier oben im Norden noch kein Mensch. Jordaans Ermordung im Amboland brachte die Sache bald ins Stocken, aber bis 1896 konnte man sich deutscherseits um den ganzen Norden nicht kümmern, so daß die Buren dort noch ein Jahrzehnt ihre eigenen Herren waren. 1896 wurde die heutige Militärstation Grootfontein ganz im Ostzipfel das mittlerweile an die „South West African Company“ übergegangenen Gebiets — eines der besten Stücke unserer ganzen Kolonie — gegründet und die Burenbevölkerung unter deutsche Verwaltung genommen.

Grootfontein, den 21. November 1903.

Volkmann mußte zu einer Besprechung mit den Bahningenieuren nach Otavi reiten. Während er dort war, habe ich mir gestern und vorgestern auf zwei kleinen Rundtouren acht Farmen um Grootfontein angesehen — meist Burensiedelungen. Es ist tatsächlich so, wie ich schon in Windhuk und dann hier in Grootfontein hörte: die hiesigen Buren wirtschaften im allgemeinen sehr schlecht. Es wäre lächerlich, sie in ökonomischer Beziehung als mögliche Vorbilder und Lehrmeister für deutsche Ansiedler ansehen zu wollen. Abgesehen von ihrer unglaublichen Unsauberkeit, scheinen die meisten faul und allgemein rückständig fast in allen wirtschaftlichen Dingen zu sein. Sie können Ochsen zum Trecken anlernen, können Ochsenriemen und Feldschuhe machen, jagen und schießen, Spuren finden u. dgl. — aber das alles können die Eingeborenen auch, und von denen haben die Buren und ihre Väter vieles ja erst gelernt. Obgleich die Buren als die zuerst Gekommenen die besten Plätze eingenommen haben, mit reichlich fließendem Wasser und gutem Boden, so gibt es kaum zwei oder drei unter ihnen, die zu einigem Wohlstande gelangt wären. Die meisten sind arm, verschuldet, hausen in winzigen, verschmutzten Häuschen, ohne Fußboden und Glasfenster, leben von „Millipapp“ (Maismehlbrei), „Pampunen“ (Kürbissen) und dem Fleisch, das sie auf der eifrig, aber räuberisch betriebenen Jagd erbeuten, und haben im Durchschnitt seit ihrer Einwanderung eher Rückschritte als Fortschritte gemacht. Daß dieser schlechte Stand der

Burenfarmen nicht an den Verhältnissen liegt, sondern an den Menschen, beweist schlagend eine mitten im Burengebiet gelegene, aber von einem Deutschen aus Transvaal (Ansiedler Schulz, stammt aus Bernau in der Mark Brandenburg) bewirtschaftete Farm, Olifantsfontein. Hier ist in wenig über zwei Jahren mit Fleiß und Energie eine blühende Wirtschaft mit großem, reichem Garten, dreißig Hektar umgepflügten Maislandes und einem soliden Viehbestand geschaffen worden. Von alledem gibt es auf den meisten Burenfarmen nichts oder höchstens einige halbe Bemühungen mit entsprechendem Ergebnis. Ein gepflügtes Burenfeld und Burengärten sehen hier nach dem, was mir bisher vor Augen gekommen ist, viel eher nach Eingeborenen- als nach weißer Arbeit aus; Ausnahmen dazwischen fallen so auf, daß sie nur die Regel bestätigen. Ein paar eingewanderte Kapländer sollen übrigens besser arbeiten und bedeutend zivilisierter sein. Ich habe aber bisher noch keine von ihren Farmen gesehen.

Erstaunlich ist mir vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der hier in und um Grootfontein von Ackerbau, speziell Maiskultur, als von einer ganz natürlichen Sache gesprochen wird — und zwar nicht nur auf künstliche Bewässerung, sondern auf den jährlichen Regenfall hin! Allerdings muß man auch hier damit rechnen, daß dürre Jahre, wie z. B. das vorige, zwischenein kommen; aber wie jede einzelne Farm beweist, besteht hier darum doch eine, wenn auch noch so primitive, so doch reguläre Ackerwirtschaft, und es ist ganz erstaunlich, daß man nicht nur in Deutschland davon nichts weiß, sondern daß selbst in Windhuk nur ganz unbestimmte Vorstellungen von den hiesigen Verhältnissen existieren. Dort in Grootfontein gäbe es Ansiedler, die 200 Zentner Mais zu verkaufen haben, hörte ich unten zwar öfters sagen, aber darüber, ob dieser Mais bewässert oder unbewässert wächst — das Entscheidende bei der Armut des Landes an fließendem Wasser — war an der Zentrale nichts Positives zu erfahren. Der einzige, der es bereits vor Jahren ausgesprochen hat, daß um Grootfontein der Sommerregen (November bis April) zum Feldbau ausreicht, ist Schinz in seinem Buche „Deutsch-Südwestafrika“ (1891 erschienen); die übrige Literatur ist noch durchweg von der Vorstellung beherrscht, daß

in ganz Damaraland der Regenfall nirgends, auch nicht im Norden, wesentlich über 400 mm hinausgeht — was allerdings zu wenig wäre, um unter südwestafrikanischen Verhältnissen rationellen Ackerbau darauf zu gründen. Allerdings ist außer Schinz auch noch nie ein Autor eines Buches über Südwestafrika weiter nach Norden gekommen, als bis in die Umgegend von Okahandja und Omaruru, d. h. knapp bis zur Mitte des Hererolandes. Nur François Züge machen eine Ausnahme, aber der war Offizier und hat über wirtschaftliche Dinge nichts berichtet.

Grootfontein, den 23. November 1903.

Volkmann ist von Otavi zurück und hat einen Gast mitgebracht: Leutnant Leutwein, einen Sohn unseres Gouverneurs, der die Herren von der Otavieisenbahn begleitet hatte und nun unsere erste projektierte Rundtour mitmachen will. Morgen soll aufgebrochen werden, und zwar halbwegs kriegerisch, denn von der Farm Koantsas, ca. 90 km nördlich Grootfontein, kam heute, während wir beim Abendbrot saßen, Nachricht, daß Himarua, der Häuptling am Okawango, der auch die katholischen Missionare drangsaliert hat, im Anmarsch sei und jene Farm überfallen wolle. Das wird wohl stark übertrieben sein, aber Volkmann will doch acht Reiter von der Truppe mitnehmen und unsere Expedition, die zunächst nicht so weit nach Norden geplant war, um dieser Meldung willen gleich bis Koantsas ausdehnen. Mit dem Himarua ist es überhaupt eine unangenehme Sache; er hat viel bei uns auf dem Kerbholz, und Volkmann hat ja auch schon eine Expedition gegen ihn gemacht, ohne daß es gelang, ihn in die Hände zu bekommen. Himarua ist auch schuld an der Ermordung des Händlers Paasch. Zwei Töchter Paasch's blieben damals bei dem Ueberfall am Leben. Eine führten die Okawangoleute gefangen mit sich; die andere, wie es heißt ein etwas schwachsinniges Mädchen, lief ins Feld und man hörte lange nichts von ihrem Schicksal. Jetzt haben ein paar zahme Buschleute, die um Tabak auf die Station kommen, erzählt, daß wilde Kungbuschleute im Sandfeld die Tochter Paasch's gefangen, mit den Füßen an einen Baum gehängt und Feuer unter ihrem Kopf angemacht hätten, bis sie tot war! Und haben sie sonst nichts mit ihr ge-

macht? Nein, sonst nichts! Das so schauderhaft zu Tode gebrachte Mädchen soll etwa 18 Jahre alt gewesen sein. Die andere Tochter ist ein Kind von 12 Jahren. Ein Trupp Grootfonteiner Buren ist schon seit mehreren Wochen fort zum Okawango, um sie mit List oder Gewalt zu befreien; sie hoffen dabei wahrscheinlich im stillen, auch etwas von dem Vieh und dem Gelde Paasch's zu erbeuten. Paasch hatte, als er ermordet wurde, mehrere tausend Mark in Gold bei sich, und die Buschleute erzählen, Himarua habe mit den gelben Goldstücken von einem Händler Sachen kaufen wollen. Was für Händler mögen sich denn jetzt noch dort oben umhertreiben?

Koantsas, den 27. November.

Wir sind am 24. von Grootfontein aufgebrochen und über Aukas, Karuchas, Tsebib und Tsintsabis hierher marschiert. Das alles sind aber keine Ortschaften, sondern bloße Wasserlöcher ohne irgendeinen menschlichen Wohnplatz. Nur auf Aukas waren die Fundamente eines zerfallenen Hauses sichtbar. Hier hat vor dreißig Jahren der große Jäger Eriksen eine Zeitlang seinen Standort für die großen Elefanten- und Antilopenjagden jener schon halb sagenhaften Tage gehabt.

Das äußere Bild der Landschaft hat sich gegen das Hereroland sehr geändert. Zwei charakteristische Laubbäume bilden große Bestände: Tamboti und Marula mit ihren Burennamen. Sie sollen auch in Nordtransvaal und am Sambesi wachsen. Noch war fast alles grau und blattlos, aber das reichliche Astwerk und die breiten Kronen lassen namentlich bei den platanenähnlichen, mächtigen Marulas ein imposantes Bild des belaubten Baumes erwarten, während die Tambotis nach Größe, Rinde und Gestalt einigermaßen an unsere heimischen wilden Birnbäume erinnern. Beide sollen ein gutes Nutzholz liefern — so hat z. B. die Otavi-Minengesellschaft die Zimmerung ihrer Versuchsschächte in Tsumeb größtenteils mit diesem Material ausgeführt.

In Tsebib wurde gerastet, zu Abend gegessen und dann, um rascher vorwärts zu kommen, noch ein kleiner Nachttreck im Finstern von zwei Stunden eingelegt, nachdem Ochsen und Pferde

reichlich getränkt waren. Von 1—4½ Uhr früh gab es dann eine kurze Schlafpause, und um 7 Uhr morgens erreichten wir Korokoab, wo sich die Wege rechts nach Koantsas und vorwärts über Tsintsabis nach dem Okawango gabeln. Unsere Marschrichtung war von Aukas an nordwestlich. Korokoab zeichnet sich durch prachtvolle Exemplare von Marulas aus; außerdem ist dort ein merkwürdiges Loch in Kalkfels, in das die Buschleute hineinschlüpfen, um nach einiger Zeit mit Wasser wiederzukommen. Es geht wie ein schräger Schlot direkt in den Boden hinein, soll sich aber unten mehrmals krümmen, erweitern und wieder verengern, bis man ans Wasser kommt. Um hineinzukommen, muß man schon schmächtig wie ein Buschmann sein. Beim größten Baum von Korokoab, wo die Wege sich teilen, trafen wir einen Ovambo, der von Koantsas war und einen Brief an Volkmann von dem weißen Verwalter der Farm, Herrn Schlomka, hatte, des Inhalts, daß noch kein Ueberfall geschehen sei. Wir hatten auch von keinem zu hören erwartet; Volkmann schickte aber doch unsere beiden Karren mit den Reitern direkt nach Koantsas, befahl ihnen, dort zu lagern und ritt mit uns, Leutnant Leutwein und mir, samt den zugehörigen Bambusen, nach Tsintsabis weiter, um uns den interessanten Platz zu zeigen.

Leider hat es noch fast gar nicht geregnet, und die Baumvegetation ist daher noch sehr kahl; das Gras zwar hoch und stattlich, aber vollständig dürr und gelb. Trotzdem war es ein prächtiges Landschaftsbild, das wir zwischen Korokoab und Tsintsabis zu sehen bekamen. Am ehesten kann ich es noch mit einem ungeheuren Park vergleichen, der abwechselnd weite reiche Grasflächen und wundervollen, gruppenweise angeordneten Baumbestand zeigt. Die Kraft des Wuchses der massigen Laubvegetation, zu der man die Dornakazien des Hererolandes wegen ihres sperrigen, stacheligen Charakters nicht rechnet, und besonders die am Rande einzelner flacher Senkungen, wo während und nach der Regenzeit länger Wasser steht, bereits grünenden Sykomoren, zeugen für die Fruchtbarkeit und Tiefe der hier den Kalkuntergrund hoch und weich überlagernden, sandig-humosen Dammerde. Kurz vor Tsintsabis bekamen wir sogar links vom

Wege einen stattlichen Baobab oder Affenbrotbaum zu bewundern: das südlichste Exemplar dieses tropischen Baumriesen, das im Schutzgebiet steht. Leider war auch der Baobab noch blattlos.

Die Pützen von Tsintsabis selbst liegen nicht im Kalkstein, sondern sind tief in die Sandmassen eines Riviers, des Omuramba u Ovambo, gegraben. Sie waren gänzlich verschüttet, bis Volkmann auf seinem jüngsten Okowangozuge einige von ihnen mit großem Arbeitsaufwande neu ausheben ließ, und wir waren etwas in Sorge, ob sie noch offen sein und Wasser für unsere durstigen Pferde halten würden. Zum Glück war es der Fall, und nach einer halben Stunde hatten wir die braven Gäule mit Hilfe der wasserdichten Futterbeutel alle getränkt. Weiter nordöstlich als bis hierher — gut 100 km von Grootfontein — wollten wir diese Exkursion nicht ausdehnen, und da es mittlerweile 10 Uhr vormittags und bereits sehr heiß geworden war, so suchten wir uns einen großen Feigenbaum als Schattenspender für die Tagesrast, ließen die Pferde zur Weide spannen und harrten des Kaffees und der sonstigen — etwas frugalen — Genüsse, die in den Satteltaschen verpackt waren. Außerdem fanden sich noch etliche Buschleute ein, von denen einer als Führer quer durch den Busch nach Koantsas engagiert wurde, um das Zurückreiten auf dem bereits bekannten Wege zu vermeiden. Ich war sehr gespannt auf den Charakter des Landes seitab vom Wege, der doch, wie man vielleicht annehmen konnte, durch die begünstigteren Partien lief.

Gewaltige Tageshitze und eine Menge Stinkameisen beeinträchtigten etwas die Ruhe unter dem Feigenbaum — aber trotzdem empfand ich tief den Eindruck der in ihrer Art großartig wirkungsvollen Landschaft. Kaum will man es fassen, daß diese imposante Baumvegetation mit den üppigen Grasflächen dazwischen, diese weitgedehnten, tiefgründig fruchtbaren Bodenmassen bis heute eine im Grunde menschenleere, nie genutzte Wildnis bilden — denn die wenigen Dutzend oder hundert vagierender Buschmannsfamilien, die sie durchziehen, sind keine „Bevölkerung" in dem Sinn, den das Wort sonst verdient. Warum ist überhaupt das ganze weite Gebiet von Waterberg bis an die Etoscha-

pfanne und bis an das große dem Okowangotale vorgelagerte Sandfeld augenscheinlich nie von einem der kräftigen Völker des Nordens von Südwestafrika, Ovambos oder Hereros, begehrt — vielmehr den verachteten Buschleuten überlassen geblieben — wiewohl es so fruchtbar und an vielen Plätzen so wasserreich ist? Kambasembi, der alte Großkapitän der Waterberghereros, pflegte zu erzählen, er sei ein „Kaokomensch“ (d. h. stamme aus dem Kaokofeld, wo die Westhereros nach ihrer Einwanderung über den Kunene vor höchstens einem Jahrhundert eine Zeitlang saßen), und habe in seiner Jugend für die Herden seines Geschlechts auf Grootfontein Brunnen graben helfen. Das sind also wohl die Löcher im Kalksumpf gewesen, die Stabsarzt Kuhn und Leutnant Eggers fanden, als sie nach der Gründung Grootfonteins daran gingen, den bisher ungesunden Platz durch Anlage der großen Drainagegräben, die sich heute auf der Südseite der Station hinziehen, zu entwässern. Aber die Hereros sind doch nicht auf Grootfontein geblieben, sondern bald südwärts hinter die große Sandsteintafel des Waterberges gezogen. Das ist schwer anders als dadurch zu erklären, daß für das südafrikanische Steppenrind die besondere Art zum Teil sehr derber Grasvegetation, die auf dem regengetränkten, aus Kalksteinen entstandenen Verwitterungsboden des Grootfonteiner Landes wächst, nicht recht gedeihlich ist. Die feineren Gräser des Damara- und Namalandes sagen ihm besser zu. Aehnlich steht es offenbar mit dem Ovamborind, und daher wird es gekommen sein, daß die Ovambos mit ihren Herden im Norden hinter der Pfanne blieben, die Hereros aber, als sie merkten, daß die Buschsteppe jenseits vom Waterberg ihre Rinder besser nährte, samt und sonders südwärts wanderten. So wurde das große Zwischengebiet leer, niemandes Land, ein natürliches Reservat der besitzlosen Buschleute.

Von Tsintsabis führte uns der Buschmann in vier Stunden querfeldein hierher nach Koantsas. Hier, über 100 km von Grootfontein, steht das erste Haus, das man auf dieser Route nach dem Verlassen der Station trifft. Koantsas ist kürzlich als Farm vom Gouvernement an die Herren Hartmann und Zipplitt verkauft worden. Beide sind abwesend; ihr Verwalter begrüßte

uns. Einstweilen steht nur ein Blockhaus aus Tambotistämmen auf dem Platz, aber die Luftziegel zu einem besseren Wohnhaus werden bereits gestrichen. Das Land von Tsintsabis bis hierher zeigt den denkbar üppigsten Baum- und Graswuchs. Besonders auffallend sind lange Streifen fast schwarzen, offenbar vom Wasser zusammen geschwemmten Bodens, der regelmäßig die etwas tiefer als die Umgegend liegenden muldenförmigen Senkungen, die hier massenhaft auftreten, ausfüllt. Es scheint, daß dies ein Acker- und Pflanzenland ersten Ranges ist, aber noch hat niemand eine Probe darauf gemacht. Von Bodenanalysen ahnt man hier so wenig, wie sonst irgendwo in Südwestafrika. Nur das eine ist vollkommen deutlich: daß dies Stück unserer Kolonie durchaus ein Land für sich ist, mit eigenen, den großen zentralen Territorien zwischen dem Waterberg und den Tafelländern des Südens nur noch wenig verwandten, selbständigen und selbständig zu beurteilenden Möglichkeiten der Entwickelung. Noch weiter nach Nordosten, am Okawangofluß, sagt Volkmann, der mehrmals dort war, ist wieder eine andere Welt: dort gehört uns ein reiches und fruchtbares, das ganze Jahr hindurch von starken Wassermengen durchströmtes und dicht bevölkertes Flußtal, Hunderte von Kilometern lang — aber um dorthin zu kommen, muß man von der letzten Wasserstelle, Tsintsabis, aus noch mehr als 150 km durch wasserloses, aber wald- und grasbedecktes Sandfeld nach Norden.

Neitsas, den 1. Dezember 1903.

Wir rückten am 28. November nachmittags von Koantsas ab, nachdem Volkmann für alle Fälle dort einen Posten von drei Mann mit einem Unteroffizier eingerichtet hatte, und gelangten abends nach der Wasserstelle Auuns. Diese hat vor kurzem mit 20000 ha Farmland ein Deutscher aus Transvaal gekauft, Freiherr v. Spiegel-Desenburg. Wir glaubten, das von ihm errichtete Haus stände nahe bei den alten Pützen, an denen der Name Auuns haftet, und machten uns am nächsten Morgen zu Fuß, einer Wagenspur folgend, auf die Suche danach, jedoch ohne Erfolg. Nach einer halbstündigen Wanderung durch den Busch war noch nichts zu entdecken, was auf die Nähe einer menschlichen Wohnung gedeutet hätte; auch der übliche afrikanische Ruf

nach Menschen, drei Gewehrschüsse hintereinander, blieb unbeantwortet, und so kehrten wir wieder zu den Karren um. Am Mittag kam Spiegel selbst, der von seinen Eingeborenen gehört hatte, es seien Fremde an den Wasserlöchern von Auuns, uns zu begrüßen, und führte uns zu einem großen Baobab mitten im Busch, nahe unserem Biwak, mit mehreren eingeschnittenen Namen vor uns dagewesener Besucher. Von dort ritt er mit dem jungen Leutwein und mir zu einer 3—4 km entfernten natürlichen Lichtung im Buschwald, die er durch eingeborene Arbeiter vollends zu Pflugland klären, d. h. von den vereinzelten niedrigen Sträuchern samt ihren weithin kriechenden Wurzeln befreien ließ. Der Platz war gut 25—30 ha groß, der Boden eine lockere, sandig dunkle Erde, von der ich Proben (wie schon öfters) zur Analyse in Windhuk mitnahm. Hierher sollte Mais kommen. Man rechnet hier bei Bewässerung allein durch den natürlichen Regenfall vorläufig — im frisch geklärten und noch nicht durchkultivierten Lande — 20 Zentner Mais auf das Hektar, also sehr wenig. Bewegt sah ich hier auf dies frische, einstweilen noch am weitesten in den eben erst dämmernden Norden der Kolonie vorgeschobene Zeugnis deutschen Ringens um die pflügbare, das Heim tragende Scholle: eine weit und mächtig sich streckende Reihe eben erst gezogener, braun schimmernder Ackerfurchen inmitten der hier so fremdartigen Vegetation laubtragender Waldbäume und Büsche! Wieder, wie schon vorher in der idealen Parklandschaft bei Korokoab und Tsintsabis, ward mir deutlich, daß dieser Teil vom Norden Südwestafrikas durchaus ein Land für sich ist, mit eigenen, den großen zentralen Territorien zwischen dem Waterberg und den Tafelländern des Südens zwar immer noch verwandten, aber doch sehr anders zu beurteilenden Wirtschaftsbedingungen und Möglichkeiten der Entwickelung.

Volkmann war mit unseren Karren und den Leuten auf der von Spiegel angegebenen Wagenspur vom großen Baobab nach Osten weitergegangen; Leutwein und ich wollten nachreiten und uns unterwegs noch das Blockhaus und die zweite — fließende — Wasserstelle der Farm besehen, wo Spiegel seit einigen Monaten, seit er den Platz erwarb, wohnte. Dort hörte der „Weg" auf, und der pfadlose Buschwald begann. Um hierher, nach Neitsas,

zu kommen, sollte in der Richtung, welche die wieder als Wegeführer mitgenommenen Buschleute angaben, mit Axt und Säge eine „Pad“ durch die Wildnis bis zur Wasserstelle Guntsas gebahnt werden. Dort mußte man dann auf einen Weg treffen, der nach Neitsas führte. Beim Hause trennten wir beide uns zufällig auf wenige Minuten von Spiegel, und indem wir gegenseitig glaubten, der andere Teil sei vorausgeritten, der Karrenspur folgend, kamen wir voneinander ab. Erst in der Dunkelheit, nachdem die Spur kaum mehr zu erkennen war, und wir schon eine Zeitlang in der Ferne das Krachen rufender Schüsse und durchdringender Stöße aus Volkmanns weithin vernehmlicher Signaltrompete gehört hatten, trafen wir das Biwak, wo Spiegel bereits eine geraume Weile bei den Karren auf uns wartete. Gestern früh kostete es dann zu allseitiger Ueberraschung nur noch einen ganz kurzen Marsch durch den Busch, bis wir Guntsas vor uns sahen!

Hier wurde es mit einem Male merklich grüner als bisher. Die Tambotibäume, die von ihrem ersten Auftreten bei Aukas an kahl und sperrig dagestanden hatten, erschienen weithin mit einem grünen Schimmer überhaucht, der niedrige Busch, der hier im Norden größtenteils das ganze Jahr hindurch leidlich grün bleibt, prangte in satter und kräftig frischer Farbe; hier und da wagte sich auch schon etwas junges Gras ans Licht. Nur die großen, weitästigen Sklerokaryen (Marulas) zeigten äußerlich noch keine Spur von Erwachen. Es macht einen seltsamen Eindruck, so bei brennender Hochsommerglut durch einen Wald zu reiten, der aussieht, als ob harte Winterkälte ihn alles Blattwerks beraubt hätte! Selbst der grüne Niederbusch zerstört das Bild eines lichten, mittelhohen nordischen Laubwaldes im Winter nicht ganz, denn auch in Mitteleuropa gibt es ja im Walde genug immergrünes Unterholz, Strauch- und Buschwerk. Dazwischen stehen auf den Lichtungen hohe, gelbe Grasmassen, oder es dehnen sich lange und breite schwarzgebrannte Flecke hin: die Buschleute haben das Gras angezündet, damit der weiche, saftige „Opslag“, das frische Junggras, rascher und dichter hervorsprießen und das Wild anlocken soll. Wirklich grün, sagt Volkmann, wird alles erst, nachdem es einmal ordentlich geregnet hat. Entweder steht

daher in dieser Gegend das Grundwasser höher, oder es sind schon einige Schauer niedergegangen — sonst ließe sich der Fortschritt der Vegetation kaum erklären.

Guntsas gehört einem Viehzuchtsyndikat, das Rindvieh über die Betschuanagrenze nach Mafeking exportieren will, und an dem auch Stabsarzt Kuhn von der Schutztruppe beteiligt ist: es soll übrigens alles noch werden, und erst der Stamm der projektierten großen Zuchtherde ist da. Ein früherer Unteroffizier der Truppe, Lodes, wohnt als Verwalter in dem hübschen Farmhäuschen aus weißgrauen Luftziegeln; er war aber offenbar fortgeritten, denn das Haus war zugeschlossen, und außer einigen Buschleuten, die keine Auskunft geben wollten oder konnten, zeigte sich nur ein zahmer Gemsbock mit schönem Gehörn auf dem Platz. Wir spannten aus und tränkten, hielten uns aber nicht weiter auf, da unser Marsch vom Biwak im Walde kaum erst eine Stunde dauerte, und treckten dann weiter über das schon zu Neitsas gehörige Wasserloch Aitsas hierher.

Es ist wirklich hübsch hier, das Land und die Reise! In Neitsas gibt es sogar etwas sehr Hübsches: eine junge deutsche Hausfrau. Stabsarzt Kuhn, dem Neitsas als Farm gehört, ist mit seiner Gattin auf der Hochzeitsreise hier — per Ochsenwagen natürlich. Die Braut ist erst vor zwei Monaten von Hamburg herübergekommen, und in Swakopmund haben sie geheiratet. Seit gestern vormittag, wo wir von Koantsas her ankamen, entwickelt sich ein idyllisches Leben mit wenig europäischer Tünche, wenig Messern, Gabeln u. dgl. Kulturgerätschaften, aber viel Behagen. Eine besondere Genugtuung war mir dabei noch der Anblick eines tadellosen Reformkleides, das die junge Frau mit so viel Anmut trug, daß man nur bedauern konnte, als einzige Bewunderer Buschleute und Hereros zu sehen. Hier wird es jetzt grün, und die wundervolle, immer weiter sich dehnende Parklandschaft gibt den frischen und schönen, reichen äußeren Hintergrund für das freudige Gefühl, zu sehen, wie die vordringende deutsche Siedelung sich dieses wahrhaft neuen und vielversprechenden Landes mutig und kräftig bemächtigt. Hier ist ein Stück Land, von dem die Leute zu Hause überhaupt noch nicht wissen, daß es uns gehört. Hier regnet es so viel, daß man pflügen und in den meisten

Jahren so viel Mais ernten kann, wieviel Boden man zu bestellen imstande ist. Schon die Gegend um Grootfontein und Otavi ist vom Hereroland sehr verschieden; hier fangen die Vergleichspunkte überhaupt an sehr spärlich zu werden. Wenn man unsere nörgelnden Kritiker, die immer nur von dem wertlosen Südwestafrika zu reden wissen, hierher bringen könnte, so würden sie wahrscheinlich darauf schwören, irgendwo anders auf der Welt zu sein, bei Engländern, Franzosen oder Portugiesen, und nicht in der „Sandbüchse“.

Auf Neitsas ist schon so viel Maisland umgebrochen, daß man zu Hause ein ganzes Bauerngut daraus machen könnte. Gegen die 20 000 ha der ganzen Farm ist es freilich erst ein Pünktchen wirklicher Bodenkultur. 20 000 ha sind 200 Quadratkilomer, ein Stück Land, 20 km lang und 10 km breit, ein Rechteck von 60 km Umfang! Dieser Besitz ist auf der Karte leicht eingezeichnet, aber bis der Farmer ihn selbst kennen lernt, braucht er Jahr und Tag. Neitsas und noch weite Bodenflächen in seiner Nachbarschaft sind für dasselbe Viehzuchtunternehmen bestimmt, dessen Vertreter in Südwestafrika Stabsarzt Kuhn ist. Der bisher erworbene Rindviehbestand repräsentiert für hiesige Verhältnisse bereits eine stattliche Größe; die zukünftige Produktion ist, wie gesagt, zur Ausfuhr nach den Märkten des englischen Südafrika bestimmt. Der Gedanke ist gut, hoffentlich findet dies Unternehmen bald Nachfolger. Allein aus dem Grootfonteiner Gebiet kann man noch hundert solcher Farmen schneiden — sobald erst energisch an das Aufsuchen und Aufmachen der unterirdischen Wasservorräte gegangen wird. So wie Dinge jetzt stehen, haftet die Besiedelung an den spärlich verstreuten, von Natur und von alters her offenen Wasserstellen, und im übrigen kann ein Mensch auf seinem Lande sechs Monate lang wohnen, pflügen, säen, ernten, und dann, wenn das von der Regenzeit her oberflächlich stehengebliebene Wasser aufgetrocknet ist, findet er für sich und seine Tiere, bis es wieder regnet, keinen Tropfen. Unter der Erde ist Wasser in Fülle, und wahrscheinlich steht es nicht einmal tief, aber ohne Bohrmaschine ist dem harten Kalkfels, der unter der Erdkrume liegt, nicht beizukommen.

Das ist unser einziges wirkliches Unglück hier: schlimmer als

Wassermangel, Heuschrecken und Rinderpest — daß nur wenige zu Hause wissen, wieviel Geld es lohnt, in dieses Land zu stecken, und wieviel Geld aus öffentlichen Mitteln hineingesteckt werden muß, bis das Fundament geschaffen ist, auf das der Einzelfarmer mit beschränktem Vermögen seine Arbeit zukunftsreich gründen kann.

Diese grünende, weithin sich dehnende Parklandschaft wirkt förmlich befreiend, aber schöner noch ist das freudige Gefühl, Zeuge zu sein, wie eben hier die vordringende deutsche Siedelung sich dieses wahrhaft neuen und so vielversprechenden Landes mutig und kräftig bemächtigt. Seit Korokoab und Tsintsabis habe ich fortgesetzt das Empfinden, daß ich hier überhaupt nicht recht in Südwestafrika im Sinne der großen Gras- und Dornsteppen des Herero- und Namalandes bin, sondern irgendwo anders, in einem neuen Lande, von dem wir oder wenigstens die Leute zu Hause noch gar nicht recht wissen, daß es uns gehört.

Otjituo, den 2. Dezember 1903.

Von Neitsas bis hierher sind ca. 45 km, die wir von gestern nachmittag bis heute mittag gemacht haben. Otjituo ist Unterstation von Grootfontein, mit drei Mann besetzt; das Stationsgebäude — Luftziegelmauern und Riedgrasdach — haben unsere Soldaten selbst mit einigen eingeborenen Arbeitern aufgerichtet. Nur Fenster und Türen sind herangebracht. Ein Raum, das sog. Offizierszimmer, steht immer zur Unterkunft für Reisende im Regierungsdienst bereit. Hier bleiben wir voraussichtlich bis übermorgen früh; Volkmann muß die Station revidieren und hat auch noch eine gerichtliche Untersuchungssache zu erledigen. Hier hört die Parklandschaft von Tsintsabis und Neitsas allmählich wieder auf. Mit Einbruch der Dunkelheit nach dem Abmarsch von Kuhns lagerten wir am Rande einer stundenbreiten, nur von ganz niedrigem Busch unterbrochenen Grasebene. Heute früh kreuzten wir die Fläche. Wasser fand sich in ihrer Nähe nicht mehr vor, doch hatten wir gestern nachmittag nahe an einem großen trockenen Vley das einsame Buschmannwasserloch Choiganab passiert. Heute vormittag fanden wir, halb in einen kleinen Strauch hineingeschoben oder gekrochen, einen toten Buschmann.

Aeußere Spuren einer Verletzung waren nicht bemerkbar; er konnte höchstens erst einen halben Tag tot sein. Auch ein Menschenschicksal! Hat mein hottentottischer Bambuse Pensmann wirklich recht, wenn er meint, solch ein toter Buschmann sei doch nichts mehr, als ein toter Pavian, warum der Oberleutnant (Volkmann) sich erst noch darum kümmere? Volkmann steht sich mit dem seltsamen Volk gut, er hält streng darauf, soweit er kann, daß ihnen kein Unrecht geschieht, und diese scheuen Vögel haben wirklich einiges Zutrauen zu ihm. Hier weit im Nordosten, am Rande des großen, wasserlosen (d. h. die Buschleute werden schon Wasser drin kennen) Sandfeldes, gibt es noch wirkliche Buschleute in aller Wildheit und Freiheit; hier sieht man auch zweifellos an ihrem pygmäenhaft zarten Wuchs, daß sie wirklich eine kleine Rasse sind. Weiter nach Westen sind sie so mit Hottentotten und Bergdamaras vermischt, daß der Typus stark verwischt ist.

Dreiviertel Stunden vor Otjituo passierten wir zur Linken ein großes Stück frisch umgeackerten Maisbodens, schon zu Farm Okatjeru gehörig; dann zog sich der Weg über einen tiefrot sandigen, sehr hübsch bewaldeten Rücken, ähnlich einer breiten, flach gewölbten Düne, und jenseits lag plötzlich das mächtige, tiefe Tal des großen Omuramba zu unseren Füßen. Der Eindruck war für mich um so stärker, als der Omuramba bei Otjituo eigentlich das erste wirklich ausgeprägte Flußtal oder wenigstens das Bild eines solchen ist, das ich hier in Südwestafrika nach dem Blick von der Eisenbahnstrecke nahe Swakopmund auf dem unteren Swakop gesehen habe. Der Omuramba führt aber auch hier keine Spur von Wasser mehr, wenn er auch in irgendwelcher Vorzeit sicher geflossen sein muß.

Abwärts von Otjituo ist nur noch einmal, einige 30 km entfernt, bei Eriksons Pütz während eines Teils des Jahres Wasser zu finden; dann beginnt die große 160 km lange Durststrecke bis zur Mündung des Tales in den Okawango. Auf dieser ist Wasser in einer Reihe von Vleys nur während der Regenzeit zu finden.

Otjituo, den 3. Dezember 1903.

Heute vormittag ritt ich mit einem eingeborenen Polizisten

den Omuramba ein Stück hinunter, dann durch ein links einkommendes Rivier nach Farm Okatjeru hinauf und über die sog. Düne nach der Station zurück. Es ist viel Ackerland da; allerdings zeigen sich vorläufig dort, wo der Boden umgebrochen ist, an der Oberfläche stellenweise weißliche Kalk- und Brackausscheidungen, doch soll das den Mais- und Kaffernkornanbau wenig beeinträchtigen. Okatjeru ist wie alle diese Nordfarmen eine ganz frische Gründung, die beiden Besitzer frühere Truppler. Es ist enorm, was für einen Fleiß, und welche Arbeitskraft diese abgehärteten Pioniere auf ihren Besitz verwenden, um mit den geringen Mitteln, über die sie meist nur verfügen, vorwärts zu kommen. Gerade diese jahrelange harte Arbeit im Freien, beim Frachtfahren, beim Vieh, beim Ackern, Graben, Sprengen, Ziegelstreichen, Hausbauen zeigt, daß hier wirklich ein Siedelungsland für Weiße, für deutsche Bauern ist, denn man braucht die Farmer hier nur anzusehen, um zu gewahren, daß diesen sehnigen, braunen, harten Männern kein „Tropenklima" etwas angehabt hat. Der Feind ist die Malaria, und gegen die hilft sorgfältige Auswahl des Platzes zum Hausbau und Chininprophylaxe. Ich wünschte nur, die Leute zu Hause, die da glauben, in Südwestafrika könne außerhalb des „ungesunden, halbtropischen" Nordens kein Ackerbau in größerem Umfange getrieben werden, kämen einmal hierher und machten die Reise, die wir drei jetzt von Grootfontein über Tsintsabis hierher zurückgelegt haben.

Wenn nur mehr Wasser da wäre! Was an Wasserstellen bekannt ist, reicht lange, lange nicht aus, um daraufhin Farm an Farm zu legen. Wenn nicht Wasser durch Dammanlagen gesammelt oder durch Bohrungen erschlossen wird, so kann nur ein unverhältnismäßig kleiner Teil des Distrikts besiedelt werden. Jenseits des Omuramba, nach Osten, gibt es außer der Regenzeit überhaupt kein Wasser mehr — Weide freilich, Gras, Busch und Wald in unendlicher Menge, bis an die englische Grenze und bis an die große Ngamisenke hin, die uns auf den Karten ja auch einmal gehört hat, aber dann in jenem vielbeklagten Vertrag über die deutsch-englische Grenzregulierung in Afrika wieder verloren ging. Wer dort im Osten Wasser findet, wer nachweist, daß es erbohrt oder sonst beschafft, gesammelt, aufgespeichert

werden kann, der schenkt dem Mutterlande noch eine neue Kolonie, gleich jenen Buren und englischen Farmern, die seinerzeit aus der „wasserlosen“ Karroo und dem „wasserlosen“ Inneren von Ostaustralien durch ihre Dämme und Tanks zwei große Weltproduktionsgebiete für Wolle, Mohair und Fleisch erstehen ließen. Das merkwürdige ist, daß es ja auch in diesem großen Sandfeld des Ostens zur Regenzeit kräftig regnet, und daß irgendwo die herabkommenden Niederschlagsmengen doch bleiben müssen. Wie dem aber auch sei, und in welcher Tiefe der Aufenthalt des einsickernden Wassers auch zu suchen sein möge — eine Bewegung nach irgendeiner Richtung hin muß auf jeden Fall stattfinden. Aber wohin? Und wie, wo und mit welchen Mitteln kann man den unterirdischen Vorräten beikommen? Darüber ist bisher noch schlechterdings nichts bekannt, während doch die Frage der Besiedelbarkeit des Landes fast mit ihrem ganzen Schwergewicht gerade auf diesem Problem ruht. Wenn nur die heute bekannten und vorhandenen offenen Wasserstellen die Grundlage für die Besiedelung abgeben sollen, dann ist trotz aller Fruchtbarkeit und allen Regens bei weitem der größere Teil des Nordens nicht kultivierbar, denn auf demselben Platz, auf dem ich während der Regenzeit wohnen, säen, ernten, Vieh halten, kurz nach Herzenslust farmen kann, dort verdurste ich während der trockenen Hälfte des Jahres rettungslos, weil es kein perennierendes offenes Wasser gibt. Zu Dammanlagen sind hier, anders als im mittleren Teil des Schutzgebietes, die Verhältnisse meist nicht günstig; es kommt also alles darauf an, ob sich auf den weiten Flächen nördlich und östlich von Grootfontein durch Bohrungen genügend Brunnen werden schaffen lassen. Volkmann meint, es würde sicher gehen. Aber warum hat man denn in all den Jahren noch keine Versuche gemacht? Wer so fragt, bekommt in diesem wie in ähnlichen Punkten stets dieselbe triste Antwort: Dafür gibt es kein Geld! Dafür gibt der Reichstag nichts!

Otjomaware, den 5. Dezember 1903.

Gestern früh ritt der junge Leutwein mit seinem Swartbooiburschen von Otjituo auf dem direkten Wege den Omuramba aufwärts nach Okahandja ab — geleitet von unserm Bedauern, daß

wir diesen netten und anregenden Reisegefährten nun verloren. Wir folgten am Nachmittag und passierten wenige Kilometer aufwärts von Otjituo die interessante Stelle, wo der große Omuramba sich, wie es heißt, in einer Bifurkation spaltet und einen Arm, den Debra-Omuramba, zum Ngamisee entsendet. Auf der steilen Höhe des östlichen Ufers, gerade in der Gabelung, steht ein kleiner roher Steinbau, eine der 1896 — vergeblich — gegen das Vordringen der Rinderpest eingerichteten Quarantäne- und Polizeistationen. Die Postenkette, die damals vom Westende der Etoschapfanne an gegen Nordosten über Amatoni-Tsintsabis-Aluuns bis hierher gelegt wurde, hat leider nichts genützt und uns damals eine Menge Leute gekostet, die, landesunkundig, schlecht geschützt und schlecht verproviantiert, ohne Chinin, am Fieber starben.

Als es dunkel wurde, ließ Volkmann bei Farm Otjomikambo ausspannen; während die Ochsen fraßen, nahmen auch wir unseren Abendimbiß, und ich besah mir das Farmhaus, die Wasserstelle und den in der Ausschachtung begriffenen Brunnen beim Hause. Auch Otjomikambo ist eine Doppelfarm, die zwei Besitzern gehört, wie Okatjeru und viele andere im Distrikt. Der Grund dafür ist der, daß die Leute zu wenig Bargeld haben, um gleich einen ordentlichen Betrieb einzurichten; so wirtschaftet der eine Kompagnon auf dem Platz und der andere handelt mit den Hereros im Felde, um Vieh einzutauschen, oder er fährt Fracht. Auch auf Otjomikambo hatten die Farmer Güth und Wittmer bereits tüchtig Maisland gepflügt; sie sind das zweite Jahr auf der Farm. — Nach einer kleinen Stunde wurde wieder eingespannt und im Dunkeln quer über eine breit vorspringende, von einer Schleife des Omuramba umgebene Höhe („Bült") des linken Ufers bis zur Pütz Okamarulu gefahren, die wieder im Flußbett liegt. Hier fielen gestern Abend spät die ersten Regentropfen, die ich in Südwestafrika erlebt habe, doch klärte sich der Himmel schnell wieder auf.

Otjomaware ist ein alter und bekannter Othereroplatz. Die Wasserlöcher liegen unten im Omuramba, mitten auf der Sohle des Flußbetts; sie sind tief in eine mächtige Sandschicht gegraben, und da hier offenbar lange kein Vieh getränkt worden ist, so fanden wir sie vorhin halbverschüttet und mußten eins aus-

graben lassen (4—5 m tief), um Wasser für unsere Ochsen schöpfen zu können. Auch einige Hereros und ein Haufe Buschleute haben sich schleunigst eingefunden, um von unserer Anwesenheit zu profitieren. Als Volkmann aber meinte, wir hätten alle großen Hunger, entfernte sich der alte Herero-Grootmann, der uns begrüßt hatte, schleunigst, sogar ohne die Tabakspende abzuwarten. Er fürchtet, sagt Volkmannn, uns schandehalber ein Schaf als Gastgeschenk anbieten zu müssen! Gleich danach fuhr Volkmann urplötzlich eine alte Hererofrau, die am Wasserloch stand und mürrisch einige Worte zu einem anderen Weibe sagte, mit kräftigen Schelten an. „Nanu, warum denn das?" — „Die alte Hexe hat geglaubt, ich verstünde nicht, daß sie uns ‚ovatua' = Sklaven genannt hat. So nennen uns die Hereros, wenn sie unter sich sind, weil wir Weiße alle miteinander so arbeiten, wie bei ihnen nur die Knechte! Die Buschleute haben uns hier massenhaft sog. Palmäpfel gebracht, Früchte der Hyphänepalme, von der hier große Bestände in der Nähe sind — unsere Leute tauschen sie gegen Reis ein und essen die dünne, süßlich-trockene Schicht, die den knochenharten inneren Kern umgibt, mit Eifer und Genuß in sich hinein ... Sonst ist es hier sehr hübsch — hohe grüne Bäume, gutes Gras, Schatten zur Mittagsruhe; wir haben auch gut zu essen und zu trinken ... nur heiß ist es, ganz schrecklich heiß!

Grootfontein, den 6. Dezember 1903.

Die Regenzeit hat angefangen — nun aber auch gleich so kräftig, daß uns über ihrem Gruß Hören und Sehen verging. Gestern, während wir noch in Otjomaware waren, bezog sich der Himmel. Wir verließen dort den Omuramba, um uns westwärts über Farm Okatjiwa wieder nach Grootfontein zu wenden. Kaum waren wir oben auf dem linken Ufer, so fing es sachte an zu regnen und regnete so zwei Stunden. Gleich jenseits der Häuser von Okatjiwa (Burenfarm), wo die ersten Palmen der großen Hyphäneregion östlich von Grootfontein stehen, spannten wir aus, und während noch die Ochsen losgemacht wurden, verstärkte sich der Regen zusehends so, daß die Leute gerade noch Zeit hatten, die beiden an der Grootfonteiner Distriktskarre sehr sinnreich seitwärts angebrachten Zelte aufzurollen und aufzu-

stellen und Tisch, Stühle und Feldbetten Hals über Kopf hineinzubringen. Dann ging ein Unwetter mit Donner, Blitz und Wasserfluten los, daß man wirklich einen Begriff von „afrikanischer Regenzeit" bekommen konnte. Wohl anderthalb Stunden lang wurde es vor den unausgesetzt sich folgenden elektrischen Entladungen überhaupt kaum dunkel; dann ließ das Wetter nach und allmählich konnte man durch das leiser werdende Prasseln des Regens auf der Zeltleinwand hindurch das an wirres Säbelgeklirr erinnernde Rauschen in den Gipfeln der Palmen unterscheiden, bei denen unsere beiden Karren aufgefahren waren.

Heute morgen früh brachen Volkmann und ich mit einem Bambusen auf, um die ca. 50 km nach Grootfontein vorauszureiten. Wir glaubten erst am Nachmittag anzukommen, aber die Tageshitze hielt sich so erträglich, und die Pferde waren so frisch, namentlich als sie erst merkten, daß es nach Hause ging, daß wir mit drei kurzen Aufenthalten, auf den Burenfarmen Okapukua und Auplats und dann noch einmal zu einem raschen Frühstück mit Absatteln kurz vor Grootfontein, schon um halb zwölf Uhr — natürlich die letzten zehn Minuten hübsch vorschriftsmäßig im Schritt — auf dem freien Platz vor der Südfront der Station angeritten kamen. Von dem Lagerplatz be-Okatjiwa ging es bis eine halbe Stunde vor Farm Auplats durch den schönen Palmenbestand, der diese Gegend in so prächtiger Weise vor dem übrigen Grootfonteiner Lande auszeichnet. Die Hyphaene ventricosa nimmt hier in lichtem Bestande eine Fläche von 20—25 km Breite und 40—50 km Länge ein, also im ganzen ca. 1000 qkm. Offenes Wasser, sog. Pützen, gibt es im Palmengebiet nur an wenigen Stellen, und diese sind bereits sämtlich mit Burenfarmen besetzt. Die Palmenfarm Okapukua gehört einem Buren Lussie, der eben damit beschäftigt war, seine Pütze zu einem ordentlichen Brunnen mit Pumpwerk auszusprengen, um damit ein großes Tabaksfeld zu bewässern. Auch hier war Maispflugland vorhanden, und als wir abritten und weiter den lichten, sonnendurchstrahlten Palmenhain in raschem Trab nach Auplats zu durchmaßen, malte ich mir in Gedanken die deutschen Bauernfarmen aus, wie sie — hoffentlich! — im Laufe der nächsten Jahre unter diesen Palmen ent-

stehen werden. Hier ist wirklich das wunderbare Land gefunden, in dem die scheinbar tropische Palme, unter der doch niemand sonst ungestraft wandeln soll, und die harte, Schweiß kostende Arbeit des deutschen Pflügers, Sämanns und Viehwirts zu einander zu kommen bestimmt sind. Wie dankbar bin ich, daß es mir vergönnt ist, für solch ein Ziel zu arbeiten! Gleich hinter dem Wald von Auplats beginnt das Gebiet der South West African Company. Die Station Grootfontein liegt auf Kompagnieland, doch hat die Regierung um den Platz selbst einige tausend Hektar Weidegebiet. Der Grenze entlang zieht sich auf der Regierungsseite eine Reihe von Farmen hin; auf der Kompagnieseite ist das Land bis Grootfontein unbewohnt und unbebaut, da die Kompagnie in Erwartung weiteren Steigens der Landpreise den Verkauf von Farmen auf ihrem Territorium schon seit mehreren Jahren gänzlich eingestellt hat. Dabei ist das Kompagnieland, soviel ich bisher davon gesehen habe, das beste im Norden, und mit einer Sorgfalt herausgeschnitten, die nur bei jahrelangem eingehenden Vorstudium der Verhältnisse durch die Kompagnie erklärlich ist.

Grootfontein, den 10. Dezember 1903.

Jetzt habe ich drei Tage lang wie angeschmiedet am Schreibtisch gesessen, um den Bericht an das Gouvernement samt Anlagen, Kartenskizzen usw. über diese erste Rundtour im zukünftigen Besiedelungsgebiet rechtzeitig fertigzubekommen. Er ist fertig, heute früh wurde er es, und die beiden Postboten sind eben mit ihm nach Okahandja abgetrabt. Es sind ein Klippkaffer und ein Hottentott: für beinahe 400 km hin und ebensoviel zurück bekommen sie 20 Mk. Botenlohn und die Kost; sechs Tage laufen sie hin, sechs Tage dürfen sie sich in Okahandja ausruhen, und in sechs Tagen kommen sie meist auch wieder her. Für diesen Lohn kann man Boten haben soviel man will. Nach den zwei Wochen schönen, freien Reitens und Treckens fiel die Schreibarbeit recht sauer. Das war nun das erstemal, daß ich über Gesehenes und Erkundetes ein umfassendes Urteil mit anderer, präziserer Verantwortlichkeit gefällt habe, als das vor dem eigenen Gewissen und einem unbestimmten Leserkreise. Ich habe

geschrieben, die deutschen Bauern sollen herkommen — möge nun Gottes Segen und ihre Tüchtigkeit meinen Glauben bekräftigen, daß dies ein gutes Land für sie ist. Ich kann das verantworten, nachdem ich gesehen habe, wie die deutschen Farmer, die wir besuchten, nun schon im zweiten und dritten Jahr hinter dem Pfluge gehen und mit ihren tiefbraun gebrannten Gesichtern unter den blonden Haaren wahre Bilder ausdauernder, zäher Unerschöpflichkeit unter diesem merkwürdigen Himmelsstrich sind. Die verhältnismäßige Kühle der regenlosen Jahreszeit und der regelmäßige, starke Temperaturabfall, der auch während der heißen Regenperiode nachts stattfindet, bedingen in erster Linie die Besiedelbarkeit unseres Nordens für deutsche Einwanderer. Hierin liegt bei allen sonstigen Unterschieden doch seine starke innere Verwandtschaft mit dem Herero- und Namalande begründet.

Gaub, den 12. Dezember 1903.

Zwischen dem ersten Blick in das neue Arbeitsfeld und heute liegen vier Wochen Reisen und Lernen im Grootfonteiner Lande. Gestern bin ich mit Volkmann von neuem fortgeritten. Bisher galt das Studium den nördlichen und östlichen Strichen dieses großen und, wie ich von Tag zu Tag mehr erkenne, zukunftsreichen Distrikts. Jetzt geht es nach Westen.

Unsere Ochsenkarre sollte vorausgehen und uns halbwegs in Gaub erwarten; aber, als wir nach Sonnenuntergang dort anlangten, war nichts zu sehen. Statt dessen fing es gewaltig an zu regnen. Das Kalkgebirge hier hat viele Klüfte und Höhlen, und da ein solcher Schlot gerade in der Nähe war, so krochen wir beide hinein. Erst ging's senkrecht hinunter, dann stollenartig seitwärts, tief in den Fels hinein. Volkmanns vortrefflicher Bambuse, Josaphat, warf uns trockenes Holz hinunter; damit machten wir in der Tiefe Feuer an, knabberten etwas trockenes Brot dazu und philosophierten allerlei, während es auf der Oberwelt donnerte, dazu in Strömen goß, rauschte, klatschte, und der Schein der Blitze fortwährend in unser Loch hineinflammte. Nach zwei Stunden ging das Feuer aus, das Wasser fing an, durch die poröse Gesteinsdecke zu tropfen, und die erst ja sehr romantische Situation wurde langweilig. Wir kletterten in dem

mittlerweile naß und schlüpfrig gewordenen Kamin wieder hinauf, fanden, daß es etwas schwächer regnete, sattelten im Stockfinstern wieder auf (die Pferde hatten wir vorher an den Füßen gespannt und so im Regen weiden lassen) und beschlossen, durch die Nacht nach dem noch 10—12 km entfernt liegenden Gaub zu reiten, in der Hoffnung, daß der Missionar dort, Herr Kremer von der Rheinischen Mission, uns in Anbetracht der Umstände zu sonst ungebührlicher Stunde aufnehmen würde. Kaum waren wir im Sattel, so fing es wieder an zu gießen. Josaphat ritt voran, dann Volkmann, dann ich; es war so dunkel, daß man nichts mehr vom Vordermann sah, sobald man drei Schritte zurückblieb. Wie Josaphat den nicht einmal bei Tage sehr deutlichen Weg mit seinen Hottentottenaugen verfolgen konnte, ist mir ein Rätsel. Einmal verlor er ihn; da stieg er ab und suchte, bei fortwährendem Regen, eine Viertelstunde lang ein Streichholz nach dem anderen anzündend, am Boden umher. Schließlich fand er, daß wir vier oder fünf Schritt nach links abgekommen waren. Diese Art Reiterei dauerte drei Stunden, dann waren wir, ein Uhr nachts, in Gaub. Unsere Hoffnung auf Gastfreundschaft hat uns nicht getäuscht. Etwas zaghaft klopften wir ans Fenster, aber schon nach wenigen Minuten gab's trockene Kleider, Kognak und bald auch frischen heißen Kaffee!

Am See von Otjikoto, den 14. Dezember 1903.

Volkmann ist vorgestern nachmittag von Gaub nach Grootfontein zurückgeritten, und ich treckte mit meiner, morgens früh glücklich nachgekommenen Karre gegen Abend nach Nusib, 7 km von Gaub, am Wege nach Amatoni. Die Leute hatten gestern irgend etwas falsch verstanden, und am Abend, als wir in der Höhle saßen, schon eine Stunde vor dem Platze, wo sie hin sollten, ausgespannt. Das Land ist fortgesetzt wunderbar schön! Bewaldete Berge, weite Täler, erfüllt mit üppig grünem, saftigem Gras und stattlichen Holzbeständen, nutzbare Wasserplätze, — wahrlich, wer mit verbundenen Augen von Deutschland hierher versetzt wird, müßte es für einen schlechten Witz halten, wenn ihm einer sagte, dies hier sei die „Sandbüchse" Südwestafrika. Und dabei fängt die Regenzeit eben erst an! Heute früh von

Nusib aus war zwei Stunden lang entsetzlich steiniger Weg über einen Bergsattel, nahe dabei eine Tropfsteinhöhle. Das Kalkgebirge ist durchlöchert wie ein Sieb; allenthalben gewahrt man größere und kleinere Schlote, Einstürze und senkrecht in den Boden gehende zylinderförmige Röhren, gruppenweise angeordnet, die ganz so aussehen wie Gletschertöpfe. Da solche hier aber kaum denkbar sind, so kann ich mir keinen Vers darauf machen. Ich habe dergleichen noch nie gesehen.

Gestern passierten wir Tsumeb, wo die Otavigesellschaft Kupfer graben will; heute lagere ich am Wasser von Otjikoto. Hier höre ich abermals auf zu glauben, daß ich noch in Südwestafrika bin. Zu meinen Füßen dehnt sich, umrahmt von hohen hellen Kalksteinwänden, auf denen große Sykomoren und anderes Laubholz wächst, eine leuchtend blaue Wasserfläche aus, so viel Wasser, wie man meint, daß es hier gar nicht geben kann. Der See ist ein ovaler Einsturz im Kalkgebirge, 200—250 m lang und fast ebenso breit, 50 m tief mit klarem Wasser gefüllt. Darüber ragen die Felsufer, an denen man nur an zwei Stellen bis nahe ans Wasser hinunterklettern kann, noch 10—12 m senkrecht empor. Von hier soll das Wasser durch eine Leitung zu den Minen von Tsumeb gepumpt werden. Am Westende des Beckens führt ein Einschnitt bis nahe an den Wasserspiegel heran. Dort steht ein Trog, in den ein Dutzend Buschleute, die wir hier gefunden haben, Wasser schöpfen, und meine Ochsen saufen mit viel Durst und Behagen. Ich habe nur zum Tränken ausspannen lassen, aber wenn es ginge, dann möchte ich wohl an diesem wunderbaren Fleck einen ordentlichen Rasttag machen.

Guinas, den 15. Dezember 1903.

Hier liegt ein düsteres Seitenstück zu dem leuchtend heiteren Wasser von Otjikoto. Gestern früh nach dem Tränken brach ich mit zwei Buschmannführern querfeldein westwärts auf. Hin und her zeigte eine schwache, fast ganz verwischte Wagenspur, daß vor Jahr und Tag auch schon jemand diesen „Weg“ gezogen war. Busch und weite, mit dunkelbrauner Erdkrume bedeckte Flächen, auf denen aus den abgebrannten Stümpfen eben das frische Gras zu grünen begann, wechselten ab.

Hier liegen Tausende, Hunderttausende von Hektaren fertigen Ackerlandes da. Gegen Abend begann der dichte, hohe Busch zu überwiegen. Als die Sonne untergehen wollte, wiesen die beiden Buschleute nach links ins Dickicht: Guinas! Zu sehen war nichts, außer einem schmalen Fußpfad, der vom Wege abführte. Ihm folgend, merke ich, wie sich der Boden rasch zu einer Art von Kessel zu senken beginnt, und plötzlich stehe ich hart am Rande eines jähen Absturzes. Tief unten, zwischen nackten, fahlen Felswänden, die mauergleich rundum abfallen, liegt eine schauerlich schwarze Wasserfläche, an deren Ende drüben ein finsteres Doppeltor zu einer unterirdischen Fortsetzung des unheimlichen Sees in unbekannte Tiefen führt. Gegenüber zieht sich an dem steilen Felshang ein zickzackförmiges, gelbbraunes Band bis zum Wasserspiegel hinab. Dort klettern die Buschleute, indem sie sich mit Händen und Füßen ans Gestein klammern, hinunter, um Wasser zu holen. Wieviele Jahrtausende lang mögen sie schon gekommen sein? Wie lange schon mag dieser düstere Schlund inmitten der Wildnis daliegen, bis sich der braune Kletterpfad am Felsen so ausbildete: die einzige Stelle, wo ein Wesen, das keine Flügel hat, ans Wasser kann? Die Buschleute von Guinas sind diesen Weg aber gewohnt, und sie sollen selbst — dreißig Mann übereinander — am Felsen zu kleben und sich die Schöpfgefäße auf und ab zu reichen vermögen, wenn ein Europäer einmal des Weges kommt und seinen Pferden Wasser geben will. Ein Ochsengespann auf diese Weise zu tränken, würde allerdings einen Tag erfordern. Volkmann hat einmal versucht, die Tiefe des Sees zu messen, aber bei 80 Metern vom Wasserspiegel ab war die Leine zu Ende, und noch kein Grund erreicht. Als ich zur Karre zurück kam, war ein Haufe Buschleute da. Natürlich kostete es Reis und Tabak, aber ich muß das scheue Volk willig halten, da ich für heute und morgen abermals Führung brauche. Heute früh habe ich die Ochsen mit einem Buschmannführer und meinen Treibern 1 ½ Stunde weit zum Tränken weggeschickt, an einen Platz, wo Regenwasser stehen soll. Wir werden wohl erst gegen Mittag fortkommen, aber die Wärme scheint erträglich zu bleiben. Gestern abend hat es noch tüchtig geregnet. Dies ist nun das erstemal, daß ich — seit

Gaub — ganz allein, ohne weiße Begleitung durchs Land ziehe. Es ist etwas einsam, so abends stumm und nur mit seinen Gedanken am Feuer zu sitzen, Tee zu trinken und den Eingeborenen zuzusehen, wie sie ihre Kost machen, essen, rauchen, schwatzen und sich wahrscheinlich über den Baas wundern, der immer im Lande umhertreckt. Aber es ist doch schön, und ich glaube, selbst dies einsame, noch wilde und geschichtslose Stück Afrika kann man liebgewinnen. Ich bin ja gekommen zu helfen, es in die Geschichte ziehen zu helfen. In unsere Geschichte!

Amatoni, den 18. Dezember 1903.

In diesen Tagen habe ich viel gesehen. Hinter Guinas kam Hoais — auch ein seltsamer Platz! Die Einsturzbewegung in diesem ganzen großen Karstgebiete, die in Otjikoto ein kraterähnliches Wasserbecken, bei Guinas einen tiefen, in seinem unteren Teile wassererfüllten Schlund entstehen ließ, hat hier zur Bildung eines flachen, 700—800 Meter im Durchmesser haltenden Amphitheaters geführt, dessen ca. 15 Meter tief eingesenkter Boden eine vollkommen ebene Rasenfläche bildet, während die gezirkelt rund in sich zurücklaufende Böschung in ihrem oberen, steilen Teil aus Klippenwänden, mehr nach unten aus angelagerten Erdmassen besteht. Etwas exzentrisch liegt auf dem Grunde des Zirkus ein Loch, in das ein kräftiger Mann gerade hineinschlüpfen kann. Weiter nach der Tiefe zu soll es sich zu einer bald seltsam geknickten, bald höhlenartig ausgebauchten Röhre erweitern und schließlich an einem großen unterirdischen Wasserbecken enden. Wasser holen die Buschleute hier jedenfalls, das sieht man an den strahlenförmig auf das Loch zulaufenden Fußpfaden. Es heißt, daß 45 Mann hinunter müssen, um eine Kette zu bilden, in der sie sich ein Schöpfgefäß zum Tränken von Pferden oder Ochsen einer dem andern bis oben zureichen können.

Hoais liegt hart an der Kompagniegrenze, ist aber bereits Regierungsland. Von hier nach Norden bis nahe an die Farm Nagusib am direkten Wege von Otjikoto nach Amatoni steht wunderbarer Wald. Gleich nach Hoais tritt zuerst der schöne Copaivabalsambaum in zahlreichen und großen Exemplaren auf; dazu Tambotis, Marulas und der majestätische Omumborom-

bonga, der Ahnenbaum des Hererovolks. Aus diesem Baum wollen die Hereros vor Urzeiten gekommen sein. Der Boden zeigt die prachtvollste Beschaffenheit. Mit dem Wald wechseln kleine Grasebenen. Dies scheint eins der besten Stücke des Nordens zu sein. Höchst wunderbar nur, daß es nicht noch innerhalb des Kompagniegebietes liegt! Der „Weg" bestand nur aus einer schwachen und alten Wagenspur. Am 15. Dezember abends wurde im Walde hinter Hoais biwakiert, am 16. vormittags war die Karre bei Farm Nagusib. Von dort schickte ich, während wir Mittagsrast hielten, den einen unserer drei Buschmannführer, einen wirklich hübschen jungen Kerl, nach dem noch 24 km entfernten Amatoni voraus, mit der Bitte an die Station, mir ein Pferd entgegenzusenden, denn ich habe von Grootfontein für diese Tour der Sterbegefahr wegen gar keine Reittiere mitgenommen. Der Farmer Hartmann von Nagusib ist erst ganz kurze Zeit auf seinem Platz; er klagt vorläufig, daß er fast nur Brakboden gefunden hat, auf dem Mais und Gartengewächse nicht vorwärts kommen wollen, aber er kennt von seiner 50 Quadratkilometer großen Grafschaft überhaupt erst den kleinsten Teil. Bald nach Mittag ließ ich aufbrechen und schon nach 1 ½ Stunden kam mir ein Reiter von Amatoni mit dem Buschmann und einem gesattelten Handpferd entgegen. Der Buschmann war 40 km in kaum drei Stunden gelaufen. Zur Belohnung gab es eine Jacke von meinem alten Schlafanzug. Um fünf Uhr ritten wir in Amatoni ein; die Karre kam am nächsten Morgen.

Gestern bin ich mit dem Stationsältesten, Unteroffizier Großmann, aufgebrochen, um das Land jenseits der „kleinen", sog. Onandova-Pfanne, wo es auch viele Wasserstellen und ein ziemlich ausgedehntes Palmengebiet gibt, ähnlich dem bei Grootfontein, zu besehen. Vor meine Karre wurden diesmal Stationsochsen gespannt; die braven Tiere, die das Gefährt von Windhuk und Grootfontein bis in diesen höchsten Norden heraufgebracht hatten, erhielten zwei Ruhetage zugebilligt. Auf der Pfanne, die ziemlich kreisrund ist und 8—10 km im Durchmesser hat, stand nach der Mitte zu schon Wasser, und die Randpartien waren auch bereits durch den Regen so aufgeweicht, daß man sie zu Pferde nur eben noch passieren konnte. Der Boden ist vegetationslos, ein

gelbgrauer, zäher, stark salziger Schlick. Während der Trockenzeit ist er hart, und man kann quer über die Pfanne reiten. Ungeheuer dichter, urwaldähnlicher Busch bedeckt das ganze Land gegen Südosten; durch ihn führt auch der Weg von Nagusib nach Amatoni. Auf der Ostseite steht erst schöner Wald mit hohen Dorn- und Laubbäumen, darin mehrere große Wasser, die sehr eigentümlich sind: kreisrunde, von dichtem Ried erfüllte Becken im Zentrum einer flach schalenförmigen Einsenkung, mit deutlich abgesetztem Kalkrande. Das größte, Onguma, wo wir übernachteten, liegt aber umgekehrt auf der Höhe eines sehr flachen Kegels, ganz wie das mächtige Riedbecken bei der Station Amatoni selbst. Auf den Wald folgte, immer weiter gegen Osten, eine wunderschöne Palmsavanne. Bis hierher ist noch nie ein Beamter des Schutzgebiets gekommen, nicht einmal Volkmann, und darauf bin ich immerhin ein wenig stolz. Nachdem wir eine Stunde weit zur Rekognoszierung in die Palmen hineingeritten waren, drehten wir westwärts, zur Pfanne zurück, passierten wieder ein Wasser und wunderten uns über eine Doppelreihe 2—3 Meter breit und ebenso tief in den Kalkfelsboden gehauener Löcher, die vom Wasser nach der Pfanne führten. Es waren an 200 — wahrscheinlich Großwild- — Fanggruben aus der Zeit von Erikson und Andersson, aber wozu diese enorme Zahl? Heute mittag wurde am Nordrand der Pfanne gerastet, wohin die Karre vorausgefahren war; von dort ritten wir dann auf der Westseite nach Amatoni zurück. Nach 1½ Stunden kamen wir an die merkwürdige Verbindung zwischen der großen und der kleinen Pfanne, den Kanal Onzila. Er führte stark nach Salz, Gips, Schwefelwasserstoff und ähnlichem Zeug schmeckendes und riechendes, etwa fußtiefes Wasser; eine Strömung war kaum zu konstatieren. Wenn es eine gab, so führte sie nach Osten. Andere Reisende haben den Onzila westwärts, in die große Pfanne hinein fließend beobachtet. Die ganze Gegend ist hier dermaßen flach, daß scheinbar gar keine Höhenunterschiede existieren.

Die Etoschapfanne ist ein merkwürdiges Gebilde. Hier bei Amatoni macht die imposante, meeresähnliche Fläche gegen Westen ganz den Eindruck, als ob es sich um eine durch fortgesetzte Ablagerungen bis nahe an den oberen Rand ausgefüllte Senkung

handle. Ueber die Etoschapfanne soll man auch in der trockensten Zeit nicht hinüberreiten können; man versinkt nach der Mitte zu im Schlick. Sie ist sieben bis achtmal so groß als der Bodensee. Jetzt, wo ich sie sah, zu Beginn der Regenzeit, war die Pfanne eben im Begriff, sich in einen See zu verwandeln; Wasser- und Schlammflächen wechselten bis an den Horizont miteinander ab. Dazwischen erhoben sich deutlich charakterisierte, zum Teil bewaldete Inseln. Das Ganze machte einen höchst eigentümlichen Eindruck, und ich bin jedenfalls froh, daß ich dies interessante Stück von Südwestafrika gesehen habe. Nördlich von ihr liegt zunächst unfruchtbare Salzsteppe, und dann beginnt das Amboland. Die ganze Südseite soll Wildreservat werden. Nach Osten zu ist nach dem, was ich gesehen habe, sicher viel gutes Farmgebiet vorhanden.

Morgen früh geht's wieder zurück: ich will auf jeden Fall zu Weihnachten in Grootfontein sein. Hier auf Amatoni liegen ein Unteroffizier, ein Sanitätssergeant und zwei Mann. Die Station ist sehr schön und fest gebaut, mit zwei Verteidigungstürmen, eben erst fertig geworden. Die Leute arbeiten mit aller Macht an der Aussprengung eines über 2 m tiefen und an 200 m langen Kanals, um das hochgelegene, große, sechshundert Schritt im Umfang haltende, von Moor und tiefem Wasser erfüllte Ried oberhalb der Station anzustechen. Voraussichtlich wird sich dann ein ähnlicher dauernd laufender Bach bilden, wie anläßlich der Entwässerungsarbeiten auf Otavi und Grootfontein. Jedenfalls werden die sanitären Verhältnisse sich mit dem Sinken des Wassers im Ried, das man möglicherweise wie in Otavi allmählich ganz trocken legen und samt dem Moor wird ausheben können, bedeutend bessern. Einstweilen gibt es hier wahnsinnig viel Moskitos, und der Platz ist etwas berüchtigt wegen mehrfach vorgekommener Schwarzwasserfälle. Hier lernt man wieder von neuem Achtung vor der Friedens- und Kulturarbeit unserer braven Schutztruppe!

Grootfontein, den 25. Dezember 1903.

Weihnachten — und wieder einmal in der Ferne! Ursprünglich dachte ich daran, an diesem Tage schon in Swakopmund zu sein; dann kam der rasche Entschluß zur Reise nach Amatoni,

und den bedaure ich jetzt, nun ich zurück bin, wahrlich nicht. Die Rückreise ging bis Otjikoto auf dem Hauptweg über Sandhup vonstatten, nicht wieder über Hoais und Guinas. Farm Sandhup ist ein blühender Wirtschaftsbetrieb mit großer, schöner Rindviehherde; die Besitzer waren mit einigen eingeborenen Arbeitern fort, um ziemlich weit vom Platz ein großes Stück Maisland umzupflügen. Mindestens 10—12 ha sind übrigens dicht neben dem Hause bereits bestellt. Becker und Basendowsky, die hier wohnen, auch frühere Truppler, sind jetzt wohlhabende Leute. Vier Jahre lang haben sie allerdings geschuftet, und wie die ärmsten Buren, ja wie die Kaffern gelebt. Ich bewundere diese Entsagung und Arbeitsenergie, und daß sie ohne Schaden für den Körper hier jahrelang so durchgeführt werden kann, beruhigt mich immer wieder von neuem über den Einfluß des Klimas dieser Nordstriche auf den selbst zu schwerer Arbeitsleistung genötigten Ansiedler.

Kaum waren wir von Sandhup aufgebrochen (20. Dezember nachmittags), so brach ein Gewitter los, daß nicht weitergefahren werden konnte. Es regnete maßlos, und auch nachdem der Sturm vorüber war, floß und rieselte es noch stundenlang nach allen Seiten über den durchweichten Boden. Wir versuchten dann weiterzutrecken, blieben aber bald in einem förmlichen Waldmorast stecken. Außerhalb der Karre schien es überhaupt nichts Trockenes auf der Welt zu geben, und ich hauste auf dem Gefährt den Abend und die Nacht durch wie auf einer Insel. Am nächsten Morgen regnete es wieder, diesmal zur Abwechselung ohne Gewitter. Ich wollte einspannen lassen, aber siehe da, die Ochsen waren fort. Bis sie gefunden und wiedergebracht waren, stand die Sonne schon jenseits der Mittagshöhe, d. h. man hätte sie dort stehen gesehen, wenn es nicht geregnet hätte. Um zwei Uhr war eingespannt. Ich glaubte nicht, daß wir vorläufig schon aus dem Sumpf herauskommen würden, aber den vereinten Anstrengungen von Ochsen und Personal gelang es doch, die Karre flott zu machen. Dafür gab ich eine halbe Flasche Rum aus. Geschrien und gedroschen wurde allerdings ganz infernalisch. Am 21. spät abends waren wir glücklich über Dinaib wieder nach Otjikoto gelangt. Dinaib hat auch genug Wasser für eine Farm, und es wäre insofern ein guter Platz, als in Zukunft nur wenige Stunden

bis zu den Minen von Tsumeb sind. Weit und breit lichter Tambotiwald, abwechselnd mit kleinen Grasflächen. Der Boden scheint brakig zu sein; in der Nähe der Wasserstellen Tausende von sogenannten Aloebäumen.

In Otjikoto beschloß ich, die Karre auf dem Fahrweg über Tsumeb zu schicken und selbst zu Fuß — Pferde hatte ich ja nicht — mit einem Soldaten, der von Amatoni nach Grootfontein mitging, und zwei Buschmannführern den direkten Pfad nach Gaub zu nehmen. Es sollten acht Stunden sein, aber wir marschierten vierzehn und mußten uns dann, zehn Uhr abends, doch noch entschließen, im Felde zu übernachten. Die Buschleute kannten den Weg nicht ordentlich und führten weit um, aber ich bin gar nicht unglücklich darüber, denn die Gegend war im höchsten Grade interessant. Der hohe Bergwald — immer parkartig licht — ist hier von wahrhaft ausgesuchter Schönheit; ich weiß gar nicht, wo auf der Welt es noch etwas diesem intim aristokratischen Typus von Laubvegetation Aehnliches gibt. Um Mittag kamen wir an den Fuß des hohen, steilen Bergkegels von Bubos und überstiegen eine flache Einsattelung. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich hier, querübergezogen, einen zweifellos alten Steinwall erblickte, halb von Busch überwachsen! Die Eingeborenen wußten nicht, was das war, aber Menschenwerk ist es sicher, und Weiße haben es nicht gemacht. Hier sind überhaupt erst zwei oder drei Europäer hingekommen. Also doch ein kleines, kleines Zeugnis, das an etwas wie Geschichte oder doch wenigstens wie Geschehen erinnert. Heute existieren hier nur spärliche Buschleute und Klippkaffern, und in deren Dasein gibt es kein Geschehen.

Am nächsten Morgen entdeckten wir, daß wir nur noch eine gute halbe Stunde von Gaub entfernt waren. Natürlich! Die Karre fand sich dann auch ohne weiteren Zwischenfall ein, und der eine Zeitlang schon etwas fraglich gewordene Anschluß an Weihnachten in Grootfontein wurde noch glücklich erreicht.

Der Christabend gestern war hübsch. Es hat ja sein Seltsames, dies deutsche Winterfest im heißesten Hochsommer zu feiern, aber wenn der Christbaum brennt, die Weihnachtslieder klingen und die lange Tafel mit den Geschenken im Zimmer steht, kommt doch ein Stück von der alten Heimats- und Kinderstimmung zu-

stande. Volkmann begeht den Weihnachtsabend mit der ganzen Station; Unteroffiziere, Mannschaften, und was sonst nur von Weißen am Platz war, saß mit uns im Offiziersesszimmer fröhlich und ungezwungen bis nach Mitternacht beim Bier zusammen. Getrunken und gesungen wurde beides kräftig, aber alles verlief nett und harmonisch.

Jetzt geht's nun endgültig fort von Grootfontein! Volkmann reitet mit bis Outjo, und wer kann dankbarer für diese abermalige Reisegenossenschaft sein als ich! Von ihm habe ich doch das meiste, was ich jetzt über den Norden weiß, im Norden gesehen habe, gelernt.

Otavi, den 28. Dezember 1903.

Gestern mittag angekommen, treffen wir zu unserem höchsten Erstaunen Dr. Gerber, den Forstsachverständigen beim Gouvernement, und mit ihm einen Herrn von der Kölnischen Zeitung, Dr. Möllendorff. Also endlich einmal kommt ein Südwestafrikareisender auch bis hier herauf. Vortrefflich! Jetzt wird man also zu Hause auch in den Zeitungen zu lesen bekommen, daß hier keine Sandwüste ist. Die Herren haben Wohnung beim neuen Minendirektor der Otavigesellschaft im Kompagniegebäude genommen. Es ist Herr Gathmann, früher Regierungsbergingenieur in Windhuk, jetzt seit einigen Wochen in Otavi. Es soll baldmöglichst in Tsumeb losgehen, noch bevor die Eisenbahn oben ist, und Ovambos für die Minenarbeit werden schon mächtig angeworben. Dr. Gerber erzählt, daß Watermeyer, der landwirtschaftliche Beirat der Regierung, von Okahandja her unterwegs nach Grootfontein ist, um dort Wasserbohrungen vorzunehmen. Endlich! Dann muß ich also umkehren und Volkmann natürlich auch, denn solch eine wichtige Sache kann nicht anders als zwischen dem betreffenden Sachverständigen, dem Distriktsamt und der Ansiedelungskommission genau verabredet und in gegenseitig festgelegtem Einverständnis durchgeführt werden. Dr. Gerber und Dr. Möllendorff wollen auch nach Grootfontein, aber nicht direkt, sondern über Sissekab—Guinas—Otjikoto; dazu brauchen sie zirka sechs Tage, und die Zeit benutzen wir beide, Volkmann und ich, um auf der Rückkehr einen großen Bogen über Süden und Osten zu machen.

Omuramba u Omambonde, den 1. Januar 1904.

Die Wendung in Otavi ist wirklich so lohnend gewesen, wie sie unbeabsichtigt kam. Wir sind durch den schmalen Streifen Regierungsland gezogen, der sich zwischen dem Herero- und dem Kompagniegebiet südlich von Otavi spitzwinkelig nach Osten zieht. Das Land ist gut: es gibt Weide, mehrere Wasserstellen und anscheinend auch viel Ackerboden. Von Otavi bis zu dem alten Hereroplatz Osere treckten wir direkt nach Süden (trafen übrigens zwei Tage lang keinen Menschen); dann schwenkten wir ostwärts ab und gelangten vorgestern abend bis an den Omuramba u Ondengaura. Abermals ein ganz neues, frappierendes Bild: steile, zerklüftete Felswände aus rotem Sandstein schließen ein breites Stromtal ein, dem nur das Wasser auf dem Grunde natürlich wieder fehlt! Gestern zogen wir dann fast den ganzen Tag diesen Omuramba hinunter; je weiter abwärts, desto flacher wurde das Tal. Unterhalb der Hererowerft Ondengaura, wo wir einige Frauen in den Tabaksgärten arbeiten sahen, mündet es in den großen Omuramba von Omambonde. Der Blick von der Höhe im spitzen Winkel zwischen der Vereinigung der beiden Omiramben ist einer der schönsten, den ich bisher in Südwestafrika gefunden habe. Auch das Tal von Omambonde ist von roten, steilen Sandsteinwänden eingeschlossen; auf seinem ebenen Grunde dehnt sich ein herrlicher, an tausend Meter breiter Wiesenplan, tief grün mit einzelnen großen Akazienbäumen darauf. Wir treckten bis gegen Sonnenuntergang durch diese Odyssee'ische Landschaft; dann verdichtete sich allmählich wieder die Dornvegetation, und es wurde ausgespannt. In der ersten Dämmerung erstiegen wir noch das hohe linke Ufer und hatten einen prachtvollen Ausblick über die Strom- und Felsenszenerie; daß das Wasser unten fehlt, vergißt man hier allmählich ganz! Abends braute ich einen Silvesterpunsch. Wir gingen freilich schon um 9 Uhr in die Falle (Falle heißt hier Feldbett), aber nach einer Weile kamen die Moskitos von den Lachen unten im Grunde und machten uns wieder munter. So blieb nichts übrig, als gegen Mitternacht den noch nicht ausgetrunkenen Rest Punsch neu zu wärmen und einen richtigen Prosit-Neujahrsschluck bis zur Erzielung der nötigen Moskitounempfindlichkeit zu nehmen.

Grootfontein, den 8. Januar 1904.

Wieder schreibe ich: nun geht's wirklich fort von Grootfontein, fort aus dem schönen, grünenden Norden. Die Herren aus Otavi kamen erst zwei Tage nach uns an, waren sehr zufrieden mit ihrer Tour und blieben bis heute früh Volkmanns Gäste. Dr. Möllendorff sagt, daß er sehr froh ist, hier oben gewesen zu sein. Wir haben nach Möglichkeit versucht, das, was er selber mit Augen sah, durch weitere Hinweise und Erzählungen zu ergänzen. Er wird dem Lande zu Hause viel nützen können, wenn er alles so klar wiedergiebt, wie er es auffaßt. Es wäre nur gut gewesen, wenn Watermeyer auch noch rechtzeitig gekommen wäre, um einige Tage mit den Herren zusammen zu sein. Wir begreifen alle nicht, wo er bleibt; ich kann nun nicht länger mehr warten, habe alles mit Volkmann genau besprochen und will zusehen, daß ich ihn noch unterwegs abfange.

Im übrigen glaube ich, daß ich hier zufrieden sein kann. In acht Wochen habe ich im Distrikt 1500 km zu Pferde und mit der Karre zurückgelegt. Im Juli will ich wieder hier sein, wenn ich die ersten zehn Ansiedlerfamilien, die aus Deutschland herkommen sollen, von Swakopmund heraufbringe. Menschlicher Voraussicht nach werden sich die Dinge hier oben gut entwickeln. Rückschläge gibt es auch sonst auf der Welt: feindliche Witterung, Dürre, Heuschrecken, Viehseuchen, aber wer nie anfängt, kommt auch nie ans Ende. In 30 Jahren, denke ich, wenn die erste in Südafrika geborene Generation herangewachsen ist, wird dieses ganze Südwestafrika zu den großen weltwirtschaftlichen Produktionsgebieten der südlichen Halbkugel zählen. Freilich, bis es dahin kommt, muß erst noch eine Weile das Kupfer von Tsumeb und Otavi die Nährmutter der Kolonisation im Norden spielen (eine recht kräftige, hoffentlich!), aber das ändert nichts daran, daß heute schon hier so gut wie im Kapland und in Transvaal durch rationelle Farmsiedelung der wirtschaftliche Grund für die Tage gelegt werden muß, wo es zwischen Kap und Sambesi keine Erze mehr geben wird, weder Gold noch Kupfer, und keine Diamanten. Dann wird das Land immer noch Vieh, Wolle und was davon stammt, tragen, in steigender Menge, vielleicht größere Werte, als demnächst die Minen bieten werden.

Aber was wir in Zukunft ernten wollen, das müssen wir heute säen. Vor allem Wasser aufmachen — Wasser, Wasser! Sonst bleibt auch dieser gute Norden am letzten Ende doch nur ein Land für Treckburen und Minenkaffern. Nun auf denn! Mit Outjo wird es diesmal leider nichts — sonst komme ich zu spät in den Osten. Es geht wieder zum großen Omuramba, dann quer durchs Land nach Waterberg, nach Omaruru und an die Eisenbahn. Wie schön ist es, in den Sattel zu steigen, wenn man weiß, wofür!

Okanakasewa, den 9. Januar 1904.

Diesmal bin ich mit Landmesser Heimsoeth unterwegs, der vor wenigen Tagen nach Grootfontein gekommen ist. Mächtige, mehr als metertiefe dunkelbraune Dammerde liegt hier; darunter Kalkstein von unbekannter Stärke und irgendwo in der Tiefe Wasser. Wie tief? Darauf kann nur der Bohrer antworten. Vielleicht 2 m, vielleicht 8, vielleicht 15. Hier und da tritt der grauweiße Stein in flachen, verwitterten und zerfressenen Klippen und Brocken zutage. Darüber rauscht der große lichte Palmenwald. Aber die 1000 qkm haben noch kein Dutzend Wasserplätze, aus denen Menschen und Vieh das Jahr über trinken könnten! Jetzt in der Regenzeit steht Wasser in einer Menge großer und kleiner Vleys; fünf Monate später ist nirgends ein Tropfen mehr, außer in den wenigen bekannten Löchern im Kalk, die schon fast alle zu Farmplätzen dienen, und an denen Deutsche und Buren als Farmer wohnen. Was hilft der ganze große Rest des Landes hier, wenn während der Hälfte des Jahres Tier und Mensch darauf verdursten muß! Keiner weiß, wer die vorhandenen Wasserlöcher, die „Pützen", zuerst gemacht hat. Bevor die Deutschen und die Buren kamen, trank niemand aus ihnen als schweifende Buschleute; solcher Buschmannpützen mag es noch eine Anzahl geben, die noch kein Weißer kennt.

Auf Okanakasewa sind zwei Wasserstellen nahe bei einander; hier sollen zwei Farmstellen für die neuen deutschen Ansiedler ausgemessen werden, jede zu 5000 ha. Ueberall, wo Wasser aus dem Kalk dringt, muß eine undurchlässige Gesteinsschicht nahe darunter liegen, denn der Kalkstein selber schluckt das Wasser förmlich wie ein Schwamm in sich und läßt es so tief sinken,

wie seine Mächtigkeit reicht. Noch kenne ich kein Beispiel, daß irgendwo im Grootfonteiner Lande der Kalk durchbrochen und eine Antwort gefunden wäre, was darunter liegt. Ohne eiserne Werkzeuge haben aber auch die alten, kleinen Pützen nicht gemacht werden können. Wer ist also vor den Buschleuten und vor den Hereros, die auf ihrer Wanderung von Norden her (vor etwa hundert Jahren) hier nur durchgezogen sind, im Lande gewesen?

Volkmann hat neulich ein kleines Kommando hierher geschickt, zwei Soldaten und ein paar Hereroarbeiter, um durch Sprengung im Gestein festzustellen, ob auch an anderen Punkten als den von alters her bekannten Pützen im Kalkstein Wasser zu finden ist. Wenn ja, dann kann das ganze Palmengebiet ein einziges großes herrliches Ansiedelungsland werden. Hätten wir einen Bohrmeister, der die auf Grootfontein liegende Diamantbohrmaschine bedienen könnte, so gäbe es schon lange Klarheit; leider scheinen die Mittel im Etat auch dazu nicht gereicht zu haben. Mit Dynamit und Picke dringt man bei diesem zähen Gestein in Wochen so weit, wie mit dem Diamantbohrer in Tagen.

Otjomaware, den 10. Januar 1904.

Gestern nachmittag von Okanakasewa nach Otjomikambo geritten; heute nachmittag bis hierher. Alter berühmter Hereroplatz; als wir bei meiner ersten Rundreise durch das zukünftige Farmgebiet hier lagerten (3. Dez.), waren zahlreiche Hereros und Buschleute da, auch der alte geizige Hererokapitän Kamahorro. Heute ist alles ausgestorben, obwohl zahlreiche Fußspuren den Weg entlang laufen. Merkwürdig, was dieser große Trupp Eingeborener hier gewollt hat — die Spuren sind ganz frisch. Vieh haben sie weder bei sich gehabt, noch können sie in solch einem Haufen welches gesucht haben. Auf Otjomikambo sitzen Güth und und Wittmer, die ich damals mit Volkmann besuchte. Ich ließ die Karre am selben Fleck halten, wo wir bei der Dezembertour mit Volkmann abgekocht hatten; ausnahmsweise hat es diese Nacht nicht geregnet, und man konnte sein Bett wieder unter den Sternen aufschlagen. Wittmer ist fleißig; er hat einen Brunnen beim Hause gesprengt, ein Gärtchen angelegt, aus dem er Radieschen

zum Kosten holte, und macht jetzt einen Ziegelsteinfußboden im Hause. Wie alle unverheirateten Ansiedler hat er natürlich sein Hereroweib als Tisch- und Bettgenossin. Das ist hier so selbstverständlich wie Essen und Trinken; die weißen Wanderhändler machen es ebenso, die Soldaten auf den großen und kleinen Stationen nicht minder, nur daß es dort (NB. soweit die Kontrolle der Vorgesetzten reicht!) verboten ist, die eingeborenen Weiber ins Mannschaftslogis mitzunehmen. Diese schwarze und gelbe Weiberwirtschaft demoralisiert die Leute furchtbar, namentlich die Ansiedler. Es gibt nicht wenige, die darüber selbst halb zum Eingeborenen werden, allen Abscheu vor dem Schmutz verlieren und kaum mehr für eine spätere weiße Ehe zu brauchen sind. Fragt man sie, weshalb sie kein Mädchen aus Deutschland heiraten, so gibt es immer dieselben stereotypen Antworten: Ich kenne keine zu Hause, ich habe kein Geld, um nach Hause zu fahren und Ausschau zu halten, ich habe noch nicht genug für eine weiße Frau und dgl. Hier liegt die Wurzel tiefer Schäden für die Zukunft. Abgesehen davon, daß die Menschen selbst verrohen und sich entsetzlich entzivilisieren, entsteht ein Geschlecht von Bastardkindern aller denkbaren Schattierungen, die ohne Unterricht und Erziehung aufwachsen und später ein Bevölkerungselement bilden werden, das alle unangenehmen und schädlichen Eigenschaften in sich vereinigen wird. Schon aus diesem Grunde ist es Zeit, daß ein Strom verheirateter und solider Ansiedelungselemente in die Kolonie geleitet wird!

Güth soll in 8—14 Tagen zurückkommen, wahrscheinlich werde ich ihm bei Waterberg begegnen. Sein Kompagnon hofft sehr auf einen erfolgreichen Handelszug, weil sie noch so wenig Vieh auf der Farm haben.

Nun wird es dunkel. Wir haben seit Grootfontein immer noch keinen Regen gehabt — viel Glück nach den 300 mm der letzten sechs Wochen. Wahrhaftig, es scheint, die Wolken verteilen sich auch heute gegen Abend! Still, einsam, kein menschliches Wesen weit und breit. Heute mittag begegneten uns zwei Buschleute; ich wollte sie engagieren, um mir den Weg zu der Pütz Obochus zeigen zu lassen, aber sie liefen nur eine Viertelstunde mit, erbettelten sich meinen Zigarrenstummel und waren dann

spurlos verschwunden. Obdachs haben wir darum doch gefunden — viel Dornbusch, aber auch Palmen, gutes Weideland und tiefer Maisboden. Wenn nur erst die Besiedelung mit Leuten in Fluß käme, die eine Familie und etwas Geld mitbringen! Wahrhaftig, der Staat kann nichts Besseres tun, als hier mit seiner Unterstützung eingreifen.

Coblenz, den 11. Januar 1904.

Seit Otjomikambo ziehen wir durch den „großen" Omuramba u Omatako, in den hier an der unlängst „Coblenz" getauften Stelle der Omuramba u Omambonde mündet. Ein „Omuramba" ist sozusagen ein gestorbener Fluß. Stellenweise ist der Charakter des tief, bald schmäler, bald breiter ins Gelände eingeschnittenen Flußbettes noch deutlich, ja es gibt Stellen, wo zu den steilen Uferwänden aus rotem Sandstein und dem nackten Felsboden der Talsohle nichts fehlt, als das fließende Wasser auf dem Grunde, um das Bild des Flusses vollständig zu machen; meist aber ist das Bett bis hoch hinauf mit Sand und Erdmassen ausgefüllt, von lichtem, parkartigem Walde oder undurchdringlichem Dornbusch erfüllt, und die beiderseitige Uferböschung ist manchmal kaum noch zu erkennen. Nur die starke Vegetation verrät, daß unterirdisch durch diese Hunderte von Kilometern weit laufenden „Betten" immer noch perennierende Wassermengen talwärts sickern. Der „große" Omuramba ist von seinem Ursprung beim doppelgipfligen Omatakoberge unweit Okahandja bis zur Mündung in den Okawango, ganz im Norden Südwestafrikas, länger als die Oder. Bei Otjituo ist er ein breites, tiefes Trockental, bei Otjomikambo eine schmale, flache Rinne im blanken Felsboden; von Otjomaware bis Coblenz eine breite, saftige Wiesen- und Parklandschaft, die sich ganz flach eingesenkt, wie ein gewundenes, grünes Band, durch den struppigen Dornenwald auf beiden Ufern schlängelt.

Merkwürdig, daß alles wie ausgestorben ist! Bei Ovissume, einem alten, großen Hereroplatz, sahen wir wohl die großen Dornhecken um die Tränkplätze, noch ziemlich frisch angelegt, aber kein Stück Vieh und keinen Menschen. Nur ein mächtiges Gnu (hier in Südwest heißt es immer Wildebeest) tummelte sich wohl eine

Stunde lang herausfordernd den Omuramba entlang vor uns her — als ob es wüßte, daß Schonzeit ist. Wären wir Weißen übrigens nicht dabei, so hätten die Eingeborenen das prächtige Tier doch sofort heruntergeschossen. Die Jagdverordnungen werden hier eigentlich nur von den Regierungsbeamten gehalten, weder die Händler noch die Farmer in der Wildnis und vollends erst die Burenjäger nehmen viel Notiz davon. Kontrolle in einem Lande, wo man, wie jetzt wir, den dritten Tag unterwegs ist, ohne Menschen zu sehen, scheint ja doch illusorisch. Hier bei Coblenz steht eine große Hererowerft, wiederum verlassen! Die Pontoks sind fast alle, trotz des massenhaften Regens, noch mit ihrer Bekleidung von Ochsenmist und Lehm intakt — die Leute können kaum acht Tage daraus fort sein. Ob die Hereros alle ins „Sandfeld" über den Omuramba getreckt sind? Aber sie haben hier doch die beste Weide und es sind ihre alten Stammplätze. Merkwürdig!

Omuramba u Omambonde, den 12. Januar.

Vergeblich, die Wildnis bleibt doch Siegerin. Wir müssen unsern Plan, Omambonde selbst auf dem Wege durch den Omuramba zu erreichen, aufgeben. Die letzten 200 m Weg haben eine Stunde Arbeit gekostet, um die Dornbüsche zu entfernen. Jetzt begreife ich, daß keine einzige Wagenspur bei Coblenz aus dem großen Omuramba in diesen, in dem wir jetzt feststecken, hineinführt. Die erste Stunde ging es glatt, die zweite mit Schwierigkeiten — jetzt hört jedes Vorwärtskommen auf. Wir wollen mit der Karre jetzt auf das linke Ufer hinauf und sie quer durch die Buschsteppe, die kein großes Hindernis bieten wird, nach Omambonde schicken. Dort kann sie beim Ansiedler Grünwald warten, bis ich wieder bei ihr bin. Wir beide, Heimsoeth und ich, reiten querfeldein zum Rendezvous mit Volkmann und — hoffentlich! — Watermeyer nach Urupupa. Auf morgen ist verabredet, daß wir uns dort noch einmal treffen sollen, falls W. mittlerweile in Grootfontein angekommen ist. Dann bereden wir die „große Wasserfrage", und es geht ans Brunnenmachen, von Grootfontein bis zum Omuramba. Das gibt ein Siedelungsland für deutsche Bauern! Besser könnte in ganz Südafrika keins

von gleicher Ausdehnung sein. Ueber jedem Heim rauschende Palmgipfel. Sonderbar, wie dies Palmenrauschen klingt, — bei den Dattelpalmen am Euphrat um Babylon wie hier bei den Hyphaenen von Grootfontein: als ob Degen klirrten, gar nicht wie Baumwipfel! Aber deutsch werden unsere Leute hier im Lande, über dem die deutschen Farben wehen, doch bleiben — mag auch die erste Generation über den Palmen die Eiche daheim noch nicht vergessen können ... Die Ochsen sind da, Pensmann will den Schreibtisch aufladen! Das wird noch ein Stück Arbeit geben, bis wir uns durch den Busch auf die Höhe durchgeschlagen haben!

Urupupa, den 13. Januar 1904.

Also das ist des Rätsels Lösung! Als wir heute nachmittag nach schwerer Arbeit durch dichten Busch und aufgeweichtes Land ohne Weg und Steg endlich auf die große „Pad" von Grootfontein nach Urupupa kamen, sahen wir gerade zwei Reiter vorbeitraben — einen Mann von der Truppe mit einem farbigen Polizisten. Der plötzliche Anruf aus dem Busch erschreckte sie etwas. Halt, halt, wo wollen Sie hin, wo kommen Sie her? — Von Urupupa. — Ist Herr Oberleutnant dort? — Nein, er ist nach Omambonde geritten, Sie zu suchen. — Uns zu suchen — was ist denn los? — Die Hereros vom Omuramba haben Grünwald überfallen und alles Vieh fortgetrieben. Grünwald selbst haben sie an einen Baum gebunden, um ihn verhungern zu lassen, aber der Regen hat den Ochsenstrick schlaff gemacht, daß er eine Hand freibekam und sich losmachte. — Wann ist denn das passiert? — Vorgestern kam Grünwald um Mitternacht auf der Station an und erzählte, daß die Hereros zwei Tage vorher in der Frühe auf seinen Platz gekommen seien; gestern ist Herr Oberleutnant mit sechs Mann nach Omambonde geritten. Wir glaubten in Grootfontein alle, weil Sie gerade dorthin wollten, die Hereros hätten Sie auch im Omuramba überfallen. Unterdessen ist auch noch die Meldung gekommen, daß Wittmer auf Otjomikambo ausgeraubt ist; sie haben alles Vieh fortgetrieben und ihn selbst einen Tag lang mitgeschleppt, dann ließen sie ihn laufen, weil sie glaubten, er würde sich nicht mehr aus dem Sandfeld herausfinden und verhungern. — Wann war das? — Sonntag vormittag,

als Wittmer gerade in seiner Wohnstube Backsteinfußboden legte!

Wir waren beide starr vor Staunen. Gerade Sonntag früh hatten wir Otjomikambo verlassen und noch bei Sonnenaufgang mit Wittmer, als er zur Karre kam, gesprochen! Tags zuvor, während wir uns auf Okanakasewa aufhielten, war Grünwald ausgeplündert worden. Darum die Verlassenheit und Oede im Omuramba! Offenbar hatten sich die Omurambahereros schon vor den beiden sicher lange geplanten Ueberfällen auf bestimmten Plätzen gesammelt und ihre alten Werften verlassen, damit sie nicht gleich mit dem Raube gefaßt würden. Alles Vieh war natürlich über den Omuramba ins „Sandfeld" fortgetrieben. Es ist beinahe unbegreiflich, daß wir den Marodeuren nicht irgendwie im Omuramba begegnet sind. Was soll das werden? Ist es nur ein lokaler Ausbruch der Erbitterung gegen die Händler? Sowohl Wittmer, dessen Kompagnon Güth ja noch im Handelsfelde ist, als auch Grünwald haben ihren Viehbestand durch jahrelangen Handel von den Hereros erworben und sind darum weit und breit in der Umgegend bekannt und mißliebig genug geworden. Oder greift die Sache weiter? Als Grünwald Omambonde von der Regierung kaufte, um mit seinem zusammengebrachten Vieh zu farmen, sollen die Hereros sehr erbittert gewesen sein, weil sie das Land dort als ihr Eigentum betrachteten. Es war bis dahin der Brakplatz, wo die Omurambaleute ihr Vieh zum Braken an die salzhaltigen Sandflecke im Flußbett trieben. Dort ist der Omuramba nicht von wildem Dornbusch erfüllt, sondern ein herrlicher grüner Wiesenplan zwischen schroffen Felsufern von braunrotem Fels. Als vor sieben Jahren im Vertrag von Otavi die Grenzen zwischen Regierungs-, Kompagnie- und Hereroland festgesetzt wurden, da, behaupten die Hereros schon lange, seien sie über den Umfang des von ihnen abgetretenen Landes getäuscht worden. Kambasembis, des Oberhäuptlings von Waterberg Sohn, der in Otavi die Hereros vertrat, sei nicht befugt gewesen, abzuschließen, und Omambonde sei damals überdies ihrer Meinung nach ihnen geblieben. Amtlich ist es freilich seit jener Zeit immer als Regierungsland betrachtet und daher auch anstandslos verkauft worden.

Hier auf Urupupa neue Nachrichten. Auch dem Ansiedler Schmiedel auf Farm Gunuchas, halbwegs von hier nach Omambonde, ist eine Menge Vieh von den Hereros fortgetrieben worden, er selbst ist nach Urupupa geflüchtet. Das Vieh ist nach Omambonde und über den Omuramba ins Sandfeld gejagt. Omambonde scheint also das Zentrum dieser Raubzüge zu sein. Dort in der Nachbarschaft sitzt der einäugige Hererohäuptling Batona — er soll immer als heimlicher Bandit und unsicherer Kantonist gegolten haben, dem man nicht habe trauen dürfen. Die Leute auf Urupupa meinen, Batona stecke hinter dem Ganzen; er wolle wahrscheinlich über die Betschuanalandgrenze ins Englische ausbrechen und raube nun in ein paar raschen Ueberfällen noch zusammen, was geht. Jetzt ist überall in der Kalahari Wasser; er kann in kurzem außer deutschem Bereich sein, wenn man ihm nicht schleunigst nachsetzt und zur Vorsicht so schnell wie möglich die Kapstädter Behörden benachrichtigt. Daß die Räubereien mehr bedeuten, daß es sich womöglich um einen wirklichen Eingeborenenaufstand im Norden oder doch um seine Anfänge handeln könnte, dagegen spricht vorläufig, daß die Hereros sich noch an keines Weißen Leben direkt vergriffen haben. Ein Orlog, wie der im Süden mit den Bondelzwarts, würde doch wohl nicht bloß mit Plündern, sondern auch gleich mit Totschlagen anfangen. Auf Urupupa sitzen Siemens und Sobolewsky, ein Däne aus Transvaal und ein früherer Truppler in Gemeinschaft; hier sind 400 Stück Großvieh zu rauben, und alles ist gerüstet, man reitet den ganzen Tag Patrouille um die Herden und hat Botschaft an die Nachbarfarmen geschickt. Ein paar Buren sind auch da; alles ist wütend und brennt aufs Nachjagen in die Kalahari. Wenn der Oberleutnant von Grootfontein uns nur Erlaubnis zu reiten geben wollte! Mit 20 Mann holen wir unser Vieh zurück und Batonas sämtliche Beester dazu! Wer von den schwarzen Kerlen uns im Sandfeld vors Rohr kommt, muß dran glauben! Wenn nur nicht die Waterberger Hereros mit dabei sind! Dem Schuft, dem David (Kambasembis jüngerer Sohn und Prätendent auf die Waterberger Kapitänschaft) ist nicht zu trauen, und noch neulich wurde von Waterberg erzählt, daß die Hereros dort massenhaft Sattelzeug, Pferde, Proviant und Kleider gekauft

haben! Wollen die denn alle nach Betschuanaland? Wer kann das wissen — schon vor drei Jahren ist ein großer Klumpen Hereros vom Omuramba dorthin getreckt und nicht wiedergekommen! So reden die Leute untereinander.

Urupupa, den 14. Januar 1904.

Vormittags. Eben kommt ein Reiter von der großen Patrouille nach Omambonde mit einem Brief von Volkmann. Er schreibt, daß dort alles verlassen stehe; meine Karre samt Ochsen und Leuten habe er gestern nachmittag bis an die Achsen im Schlamm versunken gefunden — drei Stunden vor Omambonde am Omuramba, wo der Weg von der Höhe wieder ins Flußbett hinabkommt. Jetzt gehe er mit seinen Leuten nach Grootfontein zurück und rate mir, statt nach Waterberg weiter zu marschieren, dasselbe zu tun und dort abzuwarten, bis Klarheit in die Situation kommt. Mir wird wohl nicht viel anderes zu tun übrig bleiben. Der Reiter erzählt, ihnen allen sei ein Stein vom Herzen gefallen, als sie die Karre fanden und hörten, daß uns nichts geschehen sei. Die Karre ist aus dem Schlamm herausgezogen — weiteres Vordringen durch das völlig aufgeweichte Omurambabett soll für sie unmöglich sein, und Volkmann hat sie daher einstweilen mitgenommen. Noch vor zwei Wochen haben wir mit der Karre denselben Weg in umgekehrter Richtung ohne alle Schwierigkeit gemacht. Seitdem hat es freilich an 150 mm geregnet. Das klügste wird sein, ich reite gleich ab und suche, Volkmann abends irgendwo auf dem Wege vom Omuramba nach Grootfontein zu treffen; vielleicht findet sich doch noch ein Weg, mit der Karre nach Süden oder Westen (Outjo) durchzukommen. Von dorther ist bisher nichts Verdächtiges gemeldet. Nach Otavi wird der Weg wohl auch frei sein. Unwillkürlich rückt der Gedanke an einen Aufstand der Hereros näher — aber im Grunde scheint er doch noch nicht recht faßbar. Seit Jahr und Tag denkt in ganz Südwest kein Mensch mehr an die Wahrscheinlichkeit. Es wird doch wohl der Streit um die Waterberger Kapitänschaft zwischen den Kambasembisöhnen sein, der dahinter steckt; die schwächere Partei fühlt sich unterlegen und will lieber ausbrechen, als sich dem Gegner unterwerfen. Auch das ist freilich

schon mehr, als bisher jemand für möglich gehalten hätte. Vielleicht hört man heute abend weiteres bei Volkmann; er muß seit Omambonde eine oder zwei Farmen passiert haben.

Okamahundju, den 14. Januar 1904.

Volkmanns Lager mit den Karren hier getroffen, 24 km vor Grootfontein. Selbst nichts Neues gesehen, aber eben Pätrouille von zwei Reitern zurück, die unterwegs nach Okatjongeama abgeschickt wurden. Dort sitzen zwei Brüder Steinfurth, Deutsche (mit dem jüngeren von beiden bin ich im September auf dem „Ernst Woermann" herausgekommen). Haus total verwüstet und geplündert, Vieh fortgetrieben, von den beiden Weißen keine Spur. Papiere, Briefe wild umhergestreut; im Busch vor der Tür haben die Reiter ein paar vom Regen durchweichte Hundertmarkscheine gefunden. Es scheint doch ernster zu werden, als wir noch gestern und vorgestern glaubten. Am Ende gibt es morgen vormittag in Grootfontein weitere schlimme Nachrichten! Wenn die Hereros wirklich einen größeren Schlag geplant haben, so treffen sie alle Ansiedler im Distrikt unvorbereitet bis zum Aeußersten und können jeden einzeln auf seiner Farm widerstandslos vergewaltigen. Was sollen ein oder zwei Leute, selbst wenn sie Gewehre haben, wie jeder Weiße im Lande, tun, wenn sie plötzlich hinterrücks von zwanzig, dreißig Schwarzen überrumpelt werden? Natürlich ist dann auch das eingeborene Personal der Farmer mit im Komplott; es sind ja sowieso meist Hereros.

Grootfontein, den 15. Januar.

Heute früh war unterwegs kurze Besprechung mit den Buren Dutoit und van Roy, die auf Okamahundju sitzen. Sie haben etwas Mais bestellt; sonst sind sie ein paar Typen, die nichts mehr scheuen, als Arbeit und Reinlichkeit, alles übrig haben für Jagd, Treck, Schießereien u. dgl. Wenn es wirklich auf die Suche nach dem geraubten Vieh in die Kalahari geht, dann gibt es freilich keine geeigneteren Leute dafür als sie. Volkmann will zu übermorgen, Sonntag, ein großes „Kontor" mit den Buren auf der Station ansagen; 20 — 30 Mann können die aus der Nachbarschaft von Grootfontein sofort stellen; Pferde

und Munition wird freilich zum größeren Teil die Station liefern müssen. Die paar Leute von der Truppe können bei der Unsicherheit und Unklarheit der Lage nicht aus der Hand gegeben werden — es sind ohnehin kaum 12 Mann beisammen, alles andere in kleinen Posten zu 2—4 Mann auf den Außenstationen verteilt: Otjituo, Otavi, Koantsas, Amatoni. Heute sind nach allen Seiten Boten und Patrouillen geritten, um die Ansiedler und Außenstationen zu warnen und die kriegsfähigen Buren zur Versammlung nach Grootfontein zu berufen Alle brennen auf den Oorlog und auf die Jagd ins Sandfeld. Volkmann will etwa 25 Mann einberufen und soweit erforderlich ausrüsten; ein Viertel oder ein Drittel des erbeuteten, ursprünglich den Hereros gehörigen Viehs soll ihnen zufallen. Wer die Leute kennt, weiß, daß sie draußen überall höllisch kurzen Prozeß machen werden, sobald sie Hereros und Vieh treffen. Fünfundzwanzig von ihnen können es, wenn sie unser 88er Gewehrmodell bekommen, ruhig mit 200 Eingeborenen aufnehmen, selbst wenn ein paar Dutzend Henry Martinis und 71er dabei sind. In Okamahundju fragten die Frauen, ob sie mit den Kindern auf die Station nach Grootfontein müßten, falls die Männer in den Oorlog ins Sandfeld ritten. Doch wohl schwerlich! Wenn die Hereros das Vieh von den zunächst am Omuramba liegenden Farmen geraubt haben, wird ihnen hier der Boden vermutlich zu heiß werden. Allerdings — die Händler im Waterbergschen, von denen wird, fürchte ich, der und jener doch dran glauben müssen. Verschiedene von den Leuten haben sich bei den Hereros zu sehr verhaßt gemacht, und die Gelegenheit, sich jetzt an ihnen für die jahrelange Uebervorteilung zu rächen, wird für die, die doch einmal ausbrechen wollen, zu verlockend sein.

Gern bliebe ich noch ein paar Tage auf Grootfontein, um das Burenkontor mitzumachen und zu hören, was draußen weiter geschehen ist — aber die Zeit drängt doch zu sehr. Ich soll die Deutschlandpost mitnehmen; wenn die noch den Dampfer erreichen soll, der am 28. Januar von Swakopmund abgeht, so ist es höchste Eile. Ich will über Otavi und Outjo; schnell, was die Ochsen nur trecken können, namentlich um die Verbindung mit Outjo herzustellen und Nachricht von den Ereignissen dorthin

zu bringen. Hier meinen verschiedene, die Sache sei etwas gefährlich, ich könne bei Otavi auf Hereros von Waterberg stoßen, die das Vieh von der South West African Company wegtreiben wollten. Möglich — aber doch kaum wahrscheinlich! Eher werden sich die Plünderer ostwärts über den Omuramba gezogen haben . . . Eben kommt der Farmer Ackermann von Okatjeru bei Otjituo. Dort ist alles ruhig, aber er will zur Sicherheit 71er Patronen holen. Auch er und sein Kompagnon Deckert sind alte Truppler; sie haben auf ihrer Doppelfarm von 10000 Hektar schon einen leidlichen Bestand von „Beestern". Das Vieh ist für alle Fälle auf die Station getrieben, die eine halbe Stunde von der Farm liegt; Volkmann hat die zwei Mann, die in Okanakasewa sprengten, auch dorthin geschickt und strengste Bereitschaft anbefohlen. Das macht vier Soldaten auf Otjituo; dazu Ackermann, Deckert und Wittmer, der nicht nach Grootfontein, sondern nach Otjituo ging, als ihn die Hereros laufen ließen. Sieben Leute können sich im Notfall schon gegen hundert und mehr Hereros verteidigen, wenn sie Deckung auf der Station haben. Jetzt ist an alle Stationen Mitteilung von dem Vorgefallenen geschickt worden und der strenge Befehl, sich sofort in Verteidigungszustand zu setzen: die Gewehre stets zur Hand, Dornverhau um die Gebäude, das Vieh in Seh- und Schußweite usw. Daran, ob die Hereros die Stationen der Truppe angreifen oder nicht, wird man sehen, ob es sich um einen allerdings unerhörten Raubzug von ein paar ausbrechenden Kapitänen handelt, oder — um die Insurrektion im Norden zu dem Bondelzwartkrieg im Süden!

Grootfontein, den 17. Januar 1904.

Abends. Wieder zurück auf Grootfontein. Der Hereroaufstand ist da — daran gibt's nun keinen Zweifel weiter! Jetzt geht das Land einer ernsten Zeit entgegen, aber wenn sie richtig genutzt wird, so kann das Unheil, wenn es vorbei ist, zum Segen für die ganze Weiterentwickelung der Kolonie werden.

Gestern nachmittag rückte ich mit Karre und Pferden auf Otavi zu ab; heute um 10 Uhr morgens, als ich eben zur

Mittagsrast ausspannen lassen wollte, begegnet mir, fast schon halbwegs Otavi, der Farmer Dewet von Paviansfontein, ein Kapholländer, der kürzlich hierher eingewandert ist, mit seinem Wagen. Er war vor kurzem nach Okahandja aufgebrochen, um einen Teil seines Uebersiedelungsguts von der Bahn ins neue Heim zu holen. Bei Otjenga, halbwegs zwischen Otavi und Waterberg, trifft er auf einen Haufen von mehreren hundert Hereros, die ihn anhalten. Großer Rat, was mit ihm geschehen soll; die einen wollen ihn töten, die anderen „kehren" und nach Hause schicken. Sie erklären ihm, daß Oorlog gegen die Deutschen sei, daß sie eben zwei Deutsche totgeschlagen hätten. Einige tragen bereits die blutigen Kleider der Ermordeten, vermutlich zweier Händler. Schließlich nehmen sie ihm das Gewehr und alles Eßbare vom Wagen und lassen ihn dann umdrehen. Sogar das Rohr und die Kost wollten sie ihm nicht rauben, sondern nur von ihm leihen; wenn die Deutschen alle tot sind, soll er es wiederhaben. Nicht den Buren gelte der Krieg, sondern nur den Deutschen, alle Buren mögen ruhig auf ihren Plätzen bleiben, es solle ihnen nichts geschehen! Auf der Rückfahrt, erzählte Dewet weiter, habe er bei Otavi schon Massen bewaffneter Hereros gesehen, die Deutschen seien auf der Station in Verteidigungszustand gewesen, und ein Soldat, der ihn fahren sah, sei herausgekommen und habe ihn gebeten, so schnell wie möglich die Nachricht von ihrer bevorstehenden Einschließung nach Grootfontein zu bringen.

Also ein zweites Mal den Aufständischen fast in die Hände gelaufen! Ich fange an, die neuliche Fahrt mit Heimsoeth durch den Omuramba etwas mit dem Gefühl nachträglicher Beklemmung anzusehen. Kein Zweifel, daß wir damals ahnungslos in nicht geringer Gefahr geschwebt haben! Haben uns die Hereros wirklich nicht gesehen, oder haben sie, im Busch versteckt, an der Karre und dem berittenen Polizisten dabei die Regierungsbeamten erkannt, die sie sich doch noch anzufallen scheuten? Auch die ersten überfallenen Ansiedler wurden ja noch am Leben geschont. Aber Waffen mußten sie, wenn sie uns sahen, auf alle Fälle bei der Karawane vermuten, und nach nichts steht jetzt ihr Sinn natürlich mehr, als nach Gewehren und Munition.

Sie hätten, was sie wollten, ja selbst nachts bei uns nehmen können, denn natürlich ließen wir ahnungslos wie im tiefsten Frieden damals so wenig wie sonst je auf der Pad Wache stehen. Nur der Ochsenwächter sollte — wenn er nicht auch schlief — irgendwo seitwärts im Busch auf die Zugtiere aufpassen. Ich glaube fast, die Hereros sind wirklich in jenen Tagen alle fort gewesen und wir inmitten des Aufstandes durch völlige Einsamkeit getreckt! Jetzt wieder Ähnliches. Wäre der alte Dewet nicht gekommen, oder hätte ich den anderen der beiden Wege genommen, die von Grootfontein nach Otavi führen, so wäre nichts wahrscheinlicher, als daß uns die Hereros innerhalb der nächsten 24 Stunden vor Otavi gefangen nahmen. Bei einem plötzlichen Anfall im Busch wären die beiden Gewehre bei der Karre wahrscheinlich nicht einmal in Funktion getreten, denn es gibt hundert Stellen am Wege, wo man einen Hinterhalt, namentlich im Dunkeln, nicht eher merken würde, als bis der Angreifer dem Pferde in den Zügel greift, oder den Reiter, wenn er ihn nicht fangen will, herunterschießt.

Also umgekehrt nach Grootfontein! Eine Stunde darauf begegnet uns Oberveterinär Hörauf von der Station mit einer Patrouille von vier Mann, Er reitet nach Otavi zu, um die Gegend aufzuklären. Auf meine und Dewets Nachrichten hin beschließt er, mit seinen Leuten auf jeden Fall sofort bis Otavi vorzugehen und die dortige Station zu verstärken, bis Entsatz von Grootfontein kommt. In Otavi sind außer Unteroffizier Weber und seinem Gefreiten noch an Deutschen Herr Gathmann, Chefingenieur der Otaviminengesellschaft, mit Familie — zwei Damen und drei Kindern —; ferner Herr Seufferheldt, der die S. W. A. C. vertritt, und der Gärtner der Kompagnie. Dazu zahlreiches Kompagnie- und Stationsvieh, große Vorräte an Proviant und Materialien, eine Anzahl Gewehre mit Munition. Die Wegnahme des Platzes durch die Hereros wäre ein schwerer Schlag. Man denke sich dazu das Schicksal der Frauen und Kinder, falls den Aufständischen das Eindringen mit List oder Gewalt gelingt! Trotz des Ernstes der Lage war es aber doch ein Aufatmen bei unserer Begegnung, daß nun wenigstens Klarheit geschaffen war!

Schon vor dem Eintreffen unserer Nachricht von Otavi ist

heute vormittag auf der Burenversammlung, an der auch mehrere deutsche Ansiedler teilnahmen, der Beschluß gefaßt worden, daß alle Familien nach Grootfontein gebracht werden sollten, während die Männer in den Oorlog reiten. Jetzt ist freilich keine Rede mehr vom bloßen Aufsitzen und Nachjagen ins Sandfeld! Wenn die Hereros allesamt aufstehen, so haben wir sie in Kürze vor Grootfontein, und sie werden sicher die Station anzugreifen suchen. Hier liegen eine Menge Reservegewehre, dazu über 30000 Patronen, Modell 88, große Vorräte, viel Vieh und sonstige lockende Beute — auch wissen die Schwarzen sicher, wie schwach die Besatzung und wie schwer der weitläufige, für absolute Friedensverhältnisse gebaute Gebäudekomplex der Station zu verteidigen ist!

Spät abends. Meldung, daß ca. 130 Hereros, darunter 60 Gewehre, bei Uitkomst, 18 Kilometer westlich von Grootfontein, lagern. Auf Uitkomst sitzt der Bur Joubert; einige Nachbarn sind mit ihren Familien und ihrem Gut bereits dort eingetroffen, um morgen früh gemeinsam nach Grootfontein hineinzuziehen. Die Hereros treten bei Uitkomst mit unglaublicher Frechheit auf; sie suchen die Buren zu bereden, daß sie nicht nach Grootfontein gehen sollen, sondern sich von den Deutschen trennen, dann würde ihnen nichts geschehen! Morgen mit Tagesgrauen wollten sie die Station stürmen; was an Buren und Burenfamilien schon dort sei, möge sich seitab im Store (Gebäude der „Damara- und Namaquahandelsgesellschaft") sammeln und eine rote Fahne aufziehen, damit die Hereros dorthin nicht schössen. Die Schwarzen prahlen, bald würde kein Deutscher im Lande mehr leben, dann wollten sie und die Buren Freunde sein. Eine andere Abteilung von dreihundert Mann sei schon unterwegs, um nachts die Station von der Nordseite zu fassen, sie selbst wollten von Süden her stürmen. Seit heut nachmittag rollen die Ochsenwagen von den nächstgelegenen Farmen schwer beladen auf die Station; der große Hof wimmelt von Bewaffneten, Frauen, Kindern und Vieh. Alles bekommt Quartier; für die Nacht sind die Wachen eingeteilt; um 3½ Uhr früh wird geweckt werden, aber auch ohne das tut diese Nacht in Grootfontein von den Erwachsenen wohl kaum jemand ein Auge zu. Alle Nichtkampffähigen sind im Hauptzimmer des Stationsgebäudes, wo wir in friedlichen Zeiten essen,

und wo noch der Weihnachtsbaum steht, zusammengesperrt, weil es dort verhältnismäßig noch am kugelsichersten ist.

Zwischen Bergen von Bettzeug und Kleiderkisten, zusammengeschobenen Möbeln, Decken und Tüchern hockt, sitzt und liegt ein unsagbares Konglomerat von Kindern und Frauen, alles in schmutzigem, liederlichem Zeug, schmierigen Kattunfahnen, zerrissenem Schuhzeug und so fort. Außerdem regnet es täglich fünf, sechs mal; der Boden ist so durchweicht, daß selbst der heißeste zwischeneinfallende Sonnenschein ihn bis zum nächsten Guß nicht mehr aufzutrocken vermag.

Heute kam ein Bote von Outjo: Hauptmann Kliefoth teilt mit, er habe am 12. Januar ein Heliogramm von Windhuk erhalten, die Hereros seien aufgestanden, 300 ihrer Reiter ständen bei Okahandja, die Befehlshaber in den einzelnen Distrikten und Bezirken sollten selbständig handeln; er erkläre hiermit den Kriegszustand für den ganzen Norden und rücke mit 45 Mann, einem Geschütz und einem Maschinengewehr auf Waterberg und eventuell noch weiter nach Okahandja. Das ganze Hereroland hat sich also auf einen Schlag erhoben! Das kann nur ein schon länger vorbereiteter Plan sein! Es ist unglaublich aber charakteristisch für die Verhältnisse hier, daß kein weißer Mann vorher auch nur den Schatten einer Kenntnis davon erhalten hat.

Grootfontein, den 18. Januar 1904.

Morgens. Der Tag bricht an; es ist nichts erfolgt. Seit gestern hat kaum jemand in Grootfontein geschlafen. Von 4 Uhr früh an stand die eine Hälfte der Waffenfähigen in kleinen Piketts verteilt um die Station, die andere lag, Front nach Norden, auf dem großen Hof, in Deckung hinter Sätteln, Koffern, Kisten, usw., um beim ersten Ansturm von jener gefährlichsten Seite her — der dichte Busch ermöglicht Anschleichen fast bis unmittelbar an die Gebäude — Schnellfeuer zu eröffnen. Jetzt ist es so hell, daß wir nicht mehr überrascht werden können; einige Posten bleiben noch, vor allem der auf dem Turm des Hauptgebäudes; wir andern dürfen wegtreten und Kaffee trinken. Diese Nacht hatten wir kaum 35 Gewehre auf der Station — die nächste werden es wohl beinahe doppelt so viel sein. Nach allen Seiten

sind Eilboten fort, um die Ansiedler schleunigst hereinzurufen; viele von ihnen sind Reservisten und werden eingekleidet, alles, was sonst waffenfähig ist, meldet sich natürlich als Kriegsfreiwilliger. Volkmann hat die für einen Befehlshaber unschätzbare Gabe, mit seinen Anordnungen, selbst denen für den äußersten Fall, zu beruhigen; man merkt in jedem Zug den altafrikanischen Kriegsmann, der schon geholfen hat, Hendrik Witbooi aus der Naukluft zu schlagen. Jetzt soll eine starke Patrouille gegen Uitkomst geritten werden, um festzustellen, wo die 130 Hereros, über die gestern Meldung kam, geblieben sind; vielleicht kommt es zum Schießen. Ich habe gebeten, mitreiten zu dürfen, nicht weil ich Bedürfnis hätte, Blut zu sehen und Hereros totzuschießen, aber die Situation ist hier so, daß man sich ihr schwer entziehen kann, als Mann wie als Beamter, der doch sozusagen für die Ehre seiner Fakultät mithaftet. Bei 20 Mann Gesamtstärke wiegt schließlich ja auch der einzelne etwas mit; sonst glaube ich freilich, mit M. 88 kaum so weit vertraut zu sein, um den Hereros, wenn die Knallerei losgeht, viel zu schaden. 7 Uhr morgens: es wird gesattelt; ich nehme Pensmann mit, er bekommt auch einen 88er in die Hand.

Abends. Es ist zum Gefecht gekommen — zu einem sehr ernsten sogar. Eine Stunde von der Station begegnete uns ein langer Zug von Wagen und Rindern — Bur Joubert und seine Nachbarn, die mit Hab und Gut und Familie nach Grootfontein hineinzogen. Sie wußten nur, daß die Hereros von Uitkomst in der Richtung auf Grootfontein zu abgezogen seien. „Wenn ihr nach der Station kommt, so ruft eure Freunde und eure Kinder heraus und sammelt sie im Store — heute wollen wir stürmen und die Gewehre und die Kost der Deutschen holen“, hatten jene den Buren noch zuletzt zugerufen und einige Büchsflinten, die sie bei den Leuten auf Uitkomst sahen, diesen „leihweise“ abgefordert. Da die Buren dort zu schwach zu sein glaubten und viel Frauen und Kinder auf dem Platz hatten, fügten sie sich und lieferten das Gewünschte aus. Wunderbar genug, daß der Bande darüber nicht noch größerer Appetit gekommen ist und daß sie den Abzug der ganzen großen Karawane nach Grootfontein nicht gehindert haben!

Wir reiten weiter. Plötzlich, eine halbe Stunde vor Uitkomst, 18 Kilometer westlich von Grootfontein, wird nach vorne zu etwas Helles sichtbar, das sich auf der Pad vorwärts bewegt. Wir halten es einen Augenblick für Wagen, die etwa von Urupupa kommen könnten, aber dort fühlen sich die Leute — sie haben vier Reiter mit auf den Platz bekommen — ja stark genug, um sich an Ort und Stelle zu verteidigen, und wollen aushalten. Mit einem Male fliegen vorne die Gewehre aus dem rechts am Sattel hängenden Gewehrschuh, und die Spitze, wo Volkmann und ein Bur reiten, setzt sich in sausende Karriere — wir andern nach. Mein alter Schimmel ist nur mit mächtigen Schambok-hieben so weit in Tempo zu erhalten, daß er nicht nachbleibt; die ganze Kavalkade verschiebt sich in wenigen Augenblicken nach der Schnelligkeit der Pferde von vorne nach hinten und umgekehrt, aber in kaum zwei Minuten sind die Hereros gestellt. Der ganze Trupp war im Anmarsch auf Grootfontein und eben aus dem Buschfeld von Uitkomst auf die freie Grassavanne herausgekommen, die sich von dort bis eine Stunde vor Grootfontein ausdehnt. Im Augenblick, als sie uns erblickten, machten die Schwarzen Kehrt, um Deckung im Busch zu gewinnen; kaum steckten sie drin, so waren auch wir heran. Die Buren sprangen ab; das Feuer-gefecht begann gleich von beiden Seiten mit Heftigkeit, aber wahr-scheinlich wäre nicht sehr viel dabei herausgekommen, denn wenn auch die Entfernung zwischen uns nur ca. 100 Meter betrug, so saßen doch beide Teile so in Deckung gegen Sicht, daß man sich nur schwer erblicken konnte; die Hereros waren dabei entschieden besser placiert. Volkmann erkannte im Augenblick die Situation und ließ im Feuer wieder aufsitzen; dann jagte er auf seinem großen Hengst in mächtigen Sätzen zur zweiten Attacke voran, mitten in den Feind hinein, der merkwürdig fest standhielt und sich erst zur Flucht wandte, als unser Führer mit den vordersten Leuten schon durch seine Reihen hindurchgesaust war. Wieder wurde abgesessen und nun das Feuer auf die zurückgehenden, aber noch heftig schießenden Hereros auf ganz nahe Entfernung er-öffnet. Deutlich waren der Knall der Mehrlader und das brummende Sausen der 88er Geschosse — auch der Gegner besaß leider ein paar solcher Rohre — von dem Krachen und Pfeifen

der Henry Martinis zu unterscheiden. Allmählich wurde das Feuer schwächer und hörte auf; die Hereros waren in voller Flucht auf die Berge von Uitkomst zu, und es wäre sehr schwierig gewesen, ihnen dorthin durch den immer dicker werdenden Busch zu folgen. Dazu hatten wir sicher Verwundete und noch keine Vorstellung von unseren eigenen Verlusten. Jedenfalls war aber schon zu sehen, daß vom Gegner zahlreiche Tote und Gewehre auf dem Gefechtsfeld lagen.

Bald erfuhren wir, was wir zu beklagen hatten: vier Schwer- und einen Leichtverwundeten, dazu drei Pferde. Unteroffizier St. war der linke Unterschenkel zerschmettert, Bur D. anscheinend Lungenschuß, Landwehrmann V. Schuß durch die Wade, Reservist Sch. beide Hände und der linke Unterarm zerschossen, Kriegsfreiwilliger H. leicht an der Hand blessiert. Von den Hereros lagen gegen 30 Tote unmittelbar auf der Walstatt, darunter Batona von Osondema, die Seele des Aufstandes im Norden, Kamaihamagoani aus Waterberg und der „Fechtgeneral“, den angeblich der Oberkapitän der Hereros, Samuel Maharero, von Okahandja geschickt hatte, kenntlich an der großen weißen Straußenfeder auf dem Hut! Noch während des Schießens ritt der leichtverwundete H. im Galopp nach Grootfontein, um eine Karre mit Matratzen und Verbandzeug für die Verwundeten zu bestellen. Zwei Stunden nach dem Gefecht war das Gefährt zur Stelle; bis dahin hatten wir die Verwundeten aus dem Busch an den Rand der Fläche getragen, die feindlichen Toten gezählt und das Gefechtsfeld nach den vom Gegner verlorenen Gewehren und Patronengürteln halbwegs abgesucht. Sanitätsfeldwebel R. verband mit etwas mitgenommenem Verbandzeug die Verletzten provisorisch bis zum Eintreffen der Karre. Außer Volkmann und vier Angehörigen der Truppe hat unser 20 Mann starkes Kommando etwa zu gleichen Teilen aus Buren und deutschen Freiwilligen bestanden. Mir persönlich ist es übrigens nicht gerade angenehm ergangen, und zwar durch die schlechte Qualität des in Windhuk gelieferten Zaum- und Lederzeuges. Beim Parrieren des Pferdes riß, als wir das erstemal absprangen, der morsche Zaum an zwei Stellen auf einmal durch, dazu hakte sich noch beim Abspringen selbst, ohne daß ich es gleich merkte, der Bügel

aus, so daß ich den zweiten Anritt mit einem rasch daran geknüpften Mantelriemen als Zügel und einem einzigen Steigbügel mitmachen oder vielmehr nachholen mußte. Natürlich war, bis ich den zerrissenen Zügel neu improvisierte, der entscheidende Teil des Gefechts längst im Gange, und während ich an dem Riemen herumbastelte, pfiffen die Kugeln rechts und links, ohne daß ich schießen oder anfangs auch nur sehen konnte, wohin sich der Gang des Kampfes zog.

Mir ist der Kampf heute sehr lehrreich gewesen für die Beurteilung der Buren. Das Heranjagen an den Feind zu Pferde, dann Abspringen und Schießen ist ihre alte Taktik, die wir von ihnen angenommen haben, aber wären sie nicht in Volkmanns Hand unter fester deutsch-militärischer Führung und Gefechtsdisziplin gewesen, so hätte sich sehr wahrscheinlich eine große Schießerei, auf beiden Seiten ohne ernsthafte Resultate, hinter fast undurchsichtiger Deckung entwickelt; wenig oder gar keine Verluste und nicht entfernt ein solcher Schlag für die Hereros, wie er jetzt gefallen ist. Kein Zweifel, daß Volkmann allein das Verdienst des Tages gehört — dazu etwa noch dem allerdings vortrefflichen Schießen der Leute, namentlich der Buren. Hätten die in Transvaal eine europäische Führung gehabt, die sie zwang, sich um des wirklichen Sieges willen ein und das andere Mal so rücksichtslos zu exponieren, wie Volkmann heute tat — welch' ein Erfolg hätte ihnen beschieden sein können! Und sicher hätten sie am letzten Ende doch noch weniger Leute verloren, als so durch das zweieinhalbjährige Hinzerren des Kampfes hinter beständigen Deckungen. Beim Heimreiten nach dem Siege tat Volkmann übrigens den Buren einen Gefallen, ohne den, wie er sagt, der Tag für sie nichts wert gewesen wäre: er ließ im Galopp, die Buren alle das Gewehr auf den Oberschenkel gestemmt, in die Station einreiten! So fordert es die afrikanische Sitte nach einem Siege; nur ein geschlagenes Kommando kommt im Schritt mit umgehängtem oder im Schuh steckendem Gewehr nach Hause. Für gewöhnlich gibt's aber in Grootfontein ein heiliges Donnerwetter, wenn jemand, der unter Stationsdisziplin steht, nach Buren- und Eingeborenenweise im Galopp auf den Platz gesprengt kommt!

Grootfontein, den 19. Januar 1904.

Heute vormittag großes Kontor mit den Buren. Volkmann ließ alle ihre waffenfähigen Männer vor dem Stationsbureau sich versammeln und hielt ihnen eine Ansprache in Afrikandertaal. Sie sollten sich einen Kommandanten, Feldkornett, Fechtgeneral usw. wählen, sollten für Ordnung, Disziplin und Kameradschaft sorgen, mit uns Deutschen unter seinem Befehl für einen Mann gegen die Hereros stehen, die sicher nur arglistigerweise sie jetzt von der Truppe und den deutschen Ansiedlern zu trennen suchten usf. Es war ein malerisches und interessantes Kriegsbild auf afrikanischem Boden. Die kräftigen, braungebrannten Männer in ihren verwitterten Anzügen und Hüten, jeder sein Gewehr in der Hand, den gefüllten Patronengürtel um den Leib, vom siebzigjährigen Weißbart bis zum kaum mannbar werdenden Knaben mit dem ersten Flaum auf der Lippe — nach altgermanischer Weise im Ring vor dem erhöht stehenden Sprecher geschart, mit Murmeln und Nicken tiefernsten Gesichts die Rede begleitend; dann hob sich an Stelle des Beifalls das Murmeln zum laut anschwellenden Ruf: wahr! wahr! wahr! und die Hüte flogen zu weit ausholendem Schwenken vom Kopfe; endlich trat alles zur Wahl der Vormänner für den Krieg auseinander, und es war bezeichnend genug für den Geist, den Volkmann zu wecken verstanden hatte, daß gegen alte Burensitte lauter junge und energische Männer in den Dreißigern in die Kriegsämter gekürt wurden!

Am Himmel kämpften tropische Sonnenglut und Helle mit Geschwadern von niedrig jagenden schwarzen Wolken dieser Regenzeit einen harten Kampf. Weit im Halbkreis um die Station tönte das laute Brüllen und Blöken der Tausende von hereingebrachten Rindern und Schafen als ununterbrochene Begleitung in die Rede und die Wahldebatte hinein, mit einer Klangfarbe, so afrikanisch echt, wie sie nur diesem herdentragenden und herdennährenden Boden entstammt; dazu die gewaltige Wagenburg auf dem Rasen der beiden großen Höfe, das Prasseln der Kochfeuer, das Brodeln und Dampfen der Töpfe — noch muß fast jedermann im Freien kochen, weil nicht genug Herde da sind — das Hin und Her der Frauen mit ihren großen altniederländischen Kattunhauben, Kinderspiele, Soldaten der Truppe, Dornbusch zum

Verhau schleifende Ochsen, peitschenknallende gelbe und schwarze Treiber dahinter; ein Gemälde zu dauernder Erinnerung fürs Leben. Oorlogzeit — wer weiß, was sie unten im Lande gebracht hat und uns noch bringt!

Nachmittags. Eben haben wir den armen Stadler begraben! Gestern abend bereits, kaum zwölf Stunden nach der Verwundung, trat derartige Herzschwäche ein, daß die Hoffnung schwand, ihn am Leben zu erhalten; um 10 Uhr ist er dann gestorben, ohne Bewußtsein. Er hatte zwar schon auf dem Gefechtsfeld und beim Verbinden viel Blut verloren und die Wunde bot schlechte Aussicht auf Heilung, da alle Beinknochen an der Schußstelle furchtbar zermalmt waren, aber im Grunde ist der brave Unteroffizier doch weniger seiner Verletzung als dem so häufigen, hier im afrikanischen Dienst vorher erworbenen „Herzklaps" erlegen. Nun ruht er im schwarz beschlagenen Sarg auf dem Friedhof draußen unterhalb des Laboratoriums — als erster Gefallener. Fünf Tafeln aus früherer Zeit bezeichnen dort schon Soldatengräber, aber die darunter sind keiner feindlichen Waffe erlegen, sondern dem Fieber, das Grootfontein verwüstete, ehe die großen Entwässerungsarbeiten auf dem Plateau der Station stattgefunden hatten, durch die jetzt der böse Geist der Krankheit bis auf seltene und leichtere Fälle gebannt ist. Volkmann und ich hielten je eine kurze Ansprache; die drei Salven über dem Grab sind bis auf ruhigere Zeiten, wo sie nachgeholt werden sollen, unterblieben, denn sie hätten leicht bei der unklaren Lage irgendwo eine Panik hervorrufen können. Tagsüber weidet das herangetriebene Vieh der Ansiedler rings um die Station im Busch; das plötzliche Schießen hätte sicher draußen ein allgemeines Ausreißen und Durcheinander hervorgerufen. Duplessis, den wir allgemein für den Schwerstverwundeten hielten, wird am Ende doch noch aufkommen, die Lunge scheint trotz des die ganze linke Seite durchbohrenden Schusses nicht wesentlich verletzt zu sein! Den übrigen Blessierten geht es ausgesprochen gut.

25 Buren unter Feldkornett Grobler werden heute abgeschickt, um Otavi zu entsetzen und auf dem Rückweg auch Urupupa einzuholen, wo die sieben oder acht Mann Besatzung sich auf die Dauer doch nicht werden halten können. Von Otavi ist ein

Bote glücklich durchgekommen mit der Nachricht, daß in die Station geschossen worden ist, und daß die Hereros die Rinder und Pferde fortgetrieben haben. Es ist so gut wie unmöglich, die Tiere zu bewahren, wenn man keine starken Wachen mit auf die Weide schicken kann. Aus der Meldung geht nicht hervor, ob auch die 200 Ochsen der Kompagnie fortgetrieben sind. Es ist möglich, daß in Otavi überhaupt kein Zugvieh mehr existiert; für den Fall geht eine mit sechs Mauleseln bespannte zweirädrige Karre ab, um die Frauen und Kinder fortzubringen. Wir sind nun für die nächsten Tage für die Verteidigung um mehr als ein Drittel schwächer, aber die fortschreitende Arbeit an dem großen Verhau wiegt diese Schwächung auf.

Station Otjituo ist überfallen und abgeschossen! Zwei Reiter von der Besatzung bringen die Meldung, daß sie, morgens auf Patrouille fortgeritten, nachmittags bei ihrer Rückkehr alles verwüstet und geplündert fanden. Ein Reiter und der Ansiedler Wittmer von Otjomikambo lagen tot vor der Station, der zweite Kamerad und Deckert von Okatjeru werden vermißt. Der arme Wittmer! Nun haben ihn die Hereros im Sandfeld doch nur laufen lassen, um ihn ein paar Tage später totzuschlagen! Es ist unbegreiflich, wie das hat geschehen können, unbegreiflich auch, daß die beiden Reiter, trotz der strengen Mahnung zur Vorsicht, fortgeritten sind, statt sich auf der Station zu halten. Volkmann hatte bereits Befehl geschickt, daß alles von Otjituo nach Grootfontein (53 km) zurückkommen solle, um sich hier zu konzentrieren — offenbar ist die Weisung nicht mehr hingelangt. Die beiden Heimgekehrten sagen aus, der eingeborene Polizist Kanjemi (Herero) auf der Station habe die Meldung gebracht, die Ovambos vom Okawango seien im Anmarsch und ständen bereits bei Erikssonspütz im großen Omuramba einige dreißig Kilometer entfernt. Auf dem Rückweg von Erikssonspütz, wo natürlich nichts gefunden wurde, sei Kanjemi unter dem Vorwande, er habe eben seine Feldflasche verloren, zurückgeritten und nicht wiedergekommen. Also mit Gewehr, Patronen und Pferd fort — natürlich zu den Hereros; das Ganze eine Falle, die der Verräter listig gestellt hatte! In Otjituo haben die Hereros außer den Proviantvorräten leider zwei 88er Gewehre und den

Munitionsvorrat erbeutet — neben dem Verlust der Leute für uns das Empfindlichste. Sie müssen überhaupt schon eine ganze Anzahl 88er haben — im Gefecht bei Uitkomst waren es wenigstens zwei, die hoffentlich nicht von einem gelungenen Ueberfall auf Station Waterberg stammen. Leider ist es ihnen gelungen, gerade diese Gewehre aus der Niederlage herauszubringen. Die Buren wollen im Gefecht gehört haben, wie tödlich Verwundete unter den Hereros ihren Gefährten zuriefen, das Gewehr, das ihnen entfiel, zu fassen und zu retten. Freilich ist M 88 insofern keine Waffe für Hereros, auf die Dauer wenigstens nicht, als jede Verunreinigung sofort Ladehemmung hervorruft und das Schloß, wenn es lange kein Oel bekommt, leicht nicht mehr funktioniert. Mit den Henry-Martini-Knüppeln kann man freilich so ziemlich alles anstellen, ohne daß sie zu schießen aufhören — sie sind die prädestinierte Waffe für Eingeborene . . . . . Eine Patrouille kommt zurück und bringt Deckert mit, der also beim Ueberfall auf Otjituo doch entkommen ist! Er sieht arg aus; was er erzählt, klingt abenteuerlich genug. Die Leute auf Otjituo haben sich also trotz strengster Befehle total überraschen lassen und waren ohne Gewehre weit um die Station zerstreut, als 20—30 Hereros mit wenigen Gewehren kamen und die so gut wie Wehrlosen einzeln überwältigten und totschlugen. Deckert sah sie kommen, lief zur Station, um die Gewehre zu holen und fand die Türe verschlossen! Der Stationsälteste hatte offenbar den Schlüssel abgezogen und eingesteckt, als er hinunterging, um von der Eingeborenenwerft Arbeiter zum Kraalschleifen zu holen. Wie Deckert an der Tür rüttelt, tritt ein Herero auf ihn zu, stemmt ihm sein 71er Gewehr in die Seite, drückt ab — und der Schuß versagt. Darüber kamen die anderen heran, brachen die Türen auf und drangen in den Proviantraum; währenddessen gelingt es Deckert, ums Haus in den Busch zu springen und zu flüchten. Er läuft und läuft, den Nachmittag, den Abend, die halbe Nacht; läuft barfuß, läuft rückwärts, um die Verfolger, die etwa kommen könnten, irrezuführen, immer ohne Weg und Steg durch den dicksten Busch in der Richtung auf Grootfontein zu. Am Morgen, als er zerschunden und zerkratzt von den Dornen mit zerfetzten Kleidern zu Tode ermattet daliegt und

ausruht, sieht er fünf Hereros mit Knütteln auf seiner Spur daherkommen. Kurama, kurama (warte doch)! rufen sie ihm zu und fassen ihn. Beratung. Er versteht, daß sie beschließen, ihn auf dem Fleck totzuschlagen. Da in dem Augenblick kommt eine Grootfonteiner Patrouille (Reiter und farbiger Polizist), die einen Ansiedler von jener Seite her einholen soll, des Weges geritten: die sehen und Reißaus in den Busch nehmen ist für die fünf Hereros eins!

Grootfontein, den 20. Januar 1904.

Buschleute erzählen, sie hätten gesehen, wie die Hereros beim Ueberfall auf Okatjongeama den einen der Brüder Steinfurth mit ihren Kirris (Keulenstöcken) totgeschlagen hätten; der andere sei nicht dagewesen — er war vermutlich nach Karibib, um dort von der Bahn Fracht zu holen. Der Bergdamara Maans, der die Weisung zur Rückkehr nach Grootfontein den Leuten von Otjituo zu überbringen hatte, kehrt zerrissen und halb verhungert zurück; er sei mittags in Otjituo angekommen und habe den Befehl (sich sofort in striktesten Verteidigungszustand zu setzen) überbracht. Trotzdem seien die Leute leichtsinnig gewesen, hätten einzeln die Station verlassen, die Gewehre außer Handbereich gelassen usw. Nachmittags kam dann der Ueberfall. Die Hereros nahmen dabei Maans gefangen und zwangen ihn, ihnen die erbeuteten Kälber nachzutreiben; in der Nacht darauf gelang es ihm dann, zu entwischen.

Der Verhau um Grootfontein ist nun vollendet und unser Leben beginnt sich nach fester Norm zu regeln. Nachts stehen je drei Stunden sechs Doppelposten rings um die Verschanzung und patrouillieren. Letzte Nacht war die Reihe an mir von 2—5 Uhr morgens; strömender Regen, zu Morast aufgeweichter Boden, totale Finsternis. Um 4 Uhr allgemeines Wecken; die ganze waffenfähige Mannschaft tritt auf dem Hofe an, wird von Volkmann inspiziert und hält sich mit Gewehr im Arm und umgeschnalltem Patronengurt draußen in Bereitschaft; der Turm und einige andere vorgesehene Stellen in der Befestigung werden mit Schützen besetzt. Um 5 Uhr beginnt es heller zu werden; zwischen 5½ und 6 Uhr geht die Sonne auf. Niemand schläft anders als in Kleidern und Stiefeln, Gewehr und Gurt mit

120 Patronen neben sich zur Hand. Volkmann scheint überhaupt nicht zu schlafen, er revidiert die Posten nachts zu jeder möglichen Zeit. Es kostet Mühe, die Buren auf dem ihnen zugewiesenen Abschnitt der Verteidigungslinie daran zu gewöhnen, daß sie das nächtliche Postenstehen ernst nehmen. Wieder ein illustrierter Kommentar zu ihrem Fehler im Transvaalkriege! Täglich gehen Patrouillen nach den Farmen in der Umgegend; unter ihrem Schutz wird nach und nach fast alles Vieh und der bewegliche Hausrat nach Grootfontein geschafft. 2000 Rinder und 3000 Stück Kleinvieh stehen jetzt in den Kraalen bei der Station; das Brüllen, so oft das Vieh kommt und geht, fängt man an als etwas so Regelmäßiges zu empfinden, wie das Rauschen der Brandung in einer Wohnung am Meere. Nachts fürchterliches Hundekonzert: bei jeder Runde schlägt irgendwo ein Köter an und zehn, zwanzig, fünfzig antworten crescendo. Einige Eingeborene werden nach dem Gefechtsfeld von Uitkomst geschickt und fangen dort zwei totgeglaubte, während des Schießens am 18. entlaufene Pferde ein; sie zählen nachträglich gegen 30 tote Hereros, finden noch Munition und staffieren sich mit den Kleidern der Erschossenen aus. Merkwürdigerweise sollen dort bisher weder Hyänen noch Schakale und Geier gearbeitet haben. Vom Feinde seit jenem Tage keine Spur mehr: der durchgreifende Erfolg des Schlages wird immer deutlicher. Bei 30 Toten müssen die Hereros mindestens ebensoviel, wahrscheinlich noch mehr Verwundete gehabt haben, d. h. der ganze Haufe ist durch das Gefecht so gut wie vernichtet worden. Es lebe deutsche Führung, deutsches Draufgehen und afrikanisches Schießen!

Vor und in dem großen Dornverhau wird jetzt eine Kette fester Schanzen mit gegen Regen gedecktem Unterstand (Wellblech) angelegt; dort sollen die nächtlichen Doppelposten fortan ihren Standort haben, statt fortgesetzt auf und ab zu patrouillieren. Sehr angenehm, denn der Regen hält an: heute früh 400 mm überschritten! Mein Interesse für die Schanzenanlage trägt mir den ersten Rüffel wegen unerbetenen militärischen Rats ein — also zukünftig als Kriegsfreiwilliger über dies Ressort den Mund halten!

Sobald es hell wird, gibt es im großen Stationszimmer Kaffee. Von der Frauen- und Kindereinquartierung in den ersten

Nächten her herrschte bisher immer noch furchtbare Unordnung; heute vormittag habe ich mit vier Bambusen großes Scheuern und Aufräumen gehalten, und zum Essen war das erstemal wieder ein Schatten von Wohnlichkeit da. Leider genügt bei dem unaufhörlichen Regen und Schmutz draußen schon eine Viertelstunde, um auf dem Linoleumfußboden wieder die Ackerkrume für ein Kartoffelbeet zu schaffen. Heute abend könnte günstigenfalls die Patrouille nach Otavi und Urupupa mit den von dort Herausgeholten zurückkommen.

Grootfontein, den 21. Januar 1904.

Allmählich kommt man zu ruhigem Nachdenken und ausführlicher Aussprache über die Lage, über den Aufstand, über Aussichten, Dauer, Ausgang des Krieges. Wir sind von der Außenwelt vollkommen abgeschnitten und ahnen nicht, wie es jenseits des kleinen Gebiets unmittelbar um Grootfontein steht. Von den Außenstationen ist Otjituo vernichtet; Otavi existiert heute wohl auch nicht mehr, da sich seine Besatzung menschlicher Voraussicht nach auf dem Marsch nach Grootfontein befindet und hinter ihr die Hereros sicher alles demoliert haben. Falls es keine Fahrzeuge und Zugtiere mehr gibt, hat Volkmann Befehl mitgeschickt, alle Vorräte und die Munition, soweit sie nicht zu Pferde mitgenommen werden kann, zu vernichten. Urupupa wird gleichfalls eingezogen, sobald die Otavipatrouille es auf dem Rückmarsch erreicht hat; bleiben noch Koantsas und Amatoni, 100 resp. 180 km nach Norden und Nordwesten entfernt, mit je vier Mann und wahrscheinlich einigen Ansiedlern besetzt, die gleich anfangs die Weisung erhalten haben, sich mit ihrem Vieh und sonstiger beweglicher Habe dorthin zu ziehen. Koantsas muß sicher entsetzt und eingezogen werden, sobald hier wieder Leute für die Expedition dorthin verfügbar sind; Amatoni bedeutet positiv wie negativ einen schweren Entschluß. Wird die Besatzung dort mit allem Inventar und Proviant zurückgeholt, so kostet das bei der großen Entfernung und der Schwerfälligkeit der Ochsengespanne eine Patrouille von mindestens zehn Mann auf 12—14 Tage; wird die Station weiter gehalten, so muß sie bedeutende Verstärkung bekommen und die Kräfte fehlen dann wieder hier für Verteidigung und Ausfall. Amatoni aufgeben,

heißt die Grenze gegen die noch gar nicht unterworfenen Ovambos mit ihren zum Teil sehr unruhigen und stolzen Häuptlingen öffnen; geschieht das, so hört für absehbare Zeit jede Kontrolle über den weiteren Norden des Landes auf und es könnte dann kommen, daß die Ovambos in der Räumung jenes Sperrpunktes die freundliche Aufforderung erblicken werden, sich auch ihrerseits im Grootfonteiner Distrikt umzusehen. Wenn der letzte noch lebende waffenfähige weiße Mann im ganzen Gebiet, inklusive Amatoni und Koantsas, herein ist, dann zählen wir hier auf Grootfontein — Truppe, eingezogene Reservisten, Buren und Kriegsfreiwillige zusammen — rund 120 Gewehre, davon leider nur etwas über die Hälfte 88er. Das ist reichlich genug, um die Station gegen jeden Angriff der Hereros, zumal jetzt nach der Befestigung, zu behaupten, aber es ist verzweifelt wenig, um gleichzeitig den Platz zu decken und einen etwas kräftigeren aufklärenden Vorstoß gegen den Feind zu machen, der das platte Land beherrscht. Dazu kommt, daß die Pferdesterbe zu wüten anfängt — eine ganze Anzahl von 60—70 kriegsbrauchbaren Tieren ist schon kaput oder krank — und daß wir keineswegs übermäßig viel Proviant haben! Was die Pferde betrifft, so bildet in diesem Regenjahr, das sicher massenhaft Opfer fordern wird, die einzig verläßliche Sicherheit der kleine Bestand von knapp zwei Dutzend seinerzeit von Stabsarzt Kuhn gegen Sterbe geimpfter Pferde und Maulesel, dazu ein paar „gesalzene" Burenpferde, die früher einmal die Sterbe durchgemacht haben. Der große Wert der Kuhnschen Sterbeimpfung zeigt sich jetzt in der Ruhe, mit der man die durch sie gegesicherten Tiere, nun wo Not am Mann oder vielmehr am Pferd ist, den endlosen Regengüssen aussetzen kann, mit denen unsere Patrouillen Tag um Tag überschüttet werden. Warum nur die Kuhnschen Impfungen, die vor einigen Jahren begannen und so guten Erfolg hatten, plötzlich ohne ersichtlichen Grund eingestellt wurden?

Grootfontein, den 23. Januar 1904.

Vorige Nacht von 8—11 Uhr Posten gestanden — sehr angenehme Verbesserung gegen neulich, seit die östliche Schanze ein Wellblechdach hat. Es ist merkwürdig, wie sich allmählich

der Blick schärft, um die zunächst vollkommen scheinende Dunkelheit im Vorgelände zu durchdringen. Allerdings sind die Buren und Eingeborenen darin uns Europäern noch weit über. Meine beiden Leute Pensmann und der Wagentreiber Petrus sind nicht wenig stolz darauf, auch mit zur Wachmannschaft zugezogen zu sein. Wir sind unsererseits nicht sehr erbaut von dieser Notwendigkeit, aber wenn die Leute von der Besatzung nicht direkt überanstrengt werden sollen, so müssen solche Eingeborene, die man allenfalls für zuverlässig halten kann, mit heran; Hereros sind natürlich ausgeschlossen.

Vormittags kam Bur Jakobus Lombard von Omaruru an — endlich einige Nachrichten von draußen! Er ist noch im tiefen Frieden mit zwei Frachten für den hiesigen Store der Damaragesellschaft von der Bahnstation Karibib abgefahren; gleich hinter Omaruru hörte er, daß Oorlog sei, wollte aber nicht umkehren. Die Heliographenstation und den Militärposten Okowakwatjiwi, 60 km nördlich von Omaruru, hat er von Hereros abgeschossen gefunden; also ein Unteroffizier und zwei Mann tot. Wieder drei 88er mit Munition den Aufständischen in die Hände gefallen! Auf Verbindung mit Windhuk, Okahandja usw. ist also jetzt, wo der Heliograph Karibib-Omaruru-Outjo ausfällt, nur noch durch Boten zu rechnen, die sich etwa durchschleichen können. Unterwegs auf Omarassa und Okanjande erfuhr er, daß die Hereros dort vier weiße Ansiedler ermordet hätten. Die Zahl der Opfer wächst! Zwischen Okanjande und Otavi hielten die Hereros Lombard an, raubten Ochsen und Fracht und machten sich ans Plündern. Natürlich kamen die Kognakkisten zuerst an die Reihe; in einer Viertelstunde ist die ganze Bande sinnlos betrunken. Den Moment benutzt Lombard, um mit Hilfe seines zuverlässigen Jungen 16 Ochsen wieder einzufangen und sich zu Fuß, die Tiere treibend, nach Otavi zu aus dem Staube zu machen. Vor Otavi findet er einen Frachtwagen, den die Hereros gleichfalls irgendeinem Weißen abgenommen, ausgeplündert und leer stehen gelassen haben; er spannt seine 16 geretteten Ochsen ein und fährt drauf los. Als er Otavi passiert, sieht er nachts im Kompagniegebäude Licht, geht heran und erfährt von einem alten treu gebliebenen Hererowächter, daß in

der Frühe desselben Tages unsere Entsatzabteilung für Otavi mit allen Weißen und vielen Wagen mit Vorräten und Inventar abgezogen ist. Also sind die Kompagnieochsen und Wagen doch noch nicht geraubt gewesen — ein Trost um der beiden Damen und der Kinder willen — denn diese fortgesetzten Regenfluten würden sie auf der engen, offenen Mauleselkarre ohne schwere Erkrankung sicher nicht überstehen.

Mittags kommt von Hörauf Meldung, daß er in einigen Stunden mit dem ganzen Troß — zehn Wagen, vier Karren, an dreißig Pferden und zweihundert Ochsen — von Otavi und Urupupa eintrifft; beide Plätze vollständig geräumt; Munition, Proviant, das meiste Inventar von Wert geborgen; kein Gefecht unterwegs, keine Verluste. Um 5 Uhr nachmittags rückt die ganze Wagenkolonne an; Familie Gathmann, Reiter, Buren, alles wohlbehalten. Otavi war fünf Tage lang in Belagerungszustand; alle Weißen auf der Station konzentriert, mehrmals wurden Schüsse mit Hereros, die im Busch versteckt lagen, gewechselt. Den Gärtner der Kompagnie, Wichert, hatten sie schon mit Hilfe seiner eigenen Arbeiter draußen im großen Garten überwältigt und gefangen, aber der eingeborene Werftkapitän von Otavi, der zunächst noch nichts vom Oorlog wissen wollte, nahm ihnen den Mann fort und schickte ihn mit sechs Leuten auf die Station. Auf dem Hin- wie Rückweg hat die Expedition mit sintflutartigem Regen zu kämpfen gehabt; durch die Bergpforte, die von der Station ins Otavital führt, schoß von Wand zu Wand ein metertiefer reißender Strom hindurch; fünf Stunden hat es gedauert, bis alle Wagen diese gefährliche Stelle passiert hatten. Jetzt fängt es schon an, Schwierigkeiten zu machen, daß die täglich wachsende Bevölkerung in den Gebäuden der Station leidlich untergebracht wird. Volkmann hat uns schon mehrmals durch die Mitteilung erfreut, Fräulein Kühnhold, Frau Gathmanns Schwester, verstehe brillant zu kochen; wir hoffen, sie bewegen zu können, daß sie sich gütig unseres Tisches annimmt, denn die Verpflegung ist unter den Kriegswirren allmählich etwas spartanisch geworden; niemand hat Zeit und Lust, sich um die Küche zu kümmern, und Volkmanns treffliches Faktotum Josaphat liegt am Fieber in seinem Pontok.

Grootfontein, den 24. Januar 1904.

Heute früh war das Schußfeld rings um die Station auf 100 m freigehauen! Eine Zählung ergibt als auf Grootfontein befindlich:

230 Weiße (101 Männer, 34 Frauen, 95 Kinder); fast 300 Eingeborene; ca. 2700 Rinder, 3000 Stück Kleinvieh, 100 Pferde, 50 Wagen und Karren.

Die letzten Reservisten werden eingekleidet; Verlesung der Kriegsartikel. Fräulein Kühnhold übernimmt unter allseitigen Ovationen die Küche; Mittagsmahl mit Damen sehr wohltuend, wenn auch die Fenster in unserem Eßsalon bis zur Hälfte mit kugelsicheren Sand- und Kohlensäcken verbaut sind und die Unordnung um den inselgleich aus dem Wirrwarr emportauchenden Speisetisch wieder einmal ans Chaos erinnert. Man beschließt, gemeinsame Menage zu machen; eine Inventur der allseitig noch vorhandenen Konserven ergibt ein ganz erträgliches Resultat. Heimsoeth und Gathmann sind als Vizefeldwebel in Uniform bei Tisch, Volkmann desgleichen, Revolver Tag und Nacht umgeschnallt. Von 4 Uhr morgens bis Sonnenaufgang ist alles Männliche mit dem Patronengurt umgürtet und hat das Gewehr umgehängt oder in Griffweite; noch ist seit Beginn des Verteidigungszustandes niemand von uns zur Nacht aus Kleidern und Stiefeln gekommen; in der Morgenfrühe soll es die Gewohnheit der Hereros sein, anzugreifen, wenn sie einen Ueberfall vorhaben.

Heute nach reiflicher Erwägung doch Entsatz und Einziehung von Amatoni beschlossen. Die Entfernung ist zu groß, um Verbindung aufrechtzuerhalten. Ich habe mich mit für die Patrouille gemeldet, um ein Stück Land zu sehen, das für die Besiedelung wichtig werden kann, und das ich noch nicht kenne. Oestlich von Tsebib soll es sogar einen Strich mit großen Hyphänepalmen geben, auf jeden Fall ein Zeichen für guten Boden. Leider bleibt auch hier die Frage offen, wie tief das Wasser steht und mit welchen Mitteln es zu erschließen ist. Unterwegs soll sich die Patrouille nach Koantsas abzweigen, um die dortigen Reiter und Ansiedler aufzunehmen; wir wollen jenseits Tsebib auf Farm Guigab den Besitzer des Platzes, Ansiedler Merkel, in Sicher-

heit bringen ... falls er noch lebt! Sind Koantsas und Amatoni herein, dann bleiben die beiden Missionsfamilien in Gaub die einzigen Weißen im Distrikt, die noch außerhalb Grootfonteins hausen, aber die haben geantwortet, einstweilen glaubten sie noch nicht, daß ihnen etwas geschehen würde. Dort in Gaub ist der Missionsfrau mitten in den Kriegsläuften dieser Tage ein Söhnchen geboren worden. — — —

Guigab, den 27. Januar 1904.

Seit vorgestern nachmittag auf dem Marsch nach Amatoni. Hörauf führt die Patrouille. Schon der erste Tag war regnerisch; wir übernachteten beim Wasser von Aukas, bei den Ueberresten des Erikssonschen Hauses.

Nachmittags setzte schwerer Regen ein, der von 3 Uhr an bis zum späten Abend dauerte. In einigen Stunden war das ganze Land weit und breit in einigen schlammigen, von langsam fließendem Wasser überströmten Sumpf verwandelt. Der Boden ist durch den monatelangen Regen schon so aufgeweicht, daß er nichts mehr aufnimmt; die fast unmerkliche Neigung der mit hohem und dichtem Busch bewachsenen, stellenweise geradezu waldartig bestandenen Fläche nach Norden hin läßt alles niedergehende Wasser gegen die weite, flache Senkung hinfließen, in der das Brunnenloch von Tsebib liegt.

Je weiter wir kamen, desto rettungsloser wuchs die Ueberschwemmung. Schließlich als es dunkelte, blieb nichts übrig, als mitten im Wasser und Schlamm stehen zu bleiben und auszuspannen. Ochsen und Pferde fanden unter diesen Verhältnissen natürlich kein Futter und mußten hungrig festgemacht werden; auch die Menschen waren so durchnäßt, ermüdet, frierend, daß alles stillschweigend aufs Abendbrot verzichtete.

Unbegreiflich, daß die Eingeborenen in dieser Wasserwüste richtig noch ein Wachtfeuer in Gang bekamen! Die Posten wurden eingeteilt, aber Patrouillengehen hieß hier abwechselnd bis an die Knöchel im Schlamm waten und dann wieder über die spitzen Steinbrocken und Klippen stolpern, die überall aus dem feuchten Urgrund der Dinge, unsichtbar im Stockfinstern, hervorragten. Jeder von uns bekam bis Sonnenaufgang eine Stunde Wache; Hörauf leistete alles menschenmögliche und noch mehr, um die

Leute straff zu erhalten. Diese Nacht wurde uns allen recht lang — wieviel gemütlicher war es doch damals in Tsebib gewesen, als wir mit Volkmann und dem jungen Leutwein am 25. November vorigen Jahres hier lagerten! Nach Mitternacht hörten die Regenschauer auf; ich ließ, um wenigstens etwas ruhen zu können, mein Feldbett in den Sumpf stellen, die Leute krochen, soweit sie nicht Wachtdienst hatten, in die beiden Karren und lagen und kauerten da wie auf Inseln im Meere, so gut es ging, durcheinander. Trotz dieser erschwerenden Umstände ist übrigens keine der durch die Lage gebotenen Regeln und Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen worden. Heute früh wurde, sobald es nur hell war, ungefrühstückt und ungewaschen aufgebrochen und die Richtung westwärts auf Guigab zu eingeschlagen. Fast eine Stunde dauerte es noch, bis wir endlich nach Westen zu aus dem Modder aufs Trockene herauskamen; bald darauf brach die Sonne durch und es konnte zum Futtern für Tiere und Menschen, zum Kaffeekochen und Sachentrocknen gehalten werden. Der Sonnenschein und ein gewaltiges Feuer taten schnell ihr Werk; als wir gegen 10 Uhr wieder aufbrachen, schien unter wolkenlosem Himmel und steigender Hitze die schlammige, kalte, triefende Nacht bald nur ein Traum aus einem andern übleren Erdteil zu sein. Unser Marsch ging östlich von Tsebib wirklich durch eine mir noch unbekannte Palmenregion, die einige Stunden breit war. Dann wurde die Landschaft wieder dürftiger, bis am Nachmittag Guigab selbst durch seine schöne weite Rasenfläche und prächtige, üppig belaubte wilde Feigenbäume in der Nähe der Wasserlöcher uns überraschte. Unser Zug hatte sich geteilt; einige hundert Meter voraus ritt Hörauf mit der Spitze und fünf Mann; dann folgten die beiden Karren mit dem Rest der Leute als Bedeckung. Wir waren nicht wenig gespannt, wie die Dinge auf Guigab stehen würden. Leider haben wir sie sehr traurig gefunden. Als meine Karre auf den Platz kam und das aus hellgrauen Luftziegeln gebaute, mit Wellblech gedeckte Haus Merkels unter den großen Feigenbäumen hervorschimmerte, kam uns Hörauf schon entgegen, und seinem Gesicht war die Nachricht anzusehen: „Merkel ist totgeschlagen, alles geplündert, anscheinend vorgestern nachmittag oder gestern früh!“ Wir traten schweigend in das Haus. Dort

lag die nackt ausgezogene Leiche auf dem Fußboden hingestreckt; die Mörder hatten den offenbar draußen erschlagenen Mann hereingetragen und mit drei leeren Kisten zugedeckt. Der linke Oberarm war von hinten nach vorn durchschossen, ein anderer Schuß ging durch die Backe; überdies zeigte sich der Schädel am Hinterkopf mit einem stumpfen Instrument eingeschlagen. Der übrige Zustand des Leichnams ließ darauf schließen, daß seit dem Morde wohl 24—36 Stunden verflossen waren.

Noch sind es kaum drei Wochen her, daß ich mit Merkel in Grootfontein über seine Farm, seine Absichten und Aussichten sprach. Er erzählte mir von seiner Tätigkeit als Pflanzungssachverständiger in Anatolien und Mazedonien an den dortigen Bahnen; wir tauschten gemeinsame türkische Erinnerungen aus und kamen dann ausführlicher auf den Plan zu sprechen, ob sich wohl der wilde Olivenbaum Südwestafrikas mit der Olive der Mittelmeerländer würde veredeln lassen. Im Grootfonteiner Busch wachsen mehrere schöne Exemplare der hiesigen wilden Olivenart — sie hat zwar nur kleine, unbrauchbare Früchte, erschien uns aber im übrigen nach Wuchs, Aussehen, Blatt usw. als eine so nahe Verwandte der mittelländischen, daß wir damals lebhafte Hoffnung schöpften und ich Merkel versprach, sofort nach meiner Rückkehr nach Windhuk edle Pfropfreiser vom Kap kommen zu lassen und ihm zu übersenden. Vorbei! Jetzt ist er ein stiller Mann und wir haben ihn drüben in dem Garten hinter seinem Hause, den er bis auf den Tag, da sie ihn ermordeten, mit so viel sichtbarer Liebe aus dem Nichts geschaffen, gedüngt, bepflanzt, bewässert hatte, begraben. Wahrscheinlich kommen morgen, wenn wir von hier fort sind, die Hyänen, wühlen ihn aus und fressen ihn auf. Ein klares Bild, wie Merkel umgekommen ist, kann man sich übrigens nach dem Befund am Platze schwer machen. Einer der großen Feigenbäume zeigt viele Kugelspuren; vielleicht hat er sich hinter dem breiten Stamm noch eine Weile gegen seine Angreifer zu verteidigen gesucht. Auch das kleine Häuschen aus Lehm und Flechtwerk, jenseits des großen Rasenplatzes, wo er gewohnt hatte, bis das neue Backsteinhaus fertig war, ist durchschossen wie ein Sieb — dabei nirgends eine Spur von Blut zu finden! Die Mörder haben dann Merkels Karre mit allem

beladen, was im Hause nicht niet- und nagelfest war, und sind in der Richtung nach Westen davongefahren, der Spur nach zu urteilen, vielleicht gestern nachmittag, denn man sieht deutlich, daß es schon etwas geregnet hatte, als die Ochsen anzogen, und daß dann auf die in den eben weich werdenden Boden eingedrückte Spur noch viel Regen gefallen ist. Für Hereros eigentlich merkwürdig; die pflegen sonst Fahrzeuge, mit denen sie schlecht umzugehen wissen, nicht mitzunehmen. Auf einem Block unter dem größten Baum lag ein aufgerissenes Packet Dynamit — das scheint den Mördern zu unheimlich fürs Mitnehmen gewesen zu sein! Sonst ist nichts zurückgeblieben, als leere Kisten und eine Masse wüst durcheinander gestreuter Papiere, Briefschaften, Gärtnereibücher, Photographien, Zeitungsblätter u. dgl. Mitten darunter, vom Regen etwas verwischt, lag Merkels Kaufvertrag über seine Farm nebst Plan, unterschrieben von ihm und dem Vertreter des Kaiserlichen Gouverneurs für das deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika. „Schutzgebiet“ — klingt freilich merkwürdig angesichts dieser Vorgänge. Und heute ist Kaisers Geburtstag!

Abends. Die Mörder haben mindestens 24 Stunden Vorsprung, und unsere Tiere sind alle überanstrengt. Mittlerweile haben die beiden Buren, die mit uns sind, und unsere Eingeborenen den ganzen Platz nochmals genau untersucht und uns mit der Behauptung überrascht, Merkels Mörder könnten keine Hereros, sondern es müßten Ovambos gewesen sein! Erstens führen Hereros nicht mit der Karre, zweitens nähmen sie nicht alles erreichbare Eisenzeug mit, wie hier geschehen (was die Ovambos allerdings zu tun gewohnt sind), drittens zeige die Lage der Feuerstellen die für Ovambos typische Anordnung, viertens liege Ovambokorn (eine rote Hirseart), das jene offenbar als Kost auf ihren Zug mitgenommen hätten, bei ihrem Feuer verstreut, und überdies weise die Spur der Karre nicht ins Hereroland sondern nach Westen. Das stimmt alles schon, aber wenn es sich faktisch so verhält, so schafft es uns eine ziemliche Verlegenheit! Wenn eine Abteilung Ovambos vorgestern auf Guigab erschienen ist, dann sind die Ovambos überhaupt in das Grootfonteiner Land eingefallen und machen mit den Hereros gemeinsame Sache! Dann

ist sicher auch bei Amatoni etwas passiert, vielleicht auch die Station genommen, und es wird nötig sein, bevor über den Weitermarsch auf Amatoni entschieden wird, erst Fühlung nach Grootfontein zu nehmen.

Sandhup, den 1. Februar 1904.

Hörauf entschloß sich auf mein Zureden, wiewohl ungern, zum Rückmarsch nach Tsebib und zu sofortiger Absendung eines Eilboten mit Nachricht über die veränderte Lage nach Grootfontein. Sollte bis Sonnenuntergang des 29. Januar keine Antwort kommen, so nahmen wir an, daß Volkmann die erbetene Verstärkung gleich entgegenschickt, und beschlossen, nachts auf Aukas zu marschieren, um dort mit den Grootfonteinern zusammenzutreffen und von Aukas direkt die Pad auf Amatoni zu nehmen. Um 1 Uhr nachts vom 29. auf den 30. trafen wir richtig mit dem von Grootfontein kommenden Sukkurs zusammen: 11 Mann, meist Buren. Volkmann bezweifelt, daß Ovambos Merkel umgebracht haben, und schrieb, daß wir seiner Ansicht nach ruhig nach Amatoni hätten weitertrecken sollen! Jetzt zählen wir gegen zwanzig 88er Gewehre — für Südwestafrika eine formidable Macht und im offenen Felde sicher einer großen Uebermacht selbst mit Gewehren bewaffneter Eingeborener gewachsen. Seit Tsebib rücksichtslose Eilmärsche, Ochsen Tag und Nacht angestrengt; bis hierher hat es kein einziges Mal mehr als zwei oder drei Stunden Schlaf gegeben — davon geht noch eine Stunde nachts Postenstehen ab. Das anhaltende gute Wetter und der prächtige Mondschein haben es ermöglicht, daß wir so getreckt sind. 20 km hinter Guigab Wasserstelle Aboib; das Land gehört der Regierung, aber leider wenig versprechender Kalkboden. Daher geht auch die Kompagniegrenze südlich vorbei und läßt dies Land dem Gouvernement! In Aboib wurde ein lahmgewordener Treckochse erschossen und frisches Fleisch gewonnen; sonst gibt es nur Cornedbeef. Eine Stunde nach Aufbruch große Ueberraschung: an der Wegegabelung nach Sandhup (Amatoni-Ovamboland) und Otjikoto steht Merkels leere Karre, bis an die Achsen in eine sumpfige Stelle des Weges versunken, und die Spuren weisen nicht rechts nach Ovamboland hin, sondern nach links! Gefühl ziemlicher Blamage — es sind also doch nicht Ovambos in Guigab gewesen,

sondern Hereros! Dann, sagen die unsererseits nun mit Vorwürfen bestürmten Buren und eingeborenen vermeintlichen „Pfadfinder", müssen es Merkels eigene Leute gewesen sein, die ihn mit fremden Hereros zusammen umbrachten. Vielleicht hatte er selbst sogar noch seine Karre beladen und alles irgend bewegliche Gut aufpacken lassen, um sich nach Grootfontein oder Amatoni in Sicherheit zu bringen, als ihn der Ueberfall traf. Ovambokorn, sagen die Grootfonteiner, hätte er auch besessen, um seine Eingeborenen damit zu füttern. So, dann werden wir ja wohl Amatoni auch noch auf seinem alten Fleck finden; also vorwärts! — Heute früh reiten wir auf Sandhup an, sehen Eingeborene auf dem Platz, wo das Farmhaus von Becker und Basendowsky steht, die unserer Annahme nach mit ihrem Vieh nach Amatoni geflüchtet sind — wollen schon im Galopp attackieren, als plötzlich die vier Mann der Besatzung von Amatoni mit einem fünften, Farmer Hartmann von Nagusib, aus dem Hause auftauchen. Höchstes Erstaunen: „Wo in aller Welt kommt ihr denn her?" „Fünfhundert Ovambos haben am Tage nach Kaisersgeburtstag Amatoni überfallen; wir haben uns verteidigt, solange die Munition reichte, den Feind einmal aus der Station hinausgeschlagen und dann glücklich die Gelegenheit erfaßt, wo er sich im Busch zurückgezogen hielt, um mit Gewehr und letzten Patronen hierher abzuziehen!" — Die Ueberraschung dieses Zusammentreffens läßt sich denken. Trotzdem überwog nach der ersten ausführlicheren Erzählung der geretteten Kameraden die Sehnsucht nach Reinlichkeit — ich war heute früh seit drei Tagen ungewaschen. Sandhup hat ein großes Vley, in dem man baden kann — eine wahrhaft unnennbare Wohltat nach diesem Gewalttreck Tag und Nacht von Tsebib her. Wir bleiben bis morgen früh hier und gehen dann natürlich allesamt direkt nach Grootfontein zurück. — Also die Sache mit Amatoni hat sich nach der übereinstimmenden Erzählung aller Beteiligten so zugetragen:

Am 28. Januar früh 6 Uhr zeigten sich zwei Ovambos — Spione — oberhalb der Station am Wasser, um das Terrain zu rekognoszieren. Eine Stunde darauf erschienen drei weitere und kamen direkt ins Haus: Schute, Großmann des Häuptlings Nechale, sei auf einem Jagdzug über Amatoni am Südrand

der Pfanne entlang und wolle unterwegs auch auf der Station Besuch machen. Auf Amatoni waren zurzeit als Stationsältester Unteroffizier Großmann, ferner Sanitätssergeant Laßmann, ein Reiter, noch nicht von schwerem Gelenkrheumatismus genesen, ein Gefreiter und dazu die drei Ansiedler Becker, Basendowsky und Hartmann von Sandhup und Nagusib. Die Station befand sich auf die von Grootfontein erhaltene Weisung hin bereits im Verteidigungszustand; alles Vieh, wovon das meiste, über 200 Stück erstklassigen Schlages, Becker und Basendowsky gehörte, sowie die Pferde standen in dem rund um das Haus und den Hof neu geschlagenen Kraal.

Der Stationsälteste und seine Gefährten merkten bereits bei dieser ersten Ankündigung, was bevorstand, und waren daher auch nicht weiter überrascht, als gegen 9½ Uhr Schute selbst mit 350—400 Mann, davon ca. 300 mit Henry-Martini-Gewehren bewaffnet, 5 Pferden und ca. 30 Reitochsen ankam. Später erschienen dann hinter dem großen Ried nördlich der Station noch an 100—150 nicht mit Gewehren bewaffnete Ovambos, die, wie sich später zeigte, die Aufgabe hatten, das Vieh fortzutreiben. Gleich auf die erste Anmeldung hin wurde die Verteidigungsbereitschaft erhöht; einstweilen aber erschien Schute bloß mit einem Begleiter wie im tiefsten Frieden, während die Masse sich etwas entfernt von der Station auf dem ihr angewiesenen Platz lagerte, und bat „für seine hungrigen Kinder" um einen Sack Reis, er wolle einen Reitochsen dafür geben. Der Vorschlag, wiewohl von vornherein als Finte wahrscheinlich, war an sich nicht uneben; der Stationsälteste erklärte daher sein Einverständnis: sobald Schute den Ochsen schicke, könne er den Reis empfangen. Während dieser Unterhaltung fingen die Ovambos an, massenhaft ans Wasser und unmittelbar auf das Stationsgrundstück zu kommen; auf die bestimmte Aufforderung Großmanns hin, das zu unterlassen, befahl der Führer seinen Leuten, nach der angewiesenen Lagerstelle zurückzugehen. Das geschah widerspruchslos. Die Aufforderung, mitzukommen und den Ochsen auszusuchen, wurde seitens des Stationsältesten natürlich höflichst abgelehnt; dann entfernte sich Schute, und es vergingen etwa anderthalb Stunden in Erwartung des Kommenden. Bereits vom frühen Morgen an war auf jedem

der beiden Türme des Stationsgebäudes je eine Wache postiert; jetzt wurden die sämtlichen Munitionsvorräte hinaufgebracht und Strickleitern aus Ochsenriemen und Jochscheiten von außen an die Türme gehängt.

Plötzlich, $11\frac{1}{2}$ Uhr, erfolgte mit lautem Geschrei ein allgemeiner Ansturm der Ovambos. Während die übrigen Leute bereits die Türme erkletterten, stand der eine Reiter noch am Backofen auf dem Hof, um das Brot herauszuholen — als ihm sein kleiner Hottentottenbambuse eben noch zurufen konnte: „Mister, die Ovambos fat die Gewehre!“ Kaum waren auch die beiden oben, so wimmelte bereits die ganze Station von Ovambos. Der Angriff war in ebenso großer Ordnung wie Plötzlichkeit erfolgt: voran schritt eine Reihe Assagaiträger, und dahinter kamen in dichter Menge die Schützen, um die eigentlichen Stürmer durch intensives nach den Türmen gerichtetes Feuer zu decken. Gleich im ersten Anlauf brach eine ganze Schar durch die eingeschlagenen Fenster in den Proviantraum ein; augenscheinlich hatten frühere Ovamboarbeiter der Station das Zimmer verraten. Das Proviantmagazin lag direkt unter dem Wellblechdach des westlichen Turms, und während die einen sich anschickten die Vorräte zu rauben, türmten andere Kisten aufeinander, um an den einzigen Balken zu kommen, der die Decke trug; wieder andere schossen auf gut Glück von unten durch das Wellblech nach den oben darauf liegenden Verteidigern des Turmes. Einen Augenblick war die Situation für die Leute dort sehr kritisch; dann rettete sie das Feuer der Besatzung des anderen Turmes, von dem aus die immer noch verschlossene Tür und der Raum vor den Fenstern des Magazins unter Feuer genommen werden konnten. Als die Kugeln der 88er durch die Tür schlugen, räumten die Eingedrungenen die Proviantkammer; das einzige, was sie selbst im Feuer mit herauszubringen strebten, war der Vorrat an Tabak! Währenddessen waren Vieh und Pferde von den Unbewaffneten fortgetrieben worden; die übrigen beschossen fortgesetzt, so gut es ging gedeckt, die Türme, deren Besatzung kräftig antwortete. Für den äußersten Fall hatten die Leute das vorhandene Dynamit mit nach oben genommen, um, wenn die Patronen alle verschossen waren, sich selbst und soviel wie möglich von den heraufdringenden

Ovambos durch Explosion des ganzen Vorrats zu vernichten. Auf diese Weise dauerte das Feuer — zuletzt schwächer werdend — bis $3\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags; dann räumten die Ovambos, von denen man von den Türmen aus 70—80 Tote und Schwerverwundete daliegen sah, das Gelände um die Station und zogen sich außer Schußbereich der Verteidiger in den Busch auf der Nordseite zurück. Von den auf der Station vorhanden gewesenen 1100 Stück 88er und 425 Stück 71er Patronen waren aber insgesamt auf beiden Türmen kaum noch 150 Stück vorhanden!

Diesen Moment des Rückzuges der Gegner konnte die Besatzung ungesehen zum Herabsteigen von den beiden Türmen und zum Abzug in südlicher Richtung benutzen. Die Ovambos waren so eingeschüchtert, daß sie bis zum Abend gegen die vermeintlich noch besetzte Station nichts mehr unternahmen; die Nacht über sollen sie dann, wie Tags darauf einige später nachgeflüchtete Eingeborene vom Stationspersonal erzählten, noch öfters hineingeschossen haben und dann am nächsten Morgen, als sie den Bau leer fanden, mit ihrer — bis auf das Vieh nicht eben reichlichen — Beute heimwärts abgezogen sein. Die sieben Verteidiger, von denen der eine übrigens unfähig war, selbst zu gehen und von seinen Kameraden bald geführt, bald getragen werden mußte, marschierten mit wenigen kurzen Rasten den Nachmittag und die ganze Nacht hindurch, 14 Stunden, nach Sandhub, nach einem Tage so gut wie ohne Nahrung, und erreichten den Platz mit Sonnenaufgang. Ihre Hoffnung, hier noch etwas von den Proviantvorräten zu finden, die Becker und Basendowsky bei ihrem Abzuge nach Amatoni dagelassen hatten, erwies sich beinahe als eitel; Buschleute hatten mittlerweile das Haus erbrochen und alles Eßbare geraubt. Nur ein paar Hühner und Ferkel liefen noch auf dem Hofe umher; dazu war Salz von der Etoschapfanne reichlich aufgespeichert. Früh um 7 Uhr schickte Unteroffizier Großmann einen eingeborenen Boten mit der Meldung von dem Geschehenen und der Bitte um weitere Befehle, sowie um Proviant und Patronen nach dem 130 km entfernten Grootfontein ab; bald darauf machten sich die beiden Besitzer von Sandhub auf, um gleichfalls, auf eigene Faust, zu Fuß mit ihren Gewehren Grootfontein zu erreichen. Die übrigen vier waren an ihrem Zu-

fluchtsort vom Feinde unbelästigt geblieben, bis wir sie heut früh fanden. Wir wollen jetzt gleich wieder nach Hause zurück aufbrechen. Von Beckers und Basendowskys Eigentum haben die Buschleute zwei Koffer mit Straußenfedern zurückgelassen. Die will ich auf unsere Karre laden lassen und den Eigentümern abkaufen, wenn ich sie in Grootfontein finde. Es wird doch auch wieder einmal Frieden geben, und dann kann man seinen Leuten zu Hause damit eine Freude machen!

Grootfontein, den 5. Februar.

Unser Rückmarsch war sehr forciert. Während unserer Abwesenheit ist die Befestigung von Grootfontein weiter verstärkt worden, namentlich durch eine rund 1100 m Umfang messende Einzäunung aus Stacheldraht, die noch um den Dornverhau gezogen ist. Den Draht hat man von ein paar näher gelegenen Farmen, wo er als Garteneinfriedigung diente, hereingeholt; die ganze Arbeit hat vier Tage gekostet. Ein Hindernis erster Ordnung ist es nicht, weil die Pfosten bei der Natur des Bodens vielfach nicht tief genug eingesetzt werden konnten, aber im Fall, daß die Hereros mit bedeutenden Massen stürmen, ist jeder Aufenthalt, den sie dabei erleiden, von Wert für uns. Im übrigen ist während der Zeit seit unserem Abmarsch als Wichtigstes die Nachricht von Outjo eingegangen, daß Hauptmann Kliefoth beim Versuch, nach Waterberg zu marschieren, am 16. Januar unweit der großen Hererowerft Okanjande aus dichtem Busch von Hereros überraschend angegriffen worden ist. Der Gegner war ungefähr 400 Mann stark. Ein Geschütz und 27 Gewehre standen bei uns in der Front. Am Abend des Gefechts und am anderen Tage gingen aber beunruhigende Nachrichten von Outjo ein, und die Abteilung rückte infolgedessen am 18. in Eilmärschen dorthin zurück. Oberleutnant von Zülow soll bei Okahandja den Hereros schwere Verluste beigebracht haben. Der Ansiedler Peter ist vor Pallafontein, nahe bei Outjo, durch zwei Schüsse getötet worden, sein Wagen (Regierungsfracht) ausgeraubt. In Omarassa haben sie Böttcher erschlagen, Weßkalnis und Klußmann derartig zugerichtet, daß sie als tot liegen blieben. Sie kamen aber wieder zu sich und retteten sich nach Outjo. Die

Hereros haben die Bahn zerstört. In Karibib drei Weiße tot, darunter ein Tierarzt. Rösemann (Gastwirt) schwer verwundet. Sonst vielerlei Gerüchte, aber nichts Zuverlässiges. — Was sie wohl daheim von uns wissen mögen! Wir haben versucht, Schleichboten mit Briefen und Depeschen für die Heimat nach Karibib zu schicken. Wer weiß aber, ob Karibib, die Bahn und der Telegraph wirklich noch unser sind? Oder ob sie es waren, als die Boten hinkamen — oder ob die Boten nicht schon lange totgeschlagen sind!

Wann werden wir überhaupt aus dem Kriegszustand herauskommen? Hat die Empörung der Hereros auch nach Süden weitergewirkt, oder sind die Hottentotten außer den Bondelzwarts treu geblieben? Auf die Gerüchte, die hier unter den Eingeborenen umherschwirren, ist nichts zu geben — danach hätten die Witboois und die Bastards sich empört, der Gouverneur wäre gefangen genommen, Hendrik Witbooi in Windhuk eingerückt usw. Gut können die Dinge dort unten aber doch kaum stehen — sonst müßten wir an irgendwelchen Anzeichen merken, daß die Hereros von der Basis Okahandja-Karibib aus gedrückt werden. Statt dessen lauten alle Nachrichten über den Feind dahin, daß er sich bei Waterberg sammelt.

Den 6. Februar.

Missionar Krämer von Gaub mit Frau und drei Kindern und Missionsökonom Detring mit Frau treffen mit zwei Ochsenwagen und sämtlichem Vieh der Missionsstation ein. Sie waren zunächst noch unschlüssig gewesen und hätten der Hereros wegen den Platz wohl überhaupt nicht verlassen; Gerüchte, daß die Ovambos herunterzukommen beabsichtigten, flößten ihnen aber mehr Besorgnis ein. Mit diesen beiden Familien sind die letzten Weißen, die sich im ganzen Distrikt noch außerhalb der Station aufhielten, nach Grootfontein herein. Wir zählen jetzt alles in allem: 120 Männer, 36 Frauen, 98 Kinder; die Menge des Großviehs ist auf 3300, die des Kleinviehs auf 3600 gewachsen. Tot sind also im Grootfonteiner Distrikt drei von der Schutztruppe und zwei Ansiedler (Wittmer und Merkel); vermißt werden drei Ansiedler (die Brüder Steinfurth und Wittmers

Kompagnon Güth). Geraubt mögen 1200—1300 Stück Groß- und Kleinvieh sein; der übrige Schaden läßt sich noch nicht übersehen. Die geringsten Verluste haben bisher jedenfalls die Buren erlitten — im ganzen sind ca. 40 Familien von ihnen im Distrikt — wohl weil sie verhältnismäßig am nächsten um die Station sitzen und am rascheften mit ihrer Habe herein konnten.

Heimsoeth reitet mit zwölf Mann, Soldaten, Kriegsfreiwillige und Buren, nach Otjituo, um aufzuklären und die dortigen Toten zu begraben. Der Dienst auf der Station geht weiter: Tagsüber ständige Turmwacht, Außenposten, Patrouillen; nachts Wache in sieben Schanzen vor und innerhalb der Verteidigungslinie, ständige nächtliche Offiziersrunden, Gewehrappell, Stubenrevision; früh 4 Uhr Antreten der ganzen Besatzung in Bereitschaft — aber der Gedanke an einen Sturm der Hereros auf Grootfontein verblaßt täglich mehr. Fast kommt es mir schon als eine merkwürdige Erinnerung vor, daß wir alle noch vor kaum drei Wochen nachts sozusagen im Anschlag hinter Sätteln und Koffern in Deckung bereit lagen und jeden Augenblick den Ansturm und das Geheul der Feinde zu hören erwarteten! Die Hauptfrage, die jetzt im Grunde fast bei jedem Gespräch berührt wird, wo zwei oder drei sich treffen, heißt: Wie lange wird diese langweilige Situation dauern? Wann kann der Entsatz da sein? Was mögen die unten im Süden machen, daß man so gar nichts von ihnen merkt und hört? Am nächsten läge es ja scheinbar, die Hereros, die nicht kommen wollen, unsrerseits aufzusuchen, und was die Lust betrifft, so hätte niemand größere dazu als Volkmann — aber er hat zweifellos noch mehr recht, wenn er seinem Temperament und dem unangenehmen Empfinden des Stillesitzens die nüchterne Erwägung entgegenstellt, daß man beim Fehlen jeder zuverlässigen Nachricht über die Stellungen des Feindes so gut wie sicher einen Luftstoß machen und unser schwaches, von der Sterbe fast täglich verringertes Pferdematerial unnütz dezimieren würde — abgesehen von der Gefahr, daß das Ausrücken der halben Besatzung vielleicht doch dem Feinde zur Kenntnis kommen und dieser einen plötzlichen Angriff unter für uns ungünstigen Umständen versuchen könnte.

Den 7. Februar.

Heimsoeth kommt von Otjituo zurück. Dort soll es traurig ausgesehen haben. Die drei Leichen der Unsrigen lagen noch auf dem Platz, wie sie gefallen waren — leider von wilden Tieren stark angefressen. Alle Gebeine sind in einer großen mit Zink ausgeschlagenen Proviantkiste gesammelt und begraben worden. Es ist davon die Rede, sobald einigermaßen zuverlässige Nachricht über die Verteilung der Hererostreitkräfte kommt, eine Anzahl Wagen mit 20—25 Mann Bedeckung nach Karibib an die Bahn hinunterzuschicken, um frischen Proviant zu holen. Vor einigen Tagen ist ein Buschmann als Bote nach Outjo gegangen; für den Fall, daß er glücklich hin und wieder zurück gelangt, sind ihm 60 Mark versprochen — für einen Eingeborenen eine große Summe. In Friedenszeiten beträgt der Botenlohn nach Outjo und zurück nur den fünften Teil. Im übrigen: Vor Paris nichts Neues. Von außen kommt kein Sterbenswort zu uns und drinnen dämmern wir in der langweiligen Abgeschlossenheit so dahin, daß wir uns wahrscheinlich verwundert die Augen reiben werden, wenn endlich die Turmwache den nahenden Entsatz meldet. Aber wann? Die Pessimisten sagen: vielleicht erst zu Ostern!

Den 9. Februar.

Es regnet viel, und wir haben schon 15 weiße Malariakranke! Gestern abend starb das zweijährige Söhnchen des Buren Peuter. Heute große Ueberraschung: Johannes Krüger von Gaub, der sog. Buschmannkapitän, schickt einen Boten mit Nachricht über die Hereros. Endlich! Krüger will also erkundet haben, daß die Hereros sich in der Tat, wie vermutet, bei Waterberg gesammelt haben, und daß ihre Werften von Waterberg bis Otjihäwita (ca. 40 km) stehen. Danach handelt es sich also in der Tat wohl um ziemlich große Massen — wenn auch die Lagerung natürlich nur eine ganz lockere sein kann. Schon die Mengen Vieh, die mitgeführt werden müssen, machen das notwendig. In Waterberg sollen alle weißen Männer tot sein (also doch wohl auch die Stationsbesatzung!); Frauen, Kinder und die Missionare habe Samuel Maharero aber zu schonen befohlen. Das ließe ja darauf schließen, daß dieser alte Trunken-

bold faktisch dabei ist und sogar eine Art Autorität ausübt! Missionar Eich mit Familie, die am Leben gelassene Frau des Händlers Sonnenberg und die katholische Pflegeschwester Marianne (war kürzlich zur Entbindung zu Frau Sonnenberg geholt) seien auf einen Wagen gesetzt und nach Okandjose geschickt; von dort bis Okahandja (70 km) habe man sie angewiesen, zu Fuß zu gehen! Das Wichtigste: Sonntag, vorgestern, habe sich die Macht der Hereros auf Grootfontein zu in Marsch gesetzt. Wenn das wirklich wahr sein sollte, dann werden wir wohl außer der schwachen und weit ausgedehnten äußeren Befestigung auch eine innere Umwallung, ein Reduit, für den äußersten Fall schaffen müssen. Volkmann will die Lücken zwischen den Gebäuden, die den inneren Hof der Station in einem länglichen Rechteck umgeben, durch starke Steinwälle schließen lassen; der so gesicherte Raum ist dann allerdings nur noch so groß, daß die Verteidigungslinie mit den 120 Gewehren, die wir haben, dicht genug besetzt werden kann, um jeden Angriff abzuschlagen. Unsere 35000 Patronen sind freilich kein unerschöpflicher Vorrat, aber für einen Sturm werden wir sie kaum verbrauchen, und einen zweiten werden die Hereros sicher nicht wagen — wenn sie sich überhaupt zum Angriff entschließen. Heute geht man also nach längerer Zeit wieder einmal mit dem Gefühl zu Bett, daß es Kriegszeit ist.

Den 10. Februar.

Die Arbeiten an der inneren Schanzenlinie haben begonnen. Mehrere Ochsengespanne mit Wagen fahren die Kalksteinblöcke und Brocken aus dem Busch ununterbrochen heran und laden sie auf den Baustellen ab; je 20—25 Mann arbeiten an jeder Mauer, und das Werk geht überraschend schnell in die Höhe. Wenn die Hereros wirklich Sonntag, den 7. Februar, von Waterberg aufgebrochen sind, so können sie frühestens übermorgen, am 12., hier sein, denn die Entfernung von Waterberg bis Grootfontein beträgt auf dem kürzesten Wege 150 km oder fünf starke Tagemärsche für eine zu Fuß kommende Masse. Wahrscheinlich werden sie, falls sie wirklich ihre Zähne hier ernsthaft versuchen wollen, nicht einmal so große Eile damit haben.

Die Dummschlauheit dieser Leute ist übrigens ganz humoristisch. David, Kambasembis Sohn, der sich als Oberkapitän von Waterberg durchgesetzt zu haben scheint, hat — durch Johannes Krüger von Gaub — zwei Briefe an die Buren Lombard und Poolmann hierher gelangen lassen. Er fragt ganz harmlos, warum Lombard den Ueberfall bei Omarassa so mißverstanden und die beiden Wagen mit ihrer Fracht stehengelassen habe; mit ihm hätten die Hereros keinen Oorlog, er solle ruhig Leute schicken, um die Wagen und das Gut zu holen! Poolmann, der nicht auf Regierungs-, sondern auf Kompanieland sitzt (Farm Abakobib) wird ebenso freundlich apostrophiert: die Hereros wollten mit der Kompanie ebensowenig Krieg machen, wie mit den Buren, der ganze Oorlog gelte nur den Deutschen; er, Poolmann, möge doch ruhig von Grootfontein auf seinen Platz zurückkehren — auch davon, daß die Buren bei Uitkomst mitgeschossen und welche von Davids Leuten getötet hätten, solle nicht weiter die Rede sein! Interessant, wie dieser David — er ist getauft und heißt mit seinem heidnischen Namen Kaunjonjua — seine bei der Mission erlernte Hereroschreibkunst anwendet.

Den 12. Februar.

Die innere Umwallung ist fertig bis auf den letzten Sack. Alle Fenster der Stationsbaulichkeiten, die nach der Außenseite des inneren Verteidigungsvierecks hin liegen, werden fast bis auf Mannshöhe vermauert oder abgepaßte Sandsäcke zu sofortiger Zusetzung der Oeffnungen bereit gelegt. Von heute ab könnten die Hereros kommen, falls sie ihren Marsch beeilt haben. Ein alter Schwede, Kayser, der hier als Frachtfahrer sein Brot verdient und bei der letzten Revolution in Chile allerlei Erfahrungen gesammelt hat, macht zusammen mit einem unserer Reiter, Maschinenschlosser von Fach, seit gestern früh Dynamitbomben; vier Dutzend sind fertiggestellt. Alte Konservenbüchsen werden mit Glassplittern gefüllt, einige Dynamitpatronen mit Zündkapseln und Zündschnur hineingesteckt, die obere Oeffnung der Büchse mit Kalklehm verschlossen, die Zündschnur hindurchgeführt und das Ganze dann sauber in alte weißbaumwollene Strümpfe eingenäht. Die Länge der Zündschnur entspricht 10—15 Sekunden

Brennzeit, so daß die Bombe gerade angezündet und weit genug unter die Angreifer geschleudert werden kann, bis die Explosion erfolgt. Bei der voraussichtlichen Ueberzahl der Angreifer und der Notwendigkeit, sie, koste es was es wolle, zurückzuschlagen, bevor sie ihre Absicht, ins Handgemenge zu kommen, erreichen, bleibt uns keine Wahl in den Mitteln. Die beste Verteidigungswaffe, Maschinengewehre, haben wir leider nicht auf der Station, wie denn überhaupt viel zu wenig Exemplare von dieser für den afrikanischen Eingeborenenkrieg sehr nützlichen Waffe im Lande sind. Die Engländer verdankten es in erster Linie ihren Maxims, daß sie mit den Matabeles — allerdings noch ungleich gefährlicheren Feinden als die Hereros es sind — unter Aufbringung einer verhältnismäßig nur sehr geringen Truppenstärke fertig wurden.

Sollten die Hereros wirklich angreifen wollen, so wird ihr Plan jedenfalls der sein, zuerst das draußen weit von der Station weidende Vieh wegzutreiben, um einen Teil der Besatzung zum Wiederabjagen herauszulocken. Währenddessen könnte die Hauptmacht Grootfontein stürmen. Das wäre Eingeborenentaktik.

Den 13. Februar.

3½ Uhr nachmittags ... Die tägliche Arbeit ist nach der Mittagspause eben wieder in ihren vollen Gang gekommen — da kracht ein Schuß von der westlichsten Außenschanze her. Schon neulich war einem Gefreiten der Reserve beim Putzen sein vorschriftswidrig nicht entladenes Gewehr losgegangen. Resultat ein Loch oben im Wellblech und die donnernde Versicherung: „Gefreiter ... Sie hätten schon dreimal eingesperrt werden sollen, das nächste Mal ...!“ Heute ähnlich: Zwei Buren hatten aus Verliebtheit in unsere 88er so lange an der geladenen Waffe des einen umhergefingert, bis das Gewehr richtig losging. Zur Strafe wird dem Schuldigen auf einige Tage seine Waffe fortgenommen.

Eine halbe Stunde später neue Aufregung. Niemand weiß etwas rechtes, aber der Oberkommandierende steigt auf den Turm und sieht durch das große Fernglas angelegentlich nach Nordwesten. Dann kommt einer und erzählt aufgeregt: Die Hereros

sind auf Gemsbocklaagte (10 km von hier)! Ein zweiter berichtet: Es sollen drei große Kommandos mit vielem Vieh sein; Also doch! Heute nacht, morgen früh können wir sie hier haben! Alles umgegürtet schlafen, Gewehr im Arm — die Schanzen mußten doch schon abends voll besetzt werden! — — — — Volkmann kommt vom Turm und ruft sich die Leute heran, wer eigentlich als erster etwas gesehen und gemeldet hat? Resultat: Bur Hendrik Schmidt hat jemandem erzählt, er habe noch zehn Kaffern mit ihren Bockies (Ziegen) auf seinem Platz gelassen, um auf den Mais aufzupassen. Tableau! Es wird allmählich Zeit, daß die Hereros kommen! Wir sind eigentlich mit allem fertig, was es zu befestigen gibt.

Den 14. Februar.

Sonntag. Missionar Krämer hält Gottesdienst. Es ist beschlossen, den einen Sonntag deutsche, den anderen holländische Predigt zu hören; der Missionar ist beider Sprachen mächtig. Vorher Taufe mehrerer in den letzten Wochen geborener Burenkinder. Weiterer Einwohnerzuwachs dieser Art steht uns für die nächste Zeit noch mehrfach bevor — auch eine Verlegenheit für den Fall eines plötzlichen Angriffs. Man wird auf alle Fälle einen besonderen Raum für die Frauen in Aussicht nehmen müssen, die möglicherweise unter dem Schreck des Kampfes von ihrer Stunde überrascht werden. Bur Duplessis, der bei Uikomst verwundet wurde, ist heute zum ersten Male außer Bett; in acht Tagen sollen auch alle unsere anderen Verwundeten vom 18. Januar zur Not wieder kampffähig sein. Am Sonntag ruht alle grobe Arbeit auf der Station; sie ist geradezu feierlich — diese Stille unter dem nun schon tagelang wieder strahlenden blauen Himmel!

Den 16. Februar.

Missionar Krämers jüngstes Söhnchen, vier Wochen alt, ist gestern abend am Fieber gestorben und heute vormittag von uns begraben worden. Wenn unsere Abschließung hier noch lange dauert, so werden den beiden Kleinen, die wir in den letzten Tagen hinausgetragen haben, wohl weitere folgen. Man zittert förmlich bei dem Gedanken an irgendeine Epidemie, namentlich unter den notgedrungen etwas eng einquartierten und sehr zur Unsauberkeit

neigenden Buren. Dort ist z. B. kaum ein Kind gegen Pocken geimpft — bei dem Fehlen ärztlicher Kräfte hier ohnehin so gut wie undurchführbar. Für all die 300 Weißen und ebensoviel Eingeborenen haben wir keinen einzigen Arzt. Zum Glück ist Sanitätsfeldwebel Ragnitz sehr tüchtig. Heute Patrouille von sechs Mann nach Outjo geschickt, um endlich Nachrichten und Verbindung mit draußen zu bekommen!

Den 17. Februar.

Gerade als ich um 10 Uhr vormittags mit meinem Gewehr aus der Turmluke oben hervortauche, um den Ausguck bis 12 Uhr zu übernehmen, kommen drei Boten von der Westseite her — Richtung Outjo — auf den Hof und geben ein großes Briefpaket an der Tür des Stationsbureaus ab. In kurzem sammelt sich dort alles, was keinen Dienst hat ... ich sehe Briefe verteilen ... nach einer Weile steckt ein Reiter freundlichen Gesichts den Kopf durch meine Luke in die Höhe und drückt mir ein Paket Heimatspost in die Hand — ein ganzes Dutzend Briefe und Karten! Ich bin starr — woher diese für ganz unmöglich gehaltene Ueberraschung? Die beiden Boten, die am 25. Januar mit Briefen und Depeschen nach Karibib geschickt wurden, und auf die wir kaum mehr hofften, sind zurückgekehrt und haben von dort ein Paket Heimatsbriefe für uns abgeschnittene Grootfonteiner mitbekommen. Leider mußte der ganze Schatz bis zur Ablösung um 12 Uhr ungehoben und ungeöffnet in meiner Tasche ruhen bleiben. So schwer ist es mir doch selten geworden, einen empfangenen Brief zwei Stunden ungelesen zu lassen!

Nun endlich lüftet sich das Dunkel, das bis jetzt für uns über den Ereignissen draußen lag. Verstärkungen kommen! Franckes Kompagnie ist von Omaruru schon fort und auf dem Marsch in den Bondelsfeldzug gewesen, als die Hereros aufstanden! Okahandja und Omaruru, wo Stabsarzt Kuhn kommandierte, waren belagert und mußten von Francke auf dem Rückmarsch entsetzt werden. Beim Entsatz von Omaruru schweres Gefecht — die Hereros stellen sich also zum offenen Kampf! Die Verlustlisten lassen erkennen, daß es diesmal wirklich schwerer Ernst mit dem

Kriege ist. Die Ovamboboten, die das Briefpaket brachten, erzählten, daß die Hereros bei Omaruru 200 Tote gehabt hätten; in ihren Verschanzungen auf dem Gefechtsfeld sollen nur 60—80 gefunden worden sein. Francke, heißt es, sieht die Situation bei Omaruru auch nach dem siegreichen Gefecht noch als kritisch an und hat um Verstärkungen gebeten. Hauptmann Kliefoth von Outjo hat einen Schuß in die Schulter bekommen; bei Francke fast alle Offiziere der Kompagnie schwer verwundet. In Waterberg alles tot! Dort sind am 14. Januar Watermeyer und ein Legationsrat Höpner aus Berlin (scheint eine Informationsreise gemacht zu haben!) ermordet worden. Sie waren auf dem Marsch nach Grootfontein erst bis dorthin gekommen. Und ich wollte noch am 11. Januar von Omambonde nach Waterberg! Anfang Februar, als die Boten Outjo verließen, hat man dort schon von mehr als hundert im Lande erschlagenen Weißen gewußt! Das ist schrecklich! Das bedeutet, daß in den Distrikten von Okahandja, Karibib und Omaruru mindestens die Hälfte aller Farmer und Händler ermordet sein muß! Dieses furchtbare Blutbad stellt die Besiedelungs- oder vielmehr Wiederbesiedelungsarbeit in der ganzen Nordhälfte der Kolonie auf eine ganz andere nur zu traurige Basis. Natürlich ist von den überfallenen Farmern auch alles Vieh geraubt und in die sichersten Schlupfwinkel der Hereros im Sandfeld fortgetrieben worden. Hunderte von Ansiedlern, die Jahre und Jahre zähesten Fleißes und ausdauerndster Entbehrungen darangesetzt haben, bis sie jetzt in diesen letzten Jahren endlich anfingen zu etwas Wohlstand zu kommen, sind nun tot oder am Bettelstab! Da ist es bei uns in Grootfontein also noch unverhältnismäßig gut abgegangen. Ohne den Leichtsinn und Ungehorsam der Leute auf Otjituo und ohne Merkels Eigensinn, der sich so lange geweigert hat, von Guigab fortzugehen, bis es zu spät war, hätten wir nur einen einzigen ungewarnt überfallenen und ermordeten Ansiedler — den einen Steinfurth in Okatjongeama. Volkmann kann sich gratulieren und sein Distrikt ihm für immer dankbar sein!

Den 18. Februar.

In diesen Tagen gibt es viel zu reden und zu fragen.

Warum sind die Hereros aufgestanden? Man kann den Ausgangspunkt für die Antwort bei der Erkenntnis der inneren Struktur des Volkes nehmen. Auf der einen Seite sehen wir hier zwar einen starken Hang zu individueller Unabhängigkeit, so daß der einzelne Herero, sobald er ein paar Ziegen besitzt, sich am liebsten schon als sein eigener „Kapitän" aufspielt, der niemandes Mann ist — auf der anderen Seite aber gibt es zahlreiche große und angesehene Häuptlingsgeschlechter, die über eine gewaltige Menge von Hörigen und Klienten verfügen, die ihnen mit Leib und Leben gehorsam und ergeben sein müssen. Diese sind es, auf denen die eigentliche Kraft der Hereronation beruht, vor allem die alte Tradition des erobernden, an fortdauernde Ausbreitung seiner Macht gewöhnten, kriegerischen Hirtenvolkes. Dies psychologische Moment wiegt schwer für das Verständnis der Stimmung unter den Hereros gegenüber der sich festsetzenden und einwurzelnden deutschen Fremdherrschaft. Wissen die großen Kapitäne sehr wohl, wofür sie kämpfen, so teilt dafür auch die große Masse von Natur das bestialische Vergnügen des Barbaren an Blut und Raub, an der Gelegenheit, die Weißen nach Herzenslust auszuplündern und totzuschlagen. Wirklich zurückgehen tut der Aufstand bei alledem sicher doch nur auf die Oberschicht im Volke, die Klasse, die man Adlige oder Besitzende nennen könnte. Man hat wohl den innerhalb dieser Klasse vorhandenen alten und unbändigen Stolz und das eingewurzelte Unabhängigkeitsgefühl des reinblütigen Herero unterschätzt und sich zuwenig darum gekümmert, was dort, offenbar schon seit Jahren, herüber und hinüber gesponnen und geplant worden ist. Daß man verschiedenen Häuptlingen, um sie für die deutsche Herrschaft zu gewinnen, Pensionen gab, war ein Fehler, denn der Wilde auf dieser niederen Kulturstufe versteht es nicht, daß jemand ihm Jahr für Jahr Geld, Kost u. dgl. schenken sollte, ohne daß er ihn im Grunde seines Herzens fürchtet.

Vielleicht hat man auch den ersten Hereroaufstand von 1896 doch zu milde bestraft. Milde des Siegers faßt der Neger nun einmal nicht als Großmut, sondern als Schwächegefühl. Es ist das ein harter Konflikt für jeden von uns, der human denken und handeln möchte, aber sich dabei doch seiner Verantwortlichkeit

für die Zukunft bewußt bleiben muß. Auf der anderen Seite vermögen Weiße, zumal Leute in untergeordneter Stellung, oft auch nicht den richtigen Ton gegen die Eingeborenen zu finden und behandeln aus Rassendünkel jeden Herero ohne Unterschied mit beleidigender Nichtachtung. Das hat natürlich die Vornehmen empört. Nimmt man dazu, daß die Behörden sich um die Verhältnisse im Innern der Hereronation offenbar zu wenig gekümmert haben, so beginnen von hier aus einige psychologische Grundlagen des Aufstandes etwas deutlicher zu werden. Hierzu treten wohl noch zwei weitere Momente materieller Art: die Schädigung der mittleren und kleineren Viehbesitzer unter den Hereros durch die von Jahr zu Jahr anschwellende Masse der weißen Händler und die Absicht der Regierung, den einen Teil des Hererolandes zwar als Eingeborenenreservat zu gestalten, in dem anderen aber den Verkauf von Farmen seitens der Hererobesitzer an weiße Ansiedler zu begünstigen. Die projektierte Schaffung des Reservats ist von den Schürern des Aufruhrgedankens offenbar so ausgebeutet worden, als ob die Regierung den Hereros die Hälfte ihres Landes fortnehmen wollte. Aber was helfen jetzt solche nachträglichen Betrachtungen! Ueber die Entstehungsursachen des Aufstandes wird die Zeit bald genug die volle Aufklärung bringen — aber wann wird sie dem Lande die Wiedergesundung bringen?

Den 19. Februar.

Unsere Ansiedler bewegt natürlich vor allen Dingen die Frage, ob sie Entschädigung für ihre Verluste durch den Aufstand erhalten werden. Heute war förmliche Versammlung von „Interessenten" in der Entschädigungsfrage. Ich habe den Leuten begreiflich zu machen gesucht, daß eine rechtliche Verpflichtung des Staates zur Entschädigung von Kriegsverlusten nicht besteht, und daß es von ihnen nicht klug wäre, auf ihren vermeintlichen Anspruch zu pochen — daß aber die Regierung zweifellos im Interesse der Weiterentwickelung und Besiedelung des Landes die den Einzelnen zugefügten Schäden so weitgehend wie möglich wieder gut zu machen suchen werde. Ausgeschlossen sei freilich, daß dabei eine Bereicherung der „Geschädigten" erfolge, und übertriebene Schadensangaben würden voraussichtlich nicht nur

dem Betreffenden selbst, sondern auch den übrigen Farmern zum direkten Nachteil gereichen.

Hier im Grootfonteiner Distrikt läßt sich die Summe der faktischen Verluste bereits einigermaßen übersehen: Es sind 1200 bis 1300 Stück Großvieh geraubt, und das ist jedenfalls der Hauptposten des direkt erlittenen Schadens. Hierzu treten der Wert des fortgetriebenen Kleinviehs, der verdorbenen, zerschlagenen und geraubten Vorräte, Gerätschaften und Mobilien, die zerstörten oder beschädigten Gebäude und der Flurschaden. Diesen letzteren zu schätzen, wird schwierig sein. Es ist das erste Jahr, in dem auf den Grootfonteiner Farmen fast durchweg eine Urbarmachung und Bestellung von Maisfeldern in größerem Maßstabe stattgefunden hat. Einzelne Farmer haben bis zu 40 und mehr Hektar mit Mais bepflanzt, und gerade dieses verhängnisvolle Kriegsjahr liefert uns den Beweis dafür, daß hier im Norden der Kolonie Ackerbau nicht nur möglich ist, sondern bei günstigen Witterungsverhältnissen befriedigende Resultate liefert. Die Maisfelder stehen überall, wo in den letzten Wochen Patrouillen hingekommen sind, aufs Beste — noch wenige Wochen, dann sind sie reif zur Ernte. Es hat nicht mehr geregnet als in anderen Jahren, aber anhaltend und in zeitlich günstiger Verteilung. Wenn es möglich sein sollte, trotz des Krieges den größeren Teil der bevorstehenden Maisernte einzubringen, so würde das laufende Jahr nach dieser Richtung hin den Ansiedlern immerhin ein kräftiges Unterpfand künftigen Gedeihens geben. Gerade aber, weil die lange bezweifelte oder unbekannt gebliebene Tatsache der Anbaufähigkeit ausgedehnter Gebiete im Norden jetzt auch den Skeptikern vor Augen geführt ist, wäre es klug gehandelt, wenn in der Entschädigungsfrage möglichst liberalen Erwägungen Raum gegeben wird. Wenn die Kriegsverluste zum wesentlichen Teil auf den Schultern der jetzt betroffenen Ansiedler ruhen blieben, so würde das nicht nur eine starke Entmutigung der Leute zur Folge haben — einige haben alles bis auf die Kleider am Leibe verloren — sondern auch für die Zukunft würde kaum jemand, der etwas zu verlieren hat, eine Ansiedelung im Lande riskieren wollen. Insofern könnte sich hier allzu große Sparsamkeit schlecht bezahlt machen. Aber der Krieg wird ja sicher den ganzen Land-

besitz der Hereros in die Hände der Regierung bringen, und unsere alten Afrikaner bei der Truppe werden ihn sicher so zu führen wissen — siehe 1896! — daß große Mengen Hereroviehs uns zur Beute fallen. Das wird die Abwickelung der ganzen Entschädigungsfrage sehr erleichtern. Nur dürfen dabei in der Behandlung der Hererofrage selbst in und nach dem Kriege keine Fehler gemacht werden. Die Hereros müssen niedergeworfen und bestraft werden, aber darum sind und bleiben sie und ihr Vieh einstweilen ein unersetzliches Wirtschaftsinventar für unsere Kolonie. Nichts wäre verkehrter, schädlicher für die kommende Entwickelung Südwestafrikas, als wenn man die Eingeborenenbevölkerung, speziell die Hereros, dauernd dezimieren und auf den Weg zum Aussterben bringen wollte. Das Gegenteil muß die Aufgabe einer verständigen Populationspolitik bilden: mit der Zahl der weißen soll auch die Menge der schwarzen Bewohner Südwestafrikas zunehmen. Menschen, schwarze und weiße, sind und bleiben für dieses Land ein Produktionsartikel, von dem gar nicht zuviel erzeugt werden kann, und der wichtiger ist als selbst Kupfer und Diamanten. Daher muß es auch als ausgeschlossen erscheinen, daß die Hereros nach dem Kriege jeder Möglichkeit der Wiedererholung von den unvermeidlichen und notwendigen Verlusten beraubt werden. Was sie unter allen Umständen verlieren müssen und verlieren werden, ist das Eigentumsrecht an ihrem Lande und eine so große Menge von ihrem Vieh, daß damit die Entschädigung der betroffenen Ansiedler und eine nicht zu sparsam bemessene Quote Beutevieh für die Freiwilligen und sonstigen Kriegsteilnehmer, die Ansiedler sind oder werden wollen, beglichen werden kann. Voraussichtlich wird das den Hereros bereits den größeren Teil ihres Besitzstandes an Vieh kosten. Ein gewisser Stamm zur Weiterexistenz muß ihnen aber gelassen werden. Wo nicht, so ist die Regierung, ehe ein Jahr vergeht, in der Lage, das Volk entweder verhungern oder auf Staatskosten füttern zu lassen. Mit der Zeit wird dann die Not um Kost, zumal wenn die Volkszahl nach den unausweichlichen Verlusten durch den Krieg wieder wächst, auch noch die weitere nützliche Folge haben, daß sich die Hereros an denjenigen Plätzen ihres Gebietes, wo das möglich ist, dem Anbau von Nahrungspflanzen zuwenden.

Den 20. Februar.

Seit der großen Kunde vom 17. herrscht absolute Ruhe. Tag für Tag vergeht wie im tiefsten Frieden — wie aus bloßer Gewohnheit hängt man sich noch sein Gewehr um die Schulter und steckt einige Rahmen Patronen in die Tasche, wenn man etwas weiter vor die Befestigungslinie hinausspaziert: zum Badebassin, zum Friedhof, zum großen Küchengarten der Station usw. Zum Mittags- und Abendtisch das reine Familienleben. Fräulein Kühnhold zaubert förmlich mit dem beschränkten, täglich wiederkehrenden Kreislauf der Verpflegungsdinge!

Den 22. Februar.

Gestern wieder nichts Erwähnenswertes passiert. Täglich dreimal rechnen wir uns gegenseitig mit allerlei sinnreichen Variationen vor, wie lange es dauern könnte, bis wir die Freunde aus Deutschland hier einrücken sehen. Die Pessimisten meinen immer noch, es würde am Ende Ostern werden; die Kühnsten behaupten, es könne schwerlich noch länger als 14 Tage dauern. Wenn die Patrouille von Outjo zurückkommt, werden wir alle klüger sein — damit schließt dann regelmäßig die Konversation über dies Thema. Heute ist eine große Patrouille mit drei Ochsenwagen nach Urupupa und den Nachbarfarmen geschickt worden, um den reifen Mais abzuernten und eine Horde Buschleute, die dort plündern soll, zu bestrafen.

Den 23. Februar.

. . . Einige besonders Ungeduldige meinen, die Patrouille von Outjo „könnte" morgen früh da sein, wenn . . . usw. Jetzt hat es schon seit fünf Tagen nicht mehr geregnet. Im übrigen wäre es zum Melancholischwerden, wenn nicht die Damen immer noch ihren Humor hätten. Heute nachmittag haben wir uns auf der Veranda beim Kaffeetrinken mit Käfern bombardiert. Es kommt weit mit uns!

Den 24. Februar.

Die Zeit jagt und schleicht gleichzeitig — je nach Stimmung abwechselnd. Natürlich ist noch nichts von Outjo da, kann auch noch gar nicht da sein. Trotzdem wartet man, wartet . . .! Heute starb ein Hottentott an Lungenentzündung.

Den 25. Februar.

Heute nach achttägiger Nachrichtendürre mit einem Male eine Fülle von Segen. Früh um 6½ Uhr tönte es unvermutet vom Turm: „Die Patrouille von Outjo kommt!“ In wenigen Augenblicken lief alles auf dem Hof vor der Tür des Stationsbureaus zusammen, wo die sechs Reiter eben vom Pferde stiegen. Die meisten von uns hatten sie erst zwei bis drei Tage später erwartet. Tatsächlich haben die Leute sowohl den Hin- als auch den Rückweg in je drei Nächten zurückgelegt — eine sehr achtbare Leistung bei 250 km hin und ebensoviel her — und sind dazwischen drei Tage auf Outjo gewesen. Leider ist keine Post mitgekommen, sie soll ein paar Tage später durch Boten gebracht werden. Mir scheint, die Braven haben das Briefpaket, das für sie zurechtgemacht war, einfach vergessen — die Auskunft über diesen Punkt klingt so merkwürdig gedrückt. Schade, sehr schade! Wir hatten uns alle eigentlich vom Moment an, wo die Patrouille abritt, auf unsere Briefe gefreut — aber dieser Privatkummer muß ja zurücktreten hinter den positiven Nachrichten, die sie gebracht hat. Von größeren Gefechten ist einstweilen noch nichts wieder vorgekommen, aber: der Entsatz naht! Die Heliographenverbindung von Outjo nach Süden ist seit dem 22. Februar wiederhergestellt; ein Heliogramm von Okawakwatjiwi, zwei Drittel Weges von Outjo nach Omaruru, ist in Outjo angekommen. Es ist „geheim“, aber in Outjo ist doch bekannt geworden, daß Major von Estorff mit mehreren hundert Mann und sechs Geschützen nordwärts vorrückt, auf Otavi zu. Danach ließe sich etwa schließen, daß er die Aufgabe hat, die Hereros, die am Waterberg stehen, von Nordosten und Osten her zu fassen oder ihr Entkommen ins Sandfeld zu verhindern. Wenn der Entsatz — anscheinend Marinelandungstruppen — am 22. schon in Okawakwatjiwi war (dort, wo die Hereros gleich zu Beginn des Aufstandes den Heliographenposten überfallen und getötet hatten), so kann er in den ersten Tagen des März Otavi sicher erreichen. Ob Truppen nach Grootfontein kommen? Wir hoffen es alle brennend, aber an sich wäre es auch denkbar, daß von Otavi aus operiert wird. Welch eine Aussicht, vielleicht in einer

Woche Gesichter zu sehen, Nachrichten zu erhalten, die direkt aus Europa kommen! Vielleicht soll Grootfontein doch Operationsbasis für die ganze Nordabteilung sein! Unsere Leute sind alle ganz aufgeregt von der Hoffnung, daß sie nach dem endlosen Stilleliegen nun Aussicht haben, vorwärts in den wirklichen Feldzug zu kommen: der Major soll seine reitenden Seeleoparden lieber auf Grootfontein lassen und statt ihrer die Besatzung von hier — landesgewohnte Afrikaner — mitnehmen. Die Buren denken überhaupt nur noch ans Vieh — jetzt endlich kommt für sie das Beutemachen in Sicht.

Hauptmann Kliefoth von Outjo hat bei Etaneno den Hereros schwerere Verluste beigebracht, als anfänglich geglaubt wurde: viele Großleute, darunter vier Söhne des Häuptlings Banjo von Otjombonde (nördlich von Omaruru) tot. Missionar Rautanen hat aus Ovamboland nach Outjo geschrieben, daß der verlustreiche Sturm auf Amatoni jenseits der Etoschapfanne sehr ernüchternd gewirkt habe. Die Ovambos hätten 68 Tote gezählt und 40 von den Ihrigen vermißt, ohne daß die Leichen gefunden wären; an 20 seien verwundet wiedergekommen. Kambonde, Nechales Bruder, Herrscher von Westondonga, schreibt an den Hauptmann: „Mein Bruder hat große Schande über mich gebracht, aber ich bin immer ein Freund der Deutschen gewesen und werde es bleiben.“ Der Missionar gibt aber hierzu den Kommentar, daß bis zur Rückkehr des gelichteten Haufens von Amatoni das Zünglein auch bei Kambondes Leuten viel mehr nach der Kriegs- als nach der Friedensseite hinübergeschwenkt habe. Damit rückt also die Ovambogefahr, die uns mit auf Grootfontein fesselt, in den Hintergrund — unsere Hände werden freier.

Gleich nach der Outjopatrouille kommen die Reiter und Wagen zurück, die am 22. nach Rietfontein, Urupupa und Uitkomst geschickt worden, um einen Teil der Mais- und Gemüseernte von den drei Farmen zu bergen. Alles ist schwer geladen — Hereros sind unterwegs nicht gesehen worden, wohl aber hat man eine Werft von Buschleuten gestürmt, die sich bei Rietfontein eingefunden hatten, um die Felder und Gärten zu plündern. Der Ueberfall auf die Diebswerft glückte leider nicht

ganz überraschend; immerhin sind drei oder vier von dem Gesindel noch im Fliehen erschossen worden. In den verlassenen Pontoks standen massenhaft Säcke mit gestohlenem Mais, Kartoffeln, Tabak; dazu alles mögliche Gerät von den Farmen. Hereros haben sich nirgends mehr gezeigt. Mittags kommt Johannes Krüger von Gaub und erzählt, viel Hereros ständen bei Esare, halbwegs zwischen Waterberg und Grootfontein. Krügers Nachrichten finden allmählich nur noch mäßiges Interesse. Manche von uns mißtrauen ihm direkt.

Salatiel, David Kambasembis Bruder, hat von neuem an unseren Burenkommandanten Lombard geschrieben und ihn aufgefordert, die Sache der Buren von der unsrigen zu trennen! „Ihr seid Engländer und wir halten zu England, darum müssen wir in dieser schweren Zeit gegen die Deutschen zusammenhalten; gehe mit deinen Leuten aus Grootfontein hinaus und kommt zu uns oder geht auf eure Plätze; wir haben keinen Oorlog mit euch." Das ist ja eine merkwürdige Enthüllung — die Hereros bilden sich ein, englisch werden zu können! Daß sie die Buren dabei als „Landsleute" in spe begrüßen, ist freilich kein Zeichen dafür, daß sie bei dieser politischen Kombination besonderen Scharfsinn angewendet hätten. Lombard soll nun antworten, er und seine Leute wollten wohl hinaus, aber sie könnten nicht, der Oberleutnant hielte sie fest. Wenn die Hereros aber kämen, um Grootfontein zu stürmen, so möchten sie ihm Botschaft schicken, dann würde er, während sie auf der einen Seite angriffen, auf der anderen ausrücken und die Deutschen verlassen. Es wäre doch zu spaßhaft, wenn die von Waterberg auf diesen Leim kröchen — aber leider ist es noch unwahrscheinlicher als spaßhaft. Johannes soll den Brief an Salatiel befördern, und Volkmann hat die Gelegenheit benutzt, dem Haupträdelsführer, David, einige freundliche Zeilen mit zu übersenden. Das Schriftstück — in Herero abgefaßt — lautet deutsch:

„An den Bettler David Kaunjonjua. Ich habe gehört, daß Du nach Grootfontein kommen willst, mich zu schießen. Ich habe lange gewartet, aber Du bist noch nicht gekommen. Ich glaubte, Du wärest ein Häuptling, aber ich sehe, Du bist nur ein Hund und ein Dieb, der Ziegen stiehlt. So komme

nur schnell mit deinen Leuten hierher! Wahrlich, ehe der Mond zweimal groß wird, sollen die Aasgeier und die Schakale Deine Knochen fressen, Deine und die von Salatiel und den anderen Mördern auch!

Ich bin der Oberleutnant Volkmann."

Johannes, der Befehl erhalten hat, um seiner etwas zweideutigen Rolle ein Ende zu machen, daß er mit Sack und Pack nach Grootfontein kommen soll, meint, den Brief wolle er doch nicht eher an David schicken, als bis er seinen Wagen in Gaub gepackt habe und abfahrtsbereit sei. Wir können den Verdacht nicht recht los werden, daß der Biedermann am Ende den Hereros so gut zu Willen zu sein versucht, wie uns — darum ist es besser, er ist hier unter Aufsicht. Wenn er den Brief richtig vermittelt, so wird David Kambasembi eine böse Stunde haben: vor Wut und noch mehr vor Furcht wegen der bösen Prophezeiung. So etwas soll dem richtigen Herero sehr fatal sein — er fürchtet, daß der Absender einen Fluchzauber zu den Worten getan hat.

Den 26. Februar.

Auf die Nachricht, daß die Aufständischen angeblich ein Stück weiter gegen Grootfontein zu ständen, tun auch wir ein übriges und verstärken den äußeren Zaun durch eine weitere Führung Stacheldraht. Daran, daß die ganze Befestigung noch in Funktion tritt, will trotzdem niemand mehr glauben. Die Abholzung zur Freilegung des Schußfeldes auf der Nordseite hat jetzt im Durchschnitt 350 m Breite erreicht. Wenn man das fortgekappte Buschwerk dauernd niederhält, wird das in den nächsten Jahren ein vortreffliches Stück Pferde- und Viehweide unmittelbar bei der Station geben. Gesprochen wird fast nur noch vom Entsatz und von dem bevorstehenden Kampf bei Waterberg. Alle 20 Minuten knurrt jemand, daß die Outjopatrouille das Briefpaket vergessen hat. Tatsächlich, sie *hat* es vergessen. Scheußlich!

Den 27. Februar.

Der Herero Kanjigua, den Gathmanns als Wächter ihres Hauses und der zurückgebliebenen Sachen in Otavi gelassen haben, schreibt einen langen Brief, in dem aber in mancherlei Variationen

nicht viel anderes steht, als daß er treu sei und treu bleiben, nicht zu den Hereros gehen werde usw. Das plötzliche Bedürfnis nach dieser Expektoration wird vielleicht darauf zurückgehen, daß der gute Mann Witterung von den unter v. Estorff heranrückenden Truppen bekommen hat. Er soll aber auch ohne das für einen Eingeborenen zuverlässig sein. Vielleicht ist er auch bloß klug genug, um zu vermuten, daß seine Landsleute doch den Kürzeren ziehen werden. Ein altes, halbverhungertes und zum Skelett abgemagertes Hereroweib, mit großen Wunden an den Füßen, ist auf der Station aufgetaucht. Sie wird verhört und erzählt, daß sie die Schwiegermutter des Verräters von Otjituo, Kanjemi, sei und zu dem Trupp gehört habe, mit dem Kanjemi am Tage des Ueberfalls von Otjituo ins Sandfeld geflohen war. Die Leute hätten eine Menge geraubtes Vieh und drei Pferde bei sich gehabt. Nach einiger Zeit schickten sie dann Buschmannspione nach Otjituo, die gerade hinkamen und aus dem Dickicht zusahen, wie die Patrouille unter Heimsoeth unsere Toten begrub. Auf die Nachricht, daß die Truppe wieder in Otjituo hause, sei Kanjemi mit seinen Leuten voller Furcht schnell noch weiter ins Sandfeld hineingegangen, um mit einem großen Bogen nach Waterberg zu kommen, und da habe die Alte nicht mehr mitlaufen können. Um nicht zu verhungern, habe sie sich aufgemacht und nach Grootfontein geschleppt.

Die Geschichte klingt etwas mystisch, aber aus dem alten Skelett ist trotz allen Fragens nichts weiter herauszubekommen. Volkmann läßt sie auf die Hererowerft der Station bringen, wo sie bei den anderen Weibern bleiben soll. „Wer fortzulaufen versucht, wird totgeschossen!" — die Drohung wirkt. Vielleicht ist es doch nur eine besondere Art von Hererospionen, denn die Hereros wissen, daß die Deutschen — sonderbare Käuze! — Weibern nun einmal nichts tun.

Den 29. Februar.

Freude und große Enttäuschung zugleich! Die Boten, die von Outjo hinter unserer Patrouille her abgehen sollten, sind nachmittags gekommen — aber sie haben wiederum keine Briefe mitgebracht! Im ersten Augenblick waren wir alle halb verzweifelt — dann meinte Volkmann, die Leute würden vielleicht

deshalb nichts mitbekommen haben, weil Outjo mittlerweile die dort angesammelte Post der von Süden zu uns heraufmarschierenden Entsatzabteilung zugeschickt habe und diese uns dann alles auf einmal bringen würde. Gut, angenommen — also weiter warten! Aber hart bleibt die Enttäuschung doch.

Die mitgeschickten amtlichen Nachrichten von draußen bringen noch nichts Bestimmtes über das „Wann" unserer Befreiung aus dieser tatenlosen Abgeschlossenheit, aber sie füllen allmählich das Bild, das wir uns von den Ereignissen draußen machen können. Der Bondelskrieg soll siegreich zu Ende gebracht sein. Trotz des Hereroaufstandes? Von der Abteilung v. Estorff heißt es nach wie vor, sie sei auf dem Marsche nach Norden. Also zu uns! Wenn nur die Post, die in Outjo liegt, irgendwie den Weg zu uns finden wollte!

Den 2. März.

Von morgen ab könnte man anfangen, bei der Turmwache nach den herannahenden Truppen auszublicken! Um einstweilen nach Osten zu etwas aufzuklären, hat Volkmann vorgestern eine stärkere Patrouille nach dem Omuramba, von Otjituo bis Otjomaware, geschickt. Heute gegen Sonnenuntergang kamen die Leute zurück — hatten aber von Hereros nichts gesehen.

Den 4. März.

Seit 14 Tagen hat es sogut wie gar nicht mehr geregnet — wenigstens auf Grootfontein nicht. Weiter ab am Horizont sah man allerdings mehrmals graue Regenstreifen sich aus Gewitterwolken zur Erde herab ergießen. Trotz der Trockenheit und schwächeren Verdunstung merkt man aber doch an dem Temperaturabfall, daß wir uns allmählich der „kalten" Zeit etwas nähern. Das Thermometer steigt nachmittags im Schatten immer noch bis über 25° Celsius und zwischen 10 und 4 Uhr wäre es schwer möglich, oben auf Turmwache ohne den großen Trigonometersonnenschirm zu existieren, den Heimsoeth (brummend!) hergegeben hat, und der seit vier Wochen wie ein merkwürdiges Wahrzeichen aufgespannt über Grootfontein emporragt. Zu wirklicher afrikanischer Glut, wie im Anfang der Regenzeit, kommt es aber kaum mehr. Allerdings gewöhnt sich

der Mensch an viel Wärme: bei weniger als 20° Celsius hat man ausgesprochenes Bedürfnis nach einem Mantel, und bei 14—15° klappert man mit den Zähnen.

Gestern gegen Abend machte ich mit Fräulein K. nach langer Zeit zum ersten Male einen halbstündigen Spaziergang außerhalb der Befestigungen bis zum Dynamitschuppen. Es war nichts weiter dabei, denn auf viele Stunden im Umkreis gibt es, außer vielleicht ein paar Spähern im Busch, sicher keinen lebendigen Herero, aber nach all den Wochen der Absperrung hatte man doch so halb und halb das Gefühl, wie als Kind, wenn man in einen fremden Garten ging! Nach wie vor reitet täglich zweimal je eine Patrouille von 4—6 Mann mit einigen Kilometern Radius um Grootfontein, kontrolliert das draußen weidende Vieh, sieht nach, ob sich etwa Spuren von Hereros finden oder sonst Verdächtiges zu bemerken ist — und kehrt jedesmal mittags und abends mit derselben stereotypen Meldung zurück: „Auf Patrouille nichts Neues bemerkt.“ Manchmal will es einem wirklich so zumute werden, als ob man in einem verwunschenen Schlosse säße und dies ganze, Tag für Tag nach der Uhr geregelte, im engsten Kreis sich drehende Leben überhaupt keine Wendung mehr erfahren würde. Uebrigens — ein Anzeichen für eine immerhin ernste, wenn auch schon lange vorauszusehende „Wendung“ ist schon da: seit einigen Tagen gibt es kein Roggenbrot mehr, sondern ein überwiegend aus Weizenmehl mit etwas Roggenzusatz bereitetes Gebäck. Unser Roggenmehl geht trotz aller Sparsamkeit auf die Neige. Wir haben überhaupt nur durch eine Art Zufall bis jetzt ausreichend Mehl gehabt, weil nämlich Ende vorigen Jahres eine Extraladung von Outjo geschickt wurde, für den Fall, daß es 1904 zu einer größeren militärischen Expedition nach dem Okawango kommen sollte. Allerdings müßten vorschriftsmäßig allezeit 10000 ℔. unantastbarer Kriegsbestand an Roggen- und Weizenmehl auf Grootfontein lagern, aber die Sparsamkeit der Finanzverwaltung in Windhuk hat sich Jahr für Jahr gegen die Verwirklichung dieser Vorschrift gesträubt. Es hieß immer, die 10000 ℔. sollten von der regulären Jahreslieferung herausgespart werden — was freilich schwer möglich ist, wenn in gewöhnlichen

Zeiten im ganzen Jahre nicht mehr als ca. 13000 Kilo auf Station Grootfontein verbraucht werden. So wird nichts übrig bleiben, wenn nicht etwa die erwarteten Entsatztruppen größere Vorräte gleich mit sich führen sollten, als einige Wagen unter starker Bedeckung nach Outjo zu schicken, um Mehl zu holen. An sich scheint das ja leicht zu sein — aber bei unserem schwachen Pferdebestand bedeutet es immerhin eine unangenehme Schwächung des aktionsbereiten Teiles der Besatzung.

Den 5. März.

Zwei Boten, Ovambos, dieselben, die uns seinerzeit die großen Nachrichten aus Karibib und Omaruru zurückgebracht haben, gehen abends nach Outjo. Sie sollen auf alle Fälle von dort mitbringen, was an Post da ist, Briefe, und wenn irgend möglich, auch ein paar Zeitungen. Das letzte europäische Zeitungsblatt, das nach Grootfontein gelangt ist, datiert etwa vom 15. November vorigen Jahres! Am zehnten Tage können die beiden Leute, wenn sonst nichts passiert, zurück sein. Bis dahin muß jedenfalls unser Entsatz lange hier sein — und er bringt uns doch auch hoffentlich ein tüchtiges Stück Heimatpost mit. Vielleicht sind sogar die Weihnachtspakete für Grootfontein dabei! Ein Teil davon wird freilich leider auf Lombards Wagen gewesen sein, den die Hereros bei Omarassa geplündert haben.

Den 6. März.

Sonntag, deutscher Gottesdienst. Feiertagsstille auf der Station — den ganzen Tag über eine Ruhe, als ob wir hundert Meilen weit weg von jedem Kriegsschauplatz wären. Fort und fort wird bewaffneten und unbewaffneten Auges vom Turm gespäht, ob sich die Truppen auf der Straße von Otavi-Rietfontein her noch nicht zeigen wollen. Dorthin kann man die Fläche stundenweit übersehen; kommen sie aber auf dem Wege durch die Berge über Abakobib, so tauchen sie für den Beobachtungsposten allerdings erst 400 m vor der Station aus dem Busch auf der Westseite auf.

Den 7. März.

. . . Es wird gewartet, gemutmaßt, ausgeschaut, die Entfernungen werden zum fünfzigsten Male berechnet, verglichen . . .

es wird Abend wie alle Tage . . . keine Nachricht, keine Spur, daß irgendein Entsatz heranrückt.

Den 8. März.

Volkmann entschloß sich gestern abend kurz und befahl auf heute eine starke Patrouille zum Aufklären in der Richtung Rietfontein-Esere-Otavi. Heute früh ritt er selbst mit 34 Mann, drei Wagen und einer Karre ab. Die Fahrzeuge sollen nur bis Rietfontein gehen, um dort den reifen Mais und einiges Gemüse zum Proviant zu laden, während die Reiter das Gelände nach nordwärts bis Otavi abstreifen. Wenn Estorff heute oder morgen eintrifft, soll sofort ein Eilbote nach Rietfontein geschickt werden. Wahrscheinlich wird die Patrouille der Entsatzabteilung unterwegs oder auf Otavi begegnen. Wir sprechen immer von „Entsatz", obwohl wir gar nicht belagert sind, aber womit soll man dieses Leben sonst vergleichen? Vielleicht mit der Existenz einer Mannschaft, die ihr Schiff verloren hat und nun auf einer einsamen Insel im Ozean sitzt und auf einen Dampfer wartet, von dem sie glaubt, daß er irgendeinmal diesen Kurs fahren wird.

Den 11. März.

Das Dasein auf Grootfontein nähert sich immer mehr dem Typus des Pastorale. Seit Volkmann mit der Patrouille fort ist, unterbrechen nicht einmal die gelegentlichen Donnerwetter des „Kapitän Krachmacher" (so nennen die Hereros V.) die friedliche Stille, die im ganzen weiten Stationskomplex herrscht. Dafür hat es seit vorgestern wieder in gewaltigen Güssen unter Blitz und Donner zu regnen angefangen. Die Patrouille sollte am vierten Tage — also heute — zurück sein, aber die Wege müssen schon so aufgeweicht sein, daß sich das Vorwärtskommen wohl etwas verzögern wird. Von Estorffs Truppen nicht die blasse Spur — wir sind schon alle darauf gefaßt, daß Volkmann selbst in Otavi nichts als die leeren Gebäude gefunden haben wird.

Abends. Volkmann ist doch schon heute nachmittag wiedergekommen. Er ist bis unmittelbar an Esere heran, wo angeblich die Hereros stehen sollten, und bis nach Otavi geritten — ohne auch nur die geringste Fühlung mit dem Feinde oder mit

der heranmarschierenden v. Estorffschen Kolonne zu bekommen! Jetzt ist eigentlich nur noch denkbar, daß Estorff unterwegs Gegenbefehl bekommen und den Vormarsch von Okowakwatjiwi auf Otavi eingestellt hat, denn auf die 160—170 km Weg kann er, wenn er überhaupt vorrückt, doch keine drei Wochen verwenden. Soviel sind es ja beinahe seit dem 21. Februar, dem Datum des Heliogramms, in dem er seine Absicht, auf Otavi zu marschieren, mitteilte. Wunderbar nur, daß wir nie von außerhalb eine Mitteilung bekommen, es sei denn, daß wir selbst Patrouillen oder Boten schicken, die Nachricht zurückbringen! Wahrscheinlich werden auch jetzt wieder erst die beiden Leute, die am vorigen Sonnabend von uns nach Outjo geschickt worden sind, die Aufklärung darüber bringen, was eigentlich los ist.

Unterwegs zwischen Otavi und Rietfontein traf die Patrouille übrigens auf zwei Diebe, einen Herero und einen Bergdamara, die mit Säcken voll „geklauter“ Kartoffeln, Mais usw. ganz ruhig auf der Pad einherkamen. Als sie die Reiter gewahr wurden, rissen sie aus, wurden aber eingeholt und der eine noch im Fliehen, der andere, nachdem er festgenommen war, auf der Stelle standrechtlich erschossen.

Den 13. März.

Sonntag, holländischer Gottesdienst im Schulhause bei den Buren. Eine große Regenperiode hat seit Mitte der Woche wieder eingesetzt: gestern früh zeigte der Regenmesser für die vorhergegangenen 24 Stunden volle fünfzig und heute über dreißig Millimeter! Trotzdem der Februar verhältnismäßig trocken war, beträgt die Gesamthöhe der Niederschläge seit dem Beginn der diesjährigen Regenzeit — Ende November — bereits 632 mm, d. h. etwa so viel, wie im Mittel der meisten Gegenden Deutschlands während des ganzen Jahres fällt.

Den 19. März.

Seit Volkmann von Otavi zurück ist und dort keine Spur der Truppe gefunden hat, warten wir nur noch auf die Rückkehr der am 4. März nach Outjo geschickten Boten, in der Hoffnung, daß diese wenigstens irgendeine Aufklärung bringen werden.

Schon seit mehreren Tagen könnten sie aber bequem zurück sein; wer weiß, ob sie nicht doch unterwegs abgeschossen sind. Die Ernte hat jetzt begonnen. Täglich gehen Wagen mit Bedeckung nach den näher gelegenen Farmen und kehren mit Mais, Kartoffeln, Kürbissen u. dgl. beladen zurück. Das Jahr ist großartig: aller Mais steht üppig, wie kaum jemand zu hoffen gewagt hat. Die Regen in der ersten Märzhälfte haben das Letzte getan, was noch nötig war, um den Stand des Korns bis zum Schluß zu bessern und zu sichern. Und dieses Erntejahr muß der Krieg zerstören! Es sind nahe an 400 Hektar im Distrikt bestellt worden — der erste große Ruck nach vorwärts seit dem Beginn der Besiedelung mit Deutschen vor drei Jahren. Bei 20 Zentner Ertrag pro Hektar wäre das eine Ernte von mindestens 8000 Zentnern im Werte von über 150000 Mk. Jetzt wird man kaum darauf rechnen können, daß die Hälfte von diesem Segen eingebracht wird. Die weit entfernten Farmen sind überhaupt verloren, und auch auf den näher gelegenen wird massenhaft von Buschleuten und anderem umherschweifenden Gesindel gestohlen. Viele Familien, namentlich unter den Buren, die ohnehin nur für den eigenen Bedarf bestellt haben, werden direkt ohne Nahrung sein; schon jetzt leben manche nur noch von den Rationen, die den kriegsfähigen Mitgliedern von der Truppe ausgegeben werden. Hier liegt sehr bald eine dringliche Sorge für die Regierung vor — und dabei nicht der Schatten einer Kunde, wo die Unsrigen überhaupt sind, wann auf Oeffnung der Wege nach Süden, auf Proviantzufuhr und Entsatz zu hoffen ist!

Der Gesundheitszustand ist sehr schlecht. Seit kurzem hat wieder eine starke Regenperiode eingesetzt — wir sind auf 650 mm — und Malaria ist mit kolossaler Heftigkeit sowohl bei den Soldaten als auch bei den Buren aufgetreten. Alles in allem leiden an Kranken, Rekonvaleszenten und solchen, bei denen die Vorzeichen sich bereits bemerkbar machen, nicht viel unter 50% der weißen Bevölkerung auf der Station am Fieber. Zum Glück sind noch keine schweren Fälle da, namentlich kein Schwarzwasser. Und dabei kein Arzt! Die Leute dort unten wissen nun doch aus all den Berichten, die wir fortgesetzt geschickt haben,

daß hier fast 300 Weiße zusammengedrängt sind — mehr wahrscheinlich, als auf irgend einem anderen Punkt des Kriegsschauplatzes, wenn man von der Truppe selbst absieht, und wenn wir die Verbindungen aufrechterhalten, so sollte es doch auch von dort aus möglich sein!

Am 16. hat Volkmann wieder eine große Aufklärungspatrouille von 15 Mann nach dem Omuramba geschickt; sie soll auch nach jenseits etwas ins Sandfeld vorstoßen. Vorgestern früh gingen sechs Mann nach Aiams, jenseits Otavi am Wege nach Outjo. Ein Bergdamara war von dort gekommen mit der Nachricht, daß zwei Buren, die vor dem Ausbruch des Krieges im Ovamboland gewesen waren, um Vieh einzutauschen, glücklich zurückgekehrt seien und von Outjo nach Grootfontein aufbrechen wollten. Sie würden in Aiams warten, bis ihnen von hier Bedeckung entgegengeschickt würde. Sonst wußte der Mann von Outjo nichts, hatte auch unsere beiden Boten weder unterwegs noch in Outjo gesehen. Hoffentlich bringen wenigstens die beiden Buren etwas Nachricht mit. Sie sollen eine Karre bei sich haben und über 200 bei den Ovambos eingehandelte Rinder. Gestern früh wurde ein Bergdamara gefangen eingebracht, der draußen in der Fläche, wo unsere Beester weiden, einige Kühe hatte stehlen wollen. Er sagte aus, daß er von einer ganzen Diebswerft im Omuramba sei; dort gebe es viel zusammengestohlenes Vieh. Auch eine Buschmannswerft mit gestohlenen Ziegen und Schafen wollte er bei Okatjongeama kennen. Volkmann hat ihm das Leben versprochen, wenn er die beiden Werften verraten wolle; sechs Mann mit dem Gefangenen, einem Proviantwagen und dem Bergdamara Tom, der ein ausgezeichneter Spurenfinder ist, gingen gleich ab, um die große Omurambapatrouille zu treffen und sie von ihren weiteren Aufgaben zu benachrichtigen.

Grootfontein, den 20. März 1904.

Sonntag. Heute nacht kam der Wagen von Okamahundju zurück, wo er die Patrouille getroffen hatte. Unteroffizier Großmann, der Verteidiger von Amatoni, führt sie. Leider sind mehrere Leute unterwegs stark fieberkrank geworden; der Wagen hat sie mitgebracht. Von Lazarettbehandlung kann bei unserem

massenhaften Krankenbestand nur zum kleinen Teil die Rede sein; das Grootfonteiner „Lazarett" ist ein enger Raum, der allenfalls für drei Betten Platz bietet und bei seiner Kleinheit für Krankenunterbringung überhaupt nur benutzbar ist, wenn die direkt ins Freie führende Tür Tag und Nacht offen steht. Seit Jahren ist ein Neubau, der wenigstens den elementaren Anforderungen entsprechen soll, von der Distriktsverwaltung beantragt, aber aus Sparsamkeitsgründen abgelehnt worden. Ebenso ist der Distrikt seit 1½ Jahren ohne Arzt; der nächste ist in Outjo, fast 250 km entfernt, zu finden, per Ochsenkarre eine Distanz von 6—7 Tagen. Unser Sanitätsfeldwebel Ragnitz ist zum Glück noch ein alter afrikanischer Praktiker, der, soviel das überhaupt möglich ist, einen Arzt ersetzt, aber seine Erfahrungen beschränken sich in erster Linie auf Wundbehandlung und Malaria. Man braucht nur den Gedanken zu fassen, daß in den überfüllten Burenquartieren oder unter den Mannschaften, die in wenigen Stuben und einer Wellblechbaracke eingepfercht liegen, eine Infektionskrankheit ausbricht — um mit Schrecken die Folgen dieser ärztlichen und sanitären Vernachlässigung des Platzes sich vorzustellen.

Grootfontein, den 21. März 1904.

Ein Fall von Lungenseuche unter dem Vieh! Der betreffende Ochse ist kurz vor dem Beginn der Sperre mit einem Frachtwagen von Okahandja gekommen und heute früh sofort getötet worden. Alles Vieh auf Grootfontein, das nicht bereits immunisiert ist, soll unverzüglich geimpft werden — bei über 2000 Stück, die in Frage kommen, keine Kleinigkeit. Unser Oberveterinär Hörauf liegt an schwerer Malaria krank; sein Laboratoriumsgehilfe (ein Reiter von der Truppe) und ein paar erfahrene Buren sollen die Sache machen. Es wäre sehr böse, wenn schon im stillen viel Vieh angesteckt sein sollte und wir einen richtigen Seuchenausbruch erleben. Der Verlust würde sicher viele hundert Stück betragen — und das, nachdem an 1200 von den Hereros schon fortgetrieben sind!

Nachmittags. Unsere Boten von Outjo sind eben zurückgekommen. Endlich! Man hat sie dort zurückgehalten, um noch heliographische Nachrichten von der Linie Omaruru-

Okowakwatjiwi zu erwarten und diese dann hierher mitzugeben. Uebermorgen soll mit der Burenkarre auch Post eintreffen. Das wichtigste ist, daß auch zwei Wagen mit Mehl für Grootfontein von Outjo mitkommen! Auf Briefe und Zeitungen — es sollen zwei Postsäcke sein — gilt es also noch zwei Tage warten; amtliche Nachrichten vom Kriege haben bereits die Boten mitgebracht. Das Rätsel, weshalb Major v. Estorff trotz seiner Anmeldung bis heute weder Otavi noch Grootfontein erreicht hat, löst sich also dahin, daß er am 25. Februar am Berge Otjihinamaparero, ca. 60 km nordöstlich von Omaruru, ein schweres Gefecht mit Hereros gehabt hat, das sich unentschieden den Tag über hinzog, bis gegen Abend Hauptmann Franke die feindlichen Schanzen erstürmte. Major v. Estorff teilt weiter mit, er beabsichtige jetzt nach Osten zu marschieren; man möge Grootfontein von seinen veränderten Dispositionen benachrichtigen. Diese Aufklärung erreicht uns also fast einen Monat nach dem Gefecht, während welcher Zeit wir von Anfang März an mit täglich steigender Spannung und Beunruhigung auf den „Entsatz“ und auf Kunde von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz gewartet haben. Wieder schwere Verluste gegen die Hereros bei Otjihinamaparero, namentlich an Offizieren! Die Verluste der Hereros, heißt es, seien (drei Tage nach dem Kampf) noch nicht bekannt gewesen. Wir können uns also auf eine weitere unbestimmte Anzahl von Wartewochen gefaßt machen, bis wir dann wohl eines Tages hören werden: Ja, unten ist alles lange klar, lebt ihr eigentlich auch noch?

Grootfontein, den 23. März 1904.

Also heute nacht sind die Wagen mit der Post angekommen. Sie reicht nur bis zum 18. Dezember ab Deutschland; alles, was später gekommen ist, hat man offenbar von Karibib aus nicht mehr nach Outjo geschickt, sondern möglicherweise der Bagage der Abteilung v. Estorff beigefügt, die ja hierher herauf sollte. In dem Falle würden sich unsere Brief- und Zeitungssäcke also wohl auch „nach Osten“ bewegen. Die Buren erzählen einiges aus den neuesten Nummern der „Südwestafrikanischen Zeitung“, die sie in Outjo gesehen haben; dort soll auch eine Verlustliste bekannt sein, die bereits über 200 (!)

Namen aufweist. Leider hat niemand den im Grunde nicht sehr fernliegenden Gedanken gehabt, uns auch wenigstens ein paar Zeitungen und eine Abschrift von den bekanntgewordenen Verlusten zukommen zu lassen.

Von allem, was seit dem Ausbruch des Krieges außerhalb des Distrikts Grootfontein geschehen ist, kennen wir nur die gröbsten Umrisse einiger Gefechte. Verschiedene Familien von denen, die jetzt auf Grootfontein sitzen, haben nahe Angehörige, Verwandte, Geschäftsteilhaber, Freunde unten im Hereroland oder unterwegs im Aufstandsgebiet gehabt, als das Morden begann — trotzdem und trotz unserer stets wiederholten Bitten um ausführliche Nachricht kommt bisher nie etwas anders zu uns, als in langen Pausen — und auch dann nur, wenn wir selbst Boten oder Patrouillen schicken — einmal ein paar knappe Abschriften der ohnehin lakonischen amtlichen Heliogramme. Namentlich unter unseren Ansiedlern fängt die allgemeine Stimmung an sehr gereizt zu werden. Die Leute haben einen Verein zur Vertretung ihrer Interessen (Firma „Wirtschaftlicher Verein Grootfontein") gegründet und wollen sich ein Organ für ihre Wünsche und Klagen in der deutschen Heimatspresse suchen!

Heute früh ist das letzte Vieh geimpft — eine tüchtige Leistung: über 2000 Stück von vorgestern nachmittag an. Es wurde mit Hochdruck gearbeitet, um so viel wie möglich die Seuchenansteckung zu kupieren; in 10—12 Tagen wird sich der Erfolg zeigen, ob und wieviel Impfungen „angehen". Was nicht angeht, ist noch auf eine Reihe von Jahren immunisiert und erkrankt für diesmal nicht.

Grootfontein, den 24. März 1904.

Die Patrouille Großmann ist vom Omuramba zurückgekommen. Beide Diebswerften sind gefunden und abgeschossen; 12 Buschleute und 3 Hereros tot, 78 Stück Großvieh, 47 Stück Kleinvieh erbeutet. Ein Weib und zwei unterwegs gefundene Hererokinder sind gefangen mitgebracht worden. Der Führer hatte seine Schuldigkeit getan, traute aber offenbar dem ihm gegebenen Wort nicht und hat auf dem Rückmarsch die Gelegenheit, daß er zum Viehtreiben losgemacht wurde, benutzt, um zu entfliehen. Habeat

sibi! Das erbeutete Vieh ist zum Teil auf Urupupa und Neitsas gestohlen, als die Unruhen begannen, teils ursprüngliches Herero- und Buschmannvieh. Diese unsere wiederholten Strafrazzias werden allmählich dem Diebsvolk draußen etwas Angst einjagen. Im ganzen sind jetzt schon über zwanzig Diebe draußen „abgetrocknet" worden.

Grootfontein, den 25. März 1904.

Gestern abend kam die Mutter der beiden Kinder, die morgens früh von der Omurambapatrouille mitgebracht worden waren, hier an. Sie gehörte zu der zweiten abgeschossenen Werft; es stellt sich heraus, daß der Mann — Herero — ein entlaufener früherer Viehwächter von Grootfontein ist. Sie will die Kinder wiederhaben: ihr wird die Wahl gestellt, entweder ihren Mann so anzugeben, daß er gegriffen werden kann, oder die Kinder in unserer Gewalt zu lassen. Sie hat das erstere gewählt und ist heute früh fortgegangen, um den Aufenthaltsort des Mannes, mit dem sie von der Werft geflüchtet war, als die Unsrigen anritten, auszukundschaften. Alle, die nicht gleich erschossen wurden, sind einzeln kopfüber auseinandergelaufen und liegen jetzt zerstreut irgendwo im Felde. Es soll das bei den Hereros eine allgemeine Erscheinung sein, daß die Mütter ihre Kinder viel mehr lieben als ihre Männer. Und wir müssen Exempel statuieren — es hilft nichts! Leider!

Grootfontein, den 27. März 1904.

Morgen früh sollen Wagen nach der Missionsstation Gaub gehen, um den dortigen Mais, falls er noch nicht gestohlen oder von den Heuschrecken gefressen ist, abzuernten. Ich proponierte Bergdirektor Gathmann, mitzureiten, um sich die Tierspuren im Gestein anzusehen, die wir seinerzeit dort gefunden hatten, und sein fachmännisch-geologisches Urteil über die Sache abzugeben. Sie interessiert ihn, und so wollen wir denn beide mit; außerdem Missionar Krämer und Missionsökonom Detering. Auch Johannes Krüger will nach seinem und seiner Leute Gärten sehen. Bis Gaub sind an 40 km; wir werden wohl erst Dienstag in der Frühe ankommen.

Heute ist Palmsonntag! Zu Hause fängt jetzt langsam der Frühling zu erwachen an; wir gehen in den Herbst. Die Geor-

ginen im Garten stehen in ihrer schönsten Pracht; die Weinstöcke verlieren ihr dürr gewordenes Laub von Tag zu Tag mehr; die diesjährigen Triebe der Rizinus- und Weißdornbäume vor der Station werden hart und holzig, und gelegentlich fegt schon ein Wirbelwind eine kreisende Säule von Staub, trockenen Blättern und Grashalmen vom Busch her über den großen Hof: das Land beginnt seine Feuchtigkeit von der Regenperiode her allmählich zu verlieren. Als ich nach Grootfontein kam (Mitte November) war noch Trockenzeit, Busch und Wald fast blattlos, das Gras hoch und gelb, der Mais noch nicht gepflanzt — jetzt ist die Ernte vor der Tür, und die große Fläche im Osten, über die der Blick tagtäglich während der Wache vom Turm aus geschweift ist, wird wieder wie damals gelb und gelber. Merkwürdig, wie diese Umkehrung der Jahreszeiten das von der Heimat her gewohnte Empfinden für die großen Feste irritiert: so war es zu Weihnachten, als die warme, blühende Sommernacht von draußen her um den brennenden Christbaum wehte, und so ist es auch jetzt, wo man sich beim Trockenwerden der Vegetation kaum in die Vorstellung finden kann, daß Ostern, unser Fest des Frühlingserwachens, vor der Türe steht.

Grootfontein, den 30. März 1904.

Von Gaub zurück. Die Maisernte ist dort durchweg illusorisch — alle Felder und Gärten sind ausgeplündert, und was nicht gestohlen wurde, haben die Heuschrecken gefressen. Millionen von „Fußgängern" wimmeln in der Umgegend. Wären Menschen auf dem Platz gewesen, so hätte man sie beim ersten Anmarsch teils vernichten, teils ablenken und die Zerstörung zum mindesten einschränken können. Offenbar ist aber das meiste schon fortgewesen, als die Heuschrecken erschienen. Ein Hottentott, der sich als Spion umherzutreiben schien, wurde in einem Felde erblickt und angerufen; als der Mann floh, schossen drei von Krügers Leuten gleichzeitig. Zwei Kugeln in der linken Schulter, eine im Kopf — er war auf dem Fleck tot und so leider nichts mehr von ihm zu erfahren. Ingenieur Gathmann führte unsere Patrouille. Gleich nach der Ankunft in Gaub ritten wir zu der Stelle am Fußweg von Gaub nach Otjikoto, wo sich die merkwürdigen Tier- und Menschenspuren in den Fels eingehauen finden, nach denen

ich schon früher mit Volkmann gesucht hatte. Die Spuren sind aber nicht paläontologisch, sondern Kunstprodukt! Das entscheidende Argument ist dieses, daß sich zahlreiche Spuren nicht auf den Schichtflächen des Gesteins finden, sondern auch an solchen ebenen Stellen, die auf sekundäre Weise, durch Druckwirkungen, Verwitterung, Absprengung und dergleichen entstanden sind. Einzelne Spuren weisen bei genauerem Zusehen auch deutlich erkennbare Zeichen auf, daß sie durch Auspickung entstanden sind. Außerdem fand ich ein merkwürdiges Stück, das uns vorigesmal im Dezember entgangen war: die Abbildung eines zweifellosen Flußpferdes (ca. 15 cm lang), die in einer den scheinbaren Spureneindrücken sehr ähnlichen Weise in die Gesteinsoberfläche hineingearbeitet war. Auch eine Reihe anderer Anzeichen wies noch bei genauerer Betrachtung zweifellos auf künstlichen Ursprung der betreffenden Vertiefungen hin. Nicht wenige Spuren sind allerdings so vollkommen naturgetreu und korrespondieren so gut mit der ursprünglichen Lagerung der Schichten, daß, wenn diese allein existierten, kaum ein Mensch auf den Gedanken käme, hier ein Produkt menschlicher Arbeit zu erblicken.

Wenn nun die Gauber Fußspuren nicht natürlich entstanden, sondern künstlich sind, dann erhebt sich die Frage, wer sie in den Fels am Fußweg von Gaub nach Otjikoto eingetieft hat? Das erste, woran man denkt, sind natürlich die Buschmannszeichnungen, die sich an vielen Orten Südafrikas finden, gewöhnlich an Felswänden und meist an einsamen, gegen die unmittelbare Wirkung des Regens geschützten Stellen. Diese Zeichnungen sind aber, im Unterschied von den Tier- und Menschenspuren von Gaub, nicht ins Gestein vertieft, sondern mit allerlei Farbstoffen aufgemalt und stellen, oft in sehr charakteristischer Art und Beobachtung, Tiere und Menschen in Ruhe oder Tätigkeit dar. Es ist meines Wissens kein Fall bekannt, daß jemand heutigen Tages die Buschleute bei Herstellung einer solchen Zeichnung beobachtet hätte, aber die dargestellten Objekte wie die Vergänglichkeit der Technik lassen in vielen Fällen keinen Zweifel, daß die Sachen zum Teil jedenfalls ganz jung sind. Hier bei Gaub muß das Gegenteil der Fall sein. Einzelne der Spuren sind mit der Zeit durch die Füße derer, die auf der Pad darüber gingen, schon fast bis zur Un-

kenntlichkeit abgeschliffen, und wenn man bedenkt, daß nackte Eingeborenenfüße bei einem heute jedenfalls ganz minimalen Verkehr in einem an der Oberfläche sehr harten Gestein das zuwege gebracht haben, so muß man ohne weiteres ein sehr hohes, viele Jahrhunderte betragendes Alter dieser Arbeiten annehmen. Dazu kommt, daß sie als menschliches Tätigkeitsprodukt undenkbar sind ohne Anwendung metallener, am ehesten eiserner Werkzeuge, was sich mit dem Kulturstand derjenigen Eingeborenen, die vor dem Eindringen der Ovambos und Hereros im Lande wohnten, der Buschmänner und Bergdamaras, nicht vereinigen läßt, denn diese haben das Metall erst durch die Europäer und die erobernden Bantustämme kennen gelernt; die Aermeren besitzen heute noch kein Stückchen davon, nicht einmal zu Pfeilspitzen u. dgl. verarbeitet. Von allen heutigen Bewohnern Südwestafrikas (Eingeborenen natürlich) ist überhaupt kein Stamm imstande, mit oder ohne eiserne Werkzeuge etwas Aehnliches zu leisten. Vielleicht helfen also diese Spuren einmal noch dazu, die bisher ungelöste Frage nach der Urbevölkerung Südafrikas der Beantwortung einen Schritt näherzubringen, wenn einmal jemand in der Lage ist, dem merkwürdigen Platz wie seiner näheren und weiteren Umgebung eine eingehendere Durchforschung angedeihen zu lassen. Wir waren leider auch diesmal nicht in der Lage dazu, denn unser Befehl lautete bestimmt dahin, am Mittwoch vormittag wieder in Grootfontein zurück zu sein.

Grootfontein, den 31. März 1904.

Gestern abend lieferten Eingeborene von Farmer Poolmann-Abakobib zwei Hereros ab, die sie auf der Farm gefangen genommen hatten. Die beiden kamen offenbar von Waterberg und trieben eine unterwegs gestohlene, von Grootfontein entlaufene Kuh vor sich her; als sie sich Abakobib näherten, in der Meinung, es sei niemand dort, wurden sie von Poolmanns Leuten bemerkt und festgenommen. Hier stellte sich heraus, daß der eine von beiden früher öfter als Arbeiter auf Grootfontein beschäftigt gewesen war. Allem Anschein nach sind es Spione von Waterberg. Die Abakobiber haben eine gute Geldbelohnung für ihren Fang erhalten; leider sind die beiden Kerls total verstockt und scheinen

nichts aussagen zu wollen. Auf alles Befragen immer nur die stereotype Antwort: Weiß nicht! Es wird wohl nichts übrig bleiben, als sie wegen Viehdiebstahls und Spionage erschießen zu lassen. Milde und Mitleid wären hier, wie in Afrika leider nicht nur im Kriege, sondern oft genug auch im Frieden, kein Verdienst, sondern ein schlimmes Unrecht gegen alle diejenigen, die dadurch in Schaden und Unheil gerieten. Von seiten der Eingeborenen würde uns sicher nicht das wahre Motiv, sondern Furcht untergelegt werden. Zu begreifen, daß wir jemanden, der in einer Weise gefaßt ist wie die beiden gefangenen Hereros, aus einem anderen als diesem Grunde am Leben lassen könnten, geht schlechterdings über den Horizont eines Eingeborenen — die Folgen der Schwäche mag sich demnach jeder selbst ausmalen. Daß die Hereros durch unsere bisherige Politik zu dem Glauben gebracht und dabei erhalten worden sind, sie seien im Grunde die Stärkeren, und unser Verhalten gegen sie nichts als ein Ausfluß der Besorgnis vor dieser ihrer Stärke, das ist ja das eigentliche Grundmotiv zu der ganzen Erhebung gegen die deutsche Herrschaft gewesen. Dieser einen prinzipiellen Ursache gegenüber spielen sowohl das Händlertum als auch die Landverkäufe und der Reservatsplan eine untergeordnete Rolle. Milde jetzt, wo der Krieg da ist, hieße also nur im kleinen den Hauptfehler wiederholen, der im großen das ganze Unheil verschuldet hat.

Grootfontein, den 1. April 1904.

Heute — Gründonnerstag —, während wir beim Mittagessen sitzen, erscheint der Hottentottenpolizist Josaphat und überreicht Volkmann ein großes Kuvert: Ein Bote von Outjo hat es eben gebracht! Der Inhalt beschäftigt uns aufs lebhafteste: enthält er doch in kurzer Skizze den vom Hauptquartier zur Niederwerfung der Hereros gefaßten Plan. Danach ist eine Hauptabteilung unter Oberst Leutwein bei Okahandja formiert und eine Ostabteilung unter Major v. Glasenapp, die anscheinend von Gobabis her operieren soll. Der Feind steht in den Onjatibergen unweit Okahandja; die Abteilung v. Estorff rückt von Westen, vom Etjogebirge her, gleichfalls auf Okahandja zu. Anfang April soll dort angegriffen werden: offenbar in gleichzeitigem,

konzentrischem Zusammenwirken aller drei Abteilungen auf die Stellung der Hereros in den Onjatibergen. Die ist freilich sehr ausgedehnt — wenn die Einkesselung gelingen soll, müßte es besonders glücklich zugehen! Volkmann seinerseits soll den großen Omuramba „sperren". Wie das bei unseren traurigen Pferdeverhältnissen anzufangen ist, wäre allerdings schwer zu beantworten, zumal in dieser Sterbezeit, wo nur die seinerzeit von Stabsarzt Kuhn gegen Sterbe geimpften Gäule zuverlässig sind. 30 bis 40 Rosinanten machen so ziemlich das Aeußerste aus, was an kriegsbrauchbarem Pferdematerial ausrücken kann. Viel mehr als ein Beobachtungsposten — etwa in der Gegend von Coblenz, wo ich mit Heimsoeth damals aus dem großen Omuramba in den von Omambonde einbog — wird aus der gewünschten „Sperre" daher wohl nicht werden können.

Grootfontein, den 3. April 1904.

Ostersonntag! Nach längerem Planen und Erwägen ist nun auf morgen definitiv die Absendung einer Wagenkolonne unter Bedeckung nach Outjo bestimmt worden. Es fehlt an so vielem, namentlich aber ist Hafer so knapp geworden, daß ein Ersatz der Bestände nicht mehr hinausgeschoben werden kann. Volkmann wollte die Wagen eigentlich schon eine Woche früher schicken, aber die Lungenseucheimpfung nötigte uns, abzuwarten, ob sich nicht Krankheitserscheinungen bei einzelnen Tieren, die dann von der Verwendung als Wagengespann ausgeschlossen werden mußten, zeigen würden. Es scheint nun aber, daß in der Tat durch die rasche Impfung der ganze große Rinderbestand auf Grootfontein vor der Seuche bewahrt geblieben ist. Gestern sind die Ochsen, die nach Outjo gehen sollen, ausgesucht worden, und jedes Tier, das irgendeiner Schwellung am Schwanz (der Impfstelle für Lungenseucheschutz) verdächtig erscheinen konnte, ist ausgemerzt, so daß uns menschlicher Voraussicht nach mit den Ochsen unterwegs nichts passieren wird.

Roßarzt Hörauf soll die Kolonne führen: nach Outjo und, wenn dort das Gewünschte nicht zu haben ist, nach Karibib. Der ganze Zug umfaßt sieben Wagen, meine Karre und für alle Fälle noch eine, gleichfalls mit Ochsen bespannte, leichte Pferdekarre. An Bedeckung sind insgesamt 25 Gewehre vorgesehen —

meist Buren und Kriegsfreiwillige, nur einige Truppler, unter ihnen der brave Unteroffizier Weber von Otavi. Solange ich mich auch nach der Befreiung aus der Grootfonteiner Untätigkeit gesehnt habe — jetzt, wo sie nun mit einem Male tatsächlich bevorsteht, wird mir bald wehmütig ums Herz — bald kann ich's überhaupt noch nicht recht glauben!

Heute mittag gab es zum Abschied aus Volkmanns allmählich auch kleiner werdenden Vorräten zwei edle Marken und eine Flasche Sekt!

Otavi, den 6. April 1904.

So liegt nun Grootfontein wirklich hinter mir! Vorgestern nachmittag um vier Uhr verabschiedeten wir beide, Hörauf und ich, uns auf dem großen Hof vor der westlichen Innenschanze von den Zurückbleibenden. Heimsoeth knipste uns noch zu guter Letzt in voller Ausrüstung ab, zu Pferde mit Gewehr und Patronengurt und in kriegsmäßiger Haltung. Dann ging es im Schritt westwärts aus dem Rayon der Befestigungen, in denen ich über zehn Wochen gelebt hatte, hinaus. Am Schulhaus beim Hauptdurchgang durch das Stacheldrahtgitter sahen wir uns noch einmal um und gewahrten die zum Lebewohl winkenden Taschentücher der Damen an der großen Schanze neben dem Proviantschuppen, dann nahm uns der dichte Busch auf. Auf der Fläche vor Abakobib wurde ausgespannt, bis der Mond aufging, und dann gleich weitergetreckt bis hinter Paviansfontein, wo ich am 16. Januar bei meinem letzten Versuch, Grootfontein noch vor Ausbruch des Aufstandes zu verlassen, den alten Dewet getroffen hatte. Heute gegen Mittag sind wir programmäßig hier angekommen und wollen die erste größere Rast bis eine Stunde vor Sonnenuntergang machen. Stations- und Kompagniehaus stehen noch, aber alles verwüstet und geplündert. Merkwürdigerweise sind das Gathmannsche Klavier und ein zierliches Schränkchen mit Weingläsern inmitten der allgemeinen Verwüstung fast unverletzt geblieben. Ein musikalischer Kriegsfreiwilliger versuchte gleich einige flotte Töne auf dem Instrument, als Hörauf, der den Busch um die Station etwas rekognosziert hatte, hereinkam und erzählte, er sei mit der Spitze unserer Patrouille im Busch zwei Hereros begegnet, die auf Anruf zuerst standen, dann aber plötzlich ausreißen wollten.

Drei Schüsse knallten hinterher, und die beiden Kerle lagen im Feuer. Wenn sie entkommen wären, hätten sie natürlich nichts eiligeres zu tun gehabt, als nach Otjenga zu rennen, wo sicher Bewaffnete sind, die uns dann auf dem Weitermarsch nach Otavi einen Hinterhalt gelegt hätten. Die beiden Kundschafter waren nur mit Kirris bewaffnet gewesen. Der eine trug eine Umhängetasche, aus der es entsetzlich hervorstank: Reste eines gekochten Huhnes. „Das wird wohl der letzte Mohikaner von Frau Gathmanns und meinen zurückgelassenen Hühnern gewesen sein", sagte Unteroffizier Weber melancholisch. In dem Augenblick kam ein Reiter und brachte aus dem Gathmannschen Hühnerstall ein offenbar ganz frisch gelegtes Ei! Sollte hier noch einiges Geflügel im Busch umherirren und zum Legen an die gewohnte Stätte kommen?

Ich habe mir etwas die Hererowerft besehen. Dort standen Tische und Stühle, die aus den Häusern der Weißen fortgeschleppt waren. Offenbar haben die Herren Hereros spaßeshalber etwas auf weiße Manier leben wollen. Aus einem großen Geschirrschrank sind alle Wassergläser und Obertassen geraubt, die feinen Weingläser und die Untertassen sind stehengeblieben, damit haben die Schwarzen nichts anzufangen gewußt. Im Vorratsraum des Kompagniegebäudes war alles geplündert und zusammengeschlagen; unberührt standen nur die Schwefelsäureballons und eine Kiste mit einigen Dutzend Fläschchen Worcestersauce. Wir nahmen sie als gute Prise zur Würze unserer gegenwärtigen und aller zukünftigen Reis- und Cornedbeefmahlzeiten mit. Zu Mittag aßen wir draußen auf dem großen Rasenplatz vor dem Kompagniehaus. Alles ist so still und sonnig wie im tiefsten Frieden. Aus dem großen Quellbassin fließt der rasche Bach zu den Gärten hinunter, der abgehauene Feigenbaumast, der als Wegweiserpfahl mitten auf dem Platz steht, hat in dieser Regenzeit noch mehr Zweige getrieben als im vorigen Jahr; die Wegetafel ist heruntergefallen, alle Gebäude stehen äußerlich unversehrt da, aber die Oede und Verlassenheit, die trotz unserer großen Wagenburg und der 150 weidenden Ochsen über dem Platz liegt, ist doch ganz unheimlich. Es ist, als ob man durch ein ausgestorbenes Land zöge.

Outjo, den 11. April 1904.

Gestern nachmittag 5 Uhr eingerückt. Wir sind also sehr schnell gezogen. Am 8. April lagen wir zur Nacht auf der Fläche zwischen Aiams und Naidaus; die Ochsen hatten nach dem Ausspannen zwei Stunden gefressen und waren, sobald es dunkel wurde, mit langgeknüpften Riemen an den Jochen festgemacht worden. Das ist feststehende Regel für alle Kriegsmärsche in unsicheren Gebieten. Ich hatte mit meinem Wagentreiber Petrus die Wachtnummer von 12—1 Uhr nachts und ging gerade am östlichen Ende des aufgefahrenen Wagenparks auf und ab, als plötzlich auf der Seite gegen Outjo ein lautes „Halt" mit Petrus' rauher, heiserer Stimme durch die stockfinstere Nacht schallte. Die beiden Ovambopostboten, die wir vor drei Wochen von Grootfontein nach Karibib geschickt hatten, waren mit einem schweren Sack voll Briefen und Zeitungen auf dem Rückwege und meldeten sich bei unserem Wachtfeuer. Der Sicherheit wegen laufen sie nachts und liegen tagsüber irgendwo im Busch versteckt. Volkmann hatte unserer Patrouille die Erlaubnis gegeben, falls wir den Boten begegnen sollten, den Postsack zu öffnen. Für mich war leider nicht viel dabei; desto mehr für die anderen, und außerdem die Nummern der Südwestafrikanischen Zeitung bis zum 8. März. Als meine Stunde Wacht um war, ging ich zum Briefsack und kam gerade dazu, wie im Schutz eines Wagens zwei kleine Kerzenstümpfe angezündet waren und die Briefschaften verteilt wurden. Alles las eifrig; wer auf etwas Interessantes stieß, teilte es sofort mit. Weil ich keine Briefe hatte, nahm ich die Zeitungen und plötzlich fiel mein Blick auf ein fett gedrucktes Telegramm unserer „Südwestafrikanischen", datiert Kapstadt, den 29. Februar: Japaner haben am 24. teilweise erfolgreich den Eingang zum Hafen von Port Artur blockiert . . . Japanische Flotte bisher überall erfolgreich . . . Also Krieg zwischen Rußland und Japan! Mitten in unseren kleinen Kolonialkrieg hinein fällt diese Nachricht vom Ausbruch des großen Konflikts im fernen Osten, von dem jetzt niemand wissen kann, ob die politischen Wellen, die er aufregt, nicht schließlich um den Erdball auch bis ins Hereroland rollen und unser Südwestafrika mit überspülen werden! Also vor sechs

Wochen hat die japanische Flotte Port Arthur angegriffen. Was mag zwischen damals und heute weiter vor Port Arthur und in der Mandschurei geschehen sein? Wenn ich jetzt in Deutschland wäre, so würde das politische Interesse für den Krieg in Ostasien mich alles andere vergessen lassen — jetzt im südwestafrikanischen Busch klingt diese Katastrophe nur ganz von ferne gedämpften Tones an unser Ohr. Unteroffizier Weber sagte trocken: Nun werden die zu Hause sich ja wohl für die Japaner mehr interessieren als für uns — wir sind ja auch bloß eine deutsche Kolonie!

Am nächsten Vormittag Rast und Abkochen in Naidaus. Auch dort alles verödet. Im Frieden wohnt dort der Buschmannkapitän Aribib. Der hatte einmal, als nominell schon die deutsche Flagge über Südwestafrika wehte, einen Buren gefangen, dem ließ er die Nase durchstechen, zog einen Pflock durch, legte einen Ochsenriemen herum und ritt dann in seiner Werft auf dem Unglücklichen umher. Der Alte lebt noch heute im Lande. Trotz dieser Geschichte, die auf jeden Fall hätte genügen sollen, um Aribib unerbittlich hängen zu lassen, behielt der Kerl nicht nur seine Stellung, sondern wurde auch in die Zahl der regelmäßigen Pensionsempfänger des Deutschen Reichs unter den eingeborenen Kapitänen aufgenommen. Jetzt hat er den Aufstand natürlich gleich mitgemacht und lauert immer unseren Postboten auf, die zwischen Grootfontein und Outjo verkehren.

Wieder habe ich bedauert, daß ich kein Geologe bin. Goab, Nunab, Aiams, die drei Wasser zwischen Otavi und Naidaus, sind geologisch besonders interessant: teils weite Löcher in der Kalksteindecke, die tief in das bunte Sandsteinkonglomerat eindringen, teils von einer merkwürdigen Moormasse erfüllte Becken im Kalkstein selbst. Zwischen Aiams und Outjo viele Stunden lang herrliche Wollschafweide. Natürlich Kompagnieland. In der Tat: überlegter, landeskundiger, sachverständiger hätte man dieses beste Stück vom Norden nicht aus dem Regierungsland zugunsten der Gesellschaft herausschneiden können. Leider! Nun ist es durch die Politik der South West African Company der Besiedelung entzogen, solange es diesen Herren gefällt. Die Gesellschaft hat gewußt, was sie sich damals hier anweisen ließ.

Unsere Kolonialverwaltung leider nicht! Kurz vor Outjo lagerten wir über Mittag an der Wasserstelle Chauchas — einem höchst merkwürdigen Ort. Tiefer Felskessel in Sandstein, die Landschaft hat ein ganz unheimliches zyklopisches Gesicht. Als wir nach Outjo einrückten, wunderten wir uns: der weitläufige Komplex liegt auf dem Grunde einer flachen, rings von Höhen eingefaßten Schüssel, in die man von allen Seiten gedeckt hineinschießen kann. An Krieg haben die Erbauer offenbar nicht mehr gedacht. Hier liegen einige fünfzig Mann Marineinfanterie, die ersten neuen Truppen, die wir zu sehen bekommen. Gut steht es nicht mit ihnen, fast die Hälfte ist malariakrank und im Lazarett. Heute früh ist einer von den armen Leuten gestorben. Hauptmann Kliefoth, der seinen rechten Arm von der Verwundung bei Okanjande her noch nicht brauchen kann, hielt eine warme, schlichte Grabrede. Zwölf Seesoldaten erwiesen dem toten Kameraden die letzte Ehre. Ich war erstaunt, daß Griffe und Salven so unglaublich schlecht klappten, und erfuhr dann, daß ein großer Teil der Leute noch Rekruten vom vorigen Herbst sind. Manche von ihnen sollen noch nie scharf geschossen haben als sie nach Südwestafrika eingeschifft wurden. Da hätte man sie ja ebensogut mit Knüppeln ausrüsten können.

Morgen mittag wird weitergetreckt. Hauptmann Kliefoth geht mit hinunter, er muß nach Deutschland, um seine Wunde zu kurieren. Nach Monaten sehe ich zum ersten Male wieder einen Arzt, Dr. Tiburtius vom Seebataillon. Er geht mit uns nach Karibib.

Omaruru, den 19. April 1904.

Von Outjo am 12. nachmittags mit Fieber, im Ochsenwagen liegend, aufgebrochen, Malaria. Kaum ist der Doktor da, so fehlt einem natürlich gleich etwas. Dann zwei sehr ungemütliche Tage. Nur mühsam dazwischen auf die Vorkiste geklettert, um den fortlaufenden Ueberblick über den Charakter der Landschaft, über ihren wirtschaftlichen Wert, über Weg, Boden, Busch, Gras, Weide usw. nicht zu verlieren. Ging recht notdürftig. Ich habe seit März Chininprophylaxe geübt. Dr. Tiburtius meint, ohne das hätte es mich jetzt wohl schlimmer gepackt. Am 12. abends bei Pallafontein. Ich konnte gerade noch aus dem

Wagen kriechen und mir das leere Farmhaus besehen. Geplündert war nichts, denn hier wohnten Buren, und denen haben die Hereros überhaupt nichts getan. Am nächsten Morgen kamen wir an einer Stelle vorbei, wo allerlei Trümmer etwas abseits vom Wege lagen. Hier war am 24. Januar der Farmer Peter ermordet und seine Wagen ausgeplündert worden. Das Unangenehmste bei dem Malariaanfall war das fortwährende Brechen; man wird ganz schlapp davon. Melancholisch dachte ich daran, wie sich die Freunde in Grootfontein jetzt wohl an den Würsten, Zigarren und Zeitungen delektierten, die ich ihnen von Outjo geschickt habe. Am meisten wohl an den Zeitungen! Bei Pallafontein beginnt der Bezirk Omaruru, Frankes Reich. Franke hat, wie man jetzt erfährt, noch auf dem Rückmarsch bis dicht vor Omaruru nicht glauben wollen, daß der Kapitän Michael von Omaruru auf ihn würde schießen lassen. Erst als die Kugeln der Hereros um ihn pfiffen, mußte er sich davon überzeugen, daß es wirklich auch ihm galt. Am 14. passierten wir den Heliographenberg von Etaneno. Der Unteroffizier schickte die letzten Heliogramme hinunter; nichs Wichtiges, nur wieder einige Vervollständigungen der in Outjo aushängenden Liste der Ermordeten und Gefallenen. Uns Grootfonteinern ist immer noch ganz wirr im Kopf, wenn wir daran denken, daß alle die Leute, die man gekannt hat, die man vor wenigen Monaten noch gesund und frisch in ihrer Arbeit sah, jetzt irgendwo im Busch mit zertrümmertem Schädel als von den Hyänen abgenagte Skelette umherliegen. Am 15. abends treckten wir bei der zweiten Heliographenstation Okowakwatjiwi vorbei. Die Station schickte zwei Heliogrammabschriften hinunter; eine Depesche war vormittags nach Outjo durchgegangen, die andere traf gerade ein, als unsere Kolonne in Sicht kam. Die Nachrichten waren wichtig und ernst; daß sie auch ermutigend waren, konnte man nicht behaupten: schwere Verluste der Ostabteilung bei Okaharui, nicht weit von Ovikokorero am 2. April, und ein erfreulicher, aber offenbar nicht durchschlagender und mit starken Opfern bezahlter Erfolg des Gouverneurs bei Onganjira in den Onjatibergen. Dabei ist auch mein alter Reisegefährte v. Erffa gefallen! ... Hier in Omaruru ist noch ein trauriger Nachtrag

zu jenen beiden Heliogrammen gekommen. Dem Gefecht von Okaharui am 2. April ist bereits am 13. März ein Zusammenstoß zwischen der Kolonne v. Glasenapp und den Tjetjo-Hereros bei Ovikokorero vorangegangen. Gefallen sind von uns 7 Offiziere, 11 Unteroffiziere, 6 Mannschaften, dazu soundsoviel Verwundete. Tot sind Hauptmann v. François, Oberleutnants Eggers und Stempel, Leutnant Thiesmeyer, Dziobek, Bendix, Marinearzt Dr. Velten. Also auch François und Eggers sind nicht mehr, die beiden Ältesten unter unseren „alten" Afrikanern! Mit Referendar v. Erffa, Landmesser Thiesmeyer und Regierungsbaumeister Bendix, die alle als Offiziere eingezogen und gefallen sind, bin ich im August vorigen Jahres von Hamburg abgefahren. Auch Zollamtsassistent Nörr, der als Reserveleutnant bei Okaharui gefallen ist, war mit auf dem Ernst Wörmann. v. Erffa war im Oktober mit uns auf der Farmtour im Windhuker Bezirk, ein feiner und liebenswürdiger Mensch. Er dachte daran, sich im Lande anzukaufen. Thiesmeyer ist als Regierungslandmesser nach Afrika gegangen, um seine alte Mutter zu Hause besser unterstützen zu können — der einzige Sohn! Auch Feldwebel Müller, der beim Entsatz von Omaruru gefallen, und Steinfurth, den die Hereros auf Okatjongeama bei Grootfontein erschlagen haben, waren mit auf dem Ernst. Das sind allein die aus den letzten Gefechten, die man näher gekannt hat, und nun dazu noch die lange Reihe derer, die für uns nur Namen geblieben sind, die aber alle ihre Lieben, ihre Freunde und Verwandten zu Hause hatten!

Omaruru sieht trotz der Belagerung und der harten Kämpfe im Januar und Februar ziemlich unberührt aus. Wir haben hier Hauptmann Hering vom Seebataillon getroffen; er will mit einem Feldgeschütz und 20 Mann, einem Leutnant und einem Arzt nach Outjo, um Fühlung mit Grootfontein zu nehmen. Wir aßen heute alle zusammen in der alten Feste von Omaruru, vor der unsere große von Grootfontein und Outjo mitgebrachte Wagenburg aufgefahren ist. Jeder mußte sich Eßzeug, Trinkbecher usw. mitbringen. Es existierten nur Blechteller und entsprechende Bestecke; unsere Anzüge sahen aus, daß man uns im Grunewald ohne weiteres für Wegelagerer halten würde, alles ist unrasiert, mit Stoppeln oder wilden Kriegsbärten; die Sitz-

gelegenheit ist hier eine zerbrochene Bank, dort ein Faß oder ein wackeliger Feldstuhl. Menü: Hammelfleisch, Makkaroni, Erbswurst, Mixed Pickles, Mosel und Kognak, viel, viel Kognak! Darin scheinen die neuen Ankömmlinge womöglich noch mehr zu leisten als die ältesten Afrikaner. Als Omaruru beim Ausbruch des Aufstandes in Belagerungszustand erklärt wurde, ließ Stabsarzt Kuhn aus den Stores auf dem Platz allen vorhandenen Alkohol nach der alten Station bringen, um ihn für den Fall einer Plünderung den Hereros zu entziehen. Später mußte die alte Station geräumt und die Verteidigung auf die neue Kaserne konzentriert werden. Vor dem Abzug aus der Station ließ Kuhn alle Schnaps-, Kognak- und Weinkisten auf einen Haufen zusammentragen und mit Pulver in die Luft sprengen. Einige Kisten sollen damals durch die Gewalt der Explosion mit teilweise unversehrtem Inhalt aufs Dach der Station geschleudert und dort von den Hereros gefunden worden sein. Der tapfere Stabsarzt ist in Südwest als schroffer Antialkoholiker ein Unikum; es wäre aber gut, sein Beispiel wirkte etwas. Es scheint unglaublich viel Alkohol mit den Verstärkungen mitgekommen zu sein. Die Herren, die von unten kommen, haben die Nachrichten aus dem Osten schon länger hinter sich und reden nur von der Zukunft, was geschehen soll, was sie wollen und nicht wollen; sie kritisieren und diskutieren — ich bin immer noch halb betäubt. Wir sind gestern spät angekommen und wollten ursprünglich heute nachmittag fort, ich bleibe aber doch bis morgen früh, um mit den Ansiedlern ausführlicher zu sprechen. Da alles eingezogen oder kriegsfreiwillig Dienst tut, so gibt es Löhnung und Kost, aber die Stimmung ist sehr verzweifelt. Niemand will recht an die kommende Entschädigung glauben. „Gibt es nichts und es muß wieder von vorn angefangen werden, dann lieber wo anders, nicht mehr hier! Könnte ich nur fort, ich ginge morgen!" Das ist der herrschende Ton hier wie in Outjo und bei dem kleineren ruinierten Teil der Farmer in Grootfontein. Ich kann die Leute verstehen. Sie sind zu schwer hier getroffen, und gerade die fleißigen, strebsamen, die nun endlich nach einer Reihe durchschufteter Jahre das Bild der Zukunft sich lichten sahen. Ihr Viehstand wuchs; die Otavibahn versprach Absatz und Verdienst; die Stagnation war im Begriff

zu schwinden; dazu das wunderbare Regenjahr — und nun ist alles dahin. Ich kann mir aber doch nicht vorstellen, daß die Regierung die koloniale Sparsamkeitsparole auch auf diesen Notstand ausdehnen wird, und vollends der Reichstag — wie könnte der sich dem Eindruck der von hier kommenden Berichte entziehen.

Etiro, den 21. April 1904.

Ein hübscher Fleck Erde, aber auch hier haben Mord und Verwüstung gehaust. Am Rande des breiten sanderfüllten Riviers mit seiner grünen Blumenpracht steht ein sauberes weißes Haus, Brunnen und Tränktrog, dahinter ein großer Garten mit vielen jungen Apfelsinenbäumchen, frisch angelegte Weinlaubgänge und Blumen. Hier wohnte der Kaufmann Joost; er war ein wohlhabender Viehbesitzer und hatte im Hause einen flott gehenden Store mit Ausschank, wo jedermann zwischen Omaruru und Karibib einkehrte. Als der Aufstand ausbrach, war er draußen im Feld; dort ist er erschlagen worden. Niemand weiß wo. Seine Frau schloß sich dem als Patrouille nach Omaruru reitenden Unteroffizier Schneidewind an. Kaum eine Viertelstunde vor der Feste überfielen Michaels Leute den herankommenden Wagen, rissen Schneidewind herunter und ermordeten ihn. Frau Joost taten sie nichts und ließen sie zu Fuß nach Omaruru weitergehen. Im Joostschen Store war ein großes Hutlager. Das haben die Hereros auch geplündert, aber die Krempen waren ihnen zu breit, und Dutzende rundum abgeschnittener Filzstreifen liegen noch umher. Im Hause und draußen liegt zahlloses zerrissenes und beschmutztes Papier, alte Journale, Zeitschriften, Wirtschaftsbücher, Briefe, Kladden und dergleichen. Anderswo haben die Hereros alle Bücher und Schriften, die sie in den Stores fanden, sofort verbrannt, um ihre Schulden, von denen sie wußten, daß sie dort irgendwo aufgeschrieben waren, aus der Welt zu schaffen. Vorhin, während Kliefoths Bursche Mittag kochte, kamen einige Wagen mit einem alten, jetzt als Unteroffizier eingezogenen Farmer vorbei. Der Mann sagte auch wieder, als ich vom Wiederanfangen nach dem Kriege sprach: „Ach, Wiederanfangen! Entschädigung — gibt's ja gar nicht! Und wenn's eine geben soll, dann wissen wir schon, was für eine,

— nein, hierher können jetzt andere kommen! Wenn's mit dem Krieg, der Löhnung und der Kriegsration für uns vorbei ist, dann verkaufe ich das Dutzend Ochsen, das mir noch geblieben ist, und gehe nach Südamerika, da kann einer mit tausend Mark und zwei gesunden Armen noch etwas anfangen." — „Wenn wir nicht entschädigt werden," mischte sich ein anderer ein, „so können wir ja gar nichts tun, als fortgehen. Noch einmal so anfangen, noch einmal jahrelang so leben, wie wir es getan haben, das bringen wir nicht mehr fertig. Lieber in Deutschland wieder Arbeit suchen, aber nur nicht hier, wo wir schon einmal etwas gehabt haben!" Allmählich gelang es mir doch, den Leuten ihren verzweifelten Pessimismus etwas auszureden. Aber was muß alles geschehen, um wirklich die Grundlage für die Neubesiedelung des Landes zu schaffen? Wenn wir nur auf das eine hoffen könnten, daß die Beute an Hererovieh groß genug wird, um die ausgeraubten Ansiedler einigermaßen wieder auszustatten! Franke und Estorff haben bei Omaruru und bei Otjihinamaparero vortrefflich gearbeitet und einige tausend Rinder erbeutet, das gibt schon einen kleinen Stock, aber zu diesen tausenden müssen noch zehntausende kommen. Wenn der Herero seine Rinder verliert, so ist er überhaupt gebrochen; um die Herden zu decken, wagt er alles, wer ihn festhalten, zum Kämpfen zwingen, zu Boden werfen will, muß versuchen, die Herden zu fassen und wegzunehmen. Aber selbst die Entschädigungsfrage ist ja nur eine Vorfrage für die wirkliche Besiedelung. Wir sind nun schon zwanzig Jahre im Lande, und was wissen wir über die wichtigste Frage, die es hier gibt: über Verteilung, Tiefe, Richtung und Menge der unterirdischen Gewässer, die wahrscheinlich viel reicher sind als man denkt? Nichts, so gut wie nichts. Hätte man, sagen wir seit zehn Jahren, die Mittel zu einer methodischen Durchforschung der Kolonie gehabt, mit tüchtigen und bewährten Fachleuten als unentbehrliche wissenschaftliche Grundlage für den Aufbau des Besiedelungswerkes, dann könnte es heute hier schon ganz anders aussehen, und wer weiß, ob wir dann den Aufstand bekommen hätten. Jetzt aber heißt es doppelt: ans Werk! Südwestafrika jetzt noch weiter ohne eine umfassende und systematische, geologische, meteorologische, hydro-

graphische, das ganze Land in sich schließende Durchforschung kolonisieren zu wollen, wäre eine unverantwortliche Torheit.

Karibib, den 22. April 1904.

Gestern nachmittag, 5 Uhr, kam der große Wasserturm bei der Eisenbahn und gleich danach Karibib selbst in Sicht. Ich war mit Distriktschef Kuhn, Dr. Tiburtius, Farmer Bohnstedt von Kaltenhausen (bei Otjimbingue), der auch als Vizewachtmeister eingezogen ist, und einigen Leuten vorausgeritten; die Wagen sollten am späten Abend nachkommen. Als die Sonne eben untergehen wollte, stieg ich beim Hotel Rösemann jenseits der Eisenbahnschienen vom Pferde: die Reise, zu der ich Anfang November vorigen Jahres von Okahandja ausgezogen war, sie war nun wirklich zu Ende; der Anschluß an das militärisch gesicherte Gebiet, an Post, Telegraph, Eisenbahn, an die Verbindung mit der Außenwelt und die vor einem halben Jahre verlassene Menschheit diesseits der großen Kriegs- und Aufstandseinöde war wieder erreicht. Auf der Post lagen Briefe aus der Heimat, Glückwünsche zur Rettung aus der in den ersten Aufstandstagen überstandenen Gefahr; ja selbst die Weihnachtskiste, die ich von den Hereros mit den Lombardschen Frachten bei Omurassa genommen glaubte, stand friedlich hier in Karibib im Zollschuppen. Ihr Inhalt wurde sofort mit Andacht in Konsum genommen. Wie Schokolade schmeckt, hatte ich schon ganz vergessen. Ich knabberte Pfefferkuchen und genoß dazu das Vergnügen, in ein paar Zeitungen vom Januar Worte des Nachrufs auf mich als den vermeintlich von den Hereros Ermordeten zu lesen. Es ist doch nett, wenn man so bei lebendigem Leibe bescheinigt bekommt, was die Leute über den Totgeglaubten sagen. Eine Notiz hat mir besonderes Vergnügen gemacht. Da heißt es ungefähr: „wir haben zwar davor gewarnt, diesen Querkopf, der sogar einmal Theologie studiert hat, nach Afrika zu schicken, aber wir müssen bekennen, daß er persönlich doch ein anständiger Kerl gewesen ist.“ In einem anderen Zeitungsausschnitte steht eine große Mordsgeschichte von einem Sektgelage, das mir zu Ehren auf Farm Hoffnung gegeben worden sei. Daran knüpfen sich dann einige freundliche Bemerkungen über eine gewisse Art

von Kolonisation usw. So wird einem also noch in jener Welt die halbe Kiste Bier nachgerechnet, die wir damals zu Fünfen auf eine Reise von einer Woche mitnahmen — oder sollten die drei Flaschen Henkell Trocken für die drei Geburtstage auf Klarathal gemeint gewesen sein?

Abends konnte ich Stabsarzt Kuhn, dem Verteidiger von Omaruru, und seiner jungen Gattin die Hand drücken. Die tapfere kleine Frau hat sich in Omaruru prächtig gehalten. Am 1. Dezember hatte ich mich damals auf Farm Neitsas hoch oben im grünen frühlingsprangenden Norden von den beiden verabschiedet und halb und halb abgemacht, daß wir uns in einem Vierteljahr im Namaland in Gibeon wiedersehen wollten. Wie anders ist das nun alles gekommen. Kuhn ist jetzt Leiter des Lazaretts in Karibib. Von ihm höre ich bestätigt, wie furchtbar im Osten der Typhus beim Marineexpeditionskorps wütet. Es ist so schlimm, daß die Abteilung direkt aktionsunfähig ist. Major v. Glasenapp hat fast die ganze Zeit zwischen den Gefechten von Owikokorero und Okaharui an der Wasserstelle Onjatu gestanden. Dort ist der Typhus ausgebrochen. Fühlung soll während der ganzen Zeit weder mit dem Feinde noch mit der Hauptabteilung bestanden haben. Major v. Estorff hat auf dem Marsch von Otjihinamaparero nach Okahandja zwei Gefechte nahe beim Omatakoberg gehabt und wiederum eine Menge Vieh erbeutet. Das ist ja vortrefflich, ausgezeichnet! Die Erbeutung oder Nichterbeutung von Vieh ist der sicherste Maßstab dafür, ob ein Gefecht mit Eingeborenen einen wirklichen Erfolg im afrikanischen Sinne bedeutet. *Hoffentlich, hoffentlich begreifen auch die neuen Truppen und Offiziere gleich unseren alten Afrikanern, daß es in diesem Krieg auf das Vieh fast noch mehr ankommt als auf die Menschen!* Wenn wir die Hereros niederwerfen, es geht aber dabei das Vieh verloren, so werden wir den Sieg haben, aber dazu nur ein wüstes Land statt der endlich aufblühenden Kolonie, die Südwestafrika vor dem Aufstande darstellte. Nur noch einige wenige Friedensjahre, dann hätte man auch zu Hause gemerkt, wie es mit uns vorwärts ging. Die Viehzucht ist hier das absolute Fundament des Ganzen — ohne Vieh ist die Kolonie nichts als eine teuere Dekoration

für das Reich. Jede Kuh, jede Färse der Hereros, die wir nicht bekommen, ist ein Verlust am Lebensmark des Landes — und das um so mehr, als die Hereros ja bei weitem den größten Teil alles Farmerviehs geraubt haben.

Das Land um Karibib erkenne ich gar nicht wieder. Im vorigen Jahre, als ich gegen Ende September mit der Bahn zum erstenmal heraufkam, war hier eine beinahe graslose, mit spärlichen Büschen überstreute Wüstensteppe, und heute dehnt sich ein reiches, unendliches Weidefeld. Hier steht jetzt Gras auf zwei Jahre. Heute früh, als ich in einem guten Bett im sauberen Hotelzimmer aufwachte, mußte ich mich lange darauf besinnen, wo ich eigentlich war, und daß das Feld- und Kriegsleben nun wirklich zu Ende ist. Gestern noch gestiefelt und gespornt, mit verschlissenem Truppenhut, Patronengurt, Gewehr am Sattel, schmutzig und zerfetzt in Karibib eingeritten — und heute geht man wieder als friedlicher Zivilist im grauen Reiseanzug mit geputzten Stiefeln über die Straße, speist am Wirtshaustische, bestellt sich Kaffee und Bier und bezahlt seine Mahlzeit. An diesen Griff nach dem Portemonnaie, wenn man gegessen hat, werde ich mich wohl langsam erst wieder gewöhnen . . . Gestern abend kam mit dem Zug von oben der Rechtsanwalt und Farmer Erdmann von Haris bei Windhuk durch. Er reist als Führer einer Abordnung der hiesigen Farmer nach Deutschland, um die Interessen der Geschädigten vor der Regierung, dem Reichstage und der öffentlichen Meinung zu Hause zu vertreten.

Swakopmund, den 29. April 1904.

Was wird aus diesem Lande werden! Gestern sind die Herren von der Ansiedlerdeputation mit dem Wörmanndampfer nach Deutschland abgefahren, aber die Nachrichten, die unmittelbar vorher von Hause kamen, haben niederschmetternd gewirkt. Als ich hierher kam, fand ich im „Fürsten Bismarck“ eine große, lebhaft debattierende Versammlung vor. Unsere Südwestafrikanische Zeitung hat ein Telegramm von ihrem Berliner Vertreter bekommen: „Reichstag bewilligte zu Darlehen an Geschädigte sowie zu Hilfeleistungen an Bedürftige aus Anlaß der Verluste infolge Aufstandes zwei Millionen Mark. Weitergehende An-

träge durch Widerstand Zentrums, Freisinns, Sozialisten abgelehnt.“ Daran, daß die Volksvertretungen nein sagen oder Einschränkungen der Regierungsvorschläge vornehmen konnten, hat hier allerdings kaum jemand gedacht. Was die Leute fürchteten, war immer nur, daß die Regierung zu Hause sich ihrer nicht recht annehmen würde. Wenn es wirklich bei diesem Beschluß des Reichstags sein Bewenden hat, dann müssen wir alle Hoffnung auf die Wiederaufrichtung der Kolonie mit dem jetzt im Lande vorhandenen Ansiedlermaterial fahren lassen. Die Leute haben alle miteinander Verpflichtungen, Schulden, die auf ihren Farmen ruhen. In Friedenszeiten war, da die wirtschaftlichen Verhältnisse im übrigen solide waren, nichts Bedenkliches dabei — jetzt aber den Betrieb wieder aufnehmen, mit einer Unterstützung, auf der die Rückzahlungsverpflichtung lastet, die dazu nur den dritten oder vierten Teil des Schadens deckt, und überdies noch mit der übrig bleibenden Last aller alten Schulden — das ist in der Tat nicht möglich. Das heißt, eine Hoffnung bleibt auch noch für den schlimmsten Fall: das Vieh, das von den Hereros erbeutet wird. Aber schon melden sich auch hier die Pessimisten und sagen: Wer weiß, ob wir auch nur das wieder bekommen, was die Hereros uns genommen haben, und dann wird es nicht mehr unser schönes Zuchtvieh sein, sondern die kleinen, durch den Krieg „vermorschten“ Hererokühe.

Okahandja, den 3. Mai 1904.

Vorgestern von Swakopmund hoch auf einem offenen, mit Soldatenkoffern bepackten Güterwagen abgefahren. Im übrigen bestand der Zug nur aus Pferde- und Heuwaggons. Auf dem Kofferwagen saßen noch einige zwanzig Mann frisch aus Deutschland gekommen. Sie schienen alle die merkwürdigsten Ideen von dem Kriege zu haben und spähten rechts und links von der Bahn, ob nicht Hereros im Busch zu sehen seien. Von Station Kubas fuhr ein Rittmeister Graf Brockdorff mit. Auf unserem Wagen war keine Handbreit Platz mehr, und so mußte er sich auf den Bremssitz des Wassertenders gleich hinter der Lokomotive setzen, wo man in fünf Minuten fettig schwarz wird wie ein Heizer. Um 5 Uhr früh waren wir in Karibib. Das Bedürfnis, sich zu waschen, war groß, wir suchten umher, fanden

aber keine Möglichkeit. Da ging ich mit dem Grafen in den Hof vom Hotel Rösemann, klinkte ein beliebiges Fremdenzimmer auf, wo zum Glück niemand schlief; Waschwasser und Handtücher waren da, wir säuberten uns und gingen wieder zurück zum Bahnhofe, wie wir gekommen waren, ohne eine weiße, schwarze oder gelbe Seele zu sehen. Zu unserer Freude konnte von Karibib ab ein leerer Güterwagen, mit Segeltuchplan darüber, gestellt werden. Darin fuhren wir bequem untergebracht wie die Götter hierher. Zum Kaffeekochen hielt der Zug irgendwo. Im Felde neben dem Gleis wurden die Feldkessel aufgestellt und Feuer gemacht. Ganz Okahandja ist ein Feldlager. Die Hauptabteilung steht drei Stunden ostwärts bei Otjisasu. Sie ist dorthin zurückgegangen, nachdem sie in der Nacht vom 13. auf den 14. April etwas weiter nördlich bei Oviumbo ein schweres Gefecht gehabt hat. In den Operationen ist ein Stillstand eingetreten, der noch mehrere Wochen dauern soll. In Okahandja ist eine ganz neue Zelt- und Barackenstadt entstanden; von den Häusern, die vor dem Kriege da waren, sind verschiedene ausgebrannt. Der Store von Wecke & Voigts, wo ich in den ersten Novembertagen vor Antritt der Reise nach Grootfontein gewohnt hatte, ist zur Hälfte eine rauchgeschwärzte, eben im Wiederaufbau begriffene Ruine; die Mauern der Häuser und der Feste sind besät mit Kugelspuren. Im Store wird schon wieder der Ausschank betrieben. Ich traf einen Farmer darin, den ich schon vor dem Kriege gekannt hatte, und der jetzt als Soldat eingezogen war. Wir begrüßten uns, und er erzählte mir, Leutnant v. Rosenberg, der am 9. April bei Onganjira verwundet worden war, sei im Lazarett gestorben. Die Tränen standen dem Mann in den Augen, als er erzählte, wie wunderbar es dieser prächtige Offizier verstanden habe, als junger und neuer Vorgesetzter das Verhältnis zu den altgedienten afrikanischen Reservisten und Landwehrleuten zu gestalten. Nach dem, was ich sonst von vielen Seiten höre, soll eine solche rasche innere Fühlungnahme zwischen den neuen Offizieren und unseren alten als Soldaten eingezogenen Ansiedlern, worauf für den praktischen Erfolg unter unseren Verhältnissen doch so viel ankommt, leider nicht die Regel sein. Tag und Nacht wird über die Kriegslage geredet. Zwei Meinungen stehen sich

regelmäßig in der Debatte gegenüber. Die einen beklagen und tadeln den Rückzug in der Nacht nach dem Gefecht von Oviumbo, die anderen stellen ihn als militärische Notwendigkeit dar. Als mit der Dunkelheit das Gefecht zu Ende ging, soll es mit unserer Munitionsversorgung schwach gestanden haben, und man fürchtete, am nächsten Morgen von den Hereros umfassend angegriffen zu werden. Dem wird entgegengehalten, daß die zweite Staffel mit dem Munitionsersatz in nächster Nähe der fechtenden Abteilung gestanden habe, daß verschiedene von den Alten bereit gewesen seien, zurückzureiten und sie während der Nacht heranzuholen. Als dann der Rückzug doch angetreten wurde, soll man schon nach wenigen tausend Metern auf die Munitionswagen (?) gestoßen, aber trotzdem weiter nach Otjisasu zurückgegangen sein. Nach dem Gefecht fanden sich Klippkaffern, die von den Hereros festgehalten worden waren, bei uns ein und sagten aus, die Verluste der Hereros seien nicht unbedeutend gewesen, und wenn wir am nächsten Morgen nachgedrückt hätten, so wären viele bereit gewesen, sich zu ergeben. So haben also, wie es scheint, beide Teile in der Nacht nach dem Gefecht aus Besorgnis, vom Gegner am nächsten Morgen erneut angegriffen zu werden, den Rückzug nach verschiedenen Richtungen angetreten! Die militärischen Fragen kann unsereiner schwer beurteilen, aber ich fürchte, diejenigen werden recht haben, die da sagen, mit jeder Verlängerung des Krieges und mit jedem Verlorengehen der Fühlung mit den tiefer ins Innere zurückweichenden Hereros verringere sich auch die Wahrscheinlichkeit, daß wir nachher aus dem Beutevieh die zerstörten Grundlagen unserer Farmwirtschaft wieder aufzubauen imstande sein werden.

Windhuk, den 4. Mai 1904.

Am 2. November vorigen Jahres verließ ich Windhuk in der Idee, zu Neujahr zurück zu sein und gleich danach die Erkundung der Besiedelungsverhältnisse nach Osten fortsetzen zu können. Statt dessen bin ich heute erst, nach einem halben Jahre, wiedergekommen, und für dies Jahr scheint nicht viel Aussicht zu sein, daß die Ansiedelungskommission noch ihre praktische Tätigkeit beginnt. Dafür wird die Arbeit der Schadensfeststellung wohl an die Stelle treten. Von Berlin sind noch keine Weisungen da,

wie es in dieser Sache gehalten werden soll, aber da ich als Ansiedelungskommissar jetzt doch nichts zu tun habe, so will ich beim Gouverneur beantragen, daß ich mich sofort an die vorläufige Sammlung und Sichtung des erreichbaren Materials für den ersten Ueberblick über den Umfang des Schadens heranmache. Als erstes habe ich die Arbeit übernommen, eine Liste aller im Aufstande bisher Umgekommenen, ausschließlich der vor dem Feinde gefallenen Militärpersonen, aufzustellen. Es werden an 150 von den Hereros Ermordete sein.

Windhuk, den 7. Mai 1904.

Ich habe eine neue Wohnung; es ist die, die vor dem Kriege dem armen, von den Hereros ermordeten Watermeyer gehört hat. Als Erbstück von ihm ist noch ein großer Klappstuhl vorhanden. In der Kammer für die Reitausrüstung haust mein Bambuse. Pensmann und ich haben uns sehr aneinander gewöhnt. Ich fragte ihn neulich, ob er auch bei mir bleiben wolle, wenn „Missi" mit den Kindern käme. „Wann das sein würde?" „In vier, fünf Monaten." Er lachte etwas verlegen. Natürlich haben es die Bambusen besser beim Junggesellen, als in einem Familienhaushalt, wo es sehr viel mehr „Werk" gibt, namentlich Werk von der Art, die den Hottentotten besonders unangenehm ist, sogenannte häusliche Präzisionsarbeit. Es gehört immer für eine Hausfrau ein besonderes Talent dazu, mit den Eingeborenen fertig zu werden. Die es überhaupt können, haben an ihnen, mag es sich um Hottentotten, Hereros, Kaffern oder sonst was handeln, meist so gute Dienstboten, daß sie sich nie wieder im Leben andere und bessere wünschen. Auch unsere Frauen müssen eine Afrika etwas wahlverwandte Ader in sich haben, wenn sie hier leben wollen. Dann geht es ihnen aber auch ebenso wie uns Männern (mit Ausnahme einiger weniger Exemplare, die dann in der Regel auch unter Ausstoßung von Verwünschungen gegen dieses Affenland wieder verschwinden), d. h. sie sind nirgends auf der Welt so gern wie hier. Ich traf in Okahandja einen von unseren alten Schutztruppenoffizieren, der mir erzählte, wie er und seine Gattin bei ihrem ersten Urlaub in Deutschland — man bekommt je einen Monat für Hin- und Rückreise und vier Monate zum Aufenthalt bewilligt — schon nach zwei Monaten Europa so

langweilig und den Gedanken an Afrika so schön fanden, daß sie sich kurzweg zur Rückkehr vor der Zeit entschlossen.

Ich habe mit einigen Schwierigkeiten durchgesetzt, daß ich von der nächsten Woche ab zu vorläufigen Ermittelungen über die Schadenshöhe nach Okahandja, Karibib, Swakopmund, womöglich auch nach Omaruru gehen darf. Ich werde also wieder einige Wochen abwesend sein. Der Gouverneur ist in Windhuk, nachdem die Gefechte im vorigen Monat in den Onjatibergen, wie jetzt allmählich klar wird, den Ausgang gehabt haben, daß in der entscheidenden Nacht nach Oviumbo die Deutschen und die Hereros tatsächlich jede Partei vor der anderen den Rückzug angetreten hat aus Besorgnis, der Gegner würde in der Nacht oder am nächsten Morgen früh von neuem angreifen. Die Namen der Offiziere, die im Kriegsrat für Rückzug oder für Ausharren gestimmt haben, werden eifrig kolportiert und kritisiert. Unter den alten Afrikanern, heißt es, sind die Stimmen geteilt gewesen; die neuen Generalstabsoffiziere aus Deutschland haben für den Rückzug gestimmt, und Oberst Leutwein ist dieser Seite beigetreten. Es ist leicht, hinterher zu kritisieren, und schließlich hat der die Verantwortung, der den Befehl führt. Aber es faßt einen doch traurig an, wenn man sich die Möglichkeit vergegenwärtigt, daß der Krieg jetzt vielleicht zu Ende wäre, wenn einer von unseren tapferen afrikanischen Reserveoffizieren damals die Erlaubnis erhalten hätte, auf seine Gefahr hin zurückzureiten und die zweite Staffel mit dem Munitionsersatz heranzuholen. Er hätte nicht weit zu reiten gebraucht, denn die Wagen, die man irgendwo im Ungewissen wähnte, sollen bald jenseit des Swakop gestanden haben.

Windhuk, den 17. Juni 1904.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist so weit wie möglich gelöst. Ich habe jetzt einen ungefähren Ueberblick, wie groß die Verluste in den einzelnen Bezirken sind. Die vorläufigen Anmeldungen auf Distrikts- und Bezirksämtern im Verein mit so viel Einzelvernehmungen wie möglich, teils von Geschädigten selbst, teils von allgemein sachverständigen Leuten, haben mich in einem Monat landauf, landab so weit kommen lassen, daß man jetzt mit der Schätzung des Schadens für die

neuen Verhandlungen im Reichstag nicht mehr völlig im Dunkeln tappt. Auch eine kleine oder vielmehr große Privatfreude habe ich unterwegs gehabt: vor acht Tagen bekam ich in Karibib die eben von Omaruru heruntergekommene Hauptmasse meiner Korrespondenz aus Deutschland aus den Monaten Dezember bis Februar. Sie war nach Outjo gegangen und hatte bis jetzt dort gelegen. Die Briefe, die ich im April in Karibib fand, waren also nur ein Vorgeschmack zu dem mächtigen Paket gewesen, das ich diesmal erhielt. Fast einen ganzen Tag hatte ich zu tun, um alles zu genießen. Jetzt erst habe ich erfahren, daß mein Grootfonteiner Telegramm von Mitte Januar, daß ich gesund und in Sicherheit sei, nicht Anfang Februar, sondern erst Mitte Februar nach Karibib und erst am 17. Februar in Berlin angelangt ist. Die Jungen, die wir damals mit unseren Depeschen und Briefen von Grootfontein wegschickten, haben also, scheint es, gelogen, als sie uns erzählten, sie seien mit unserer Post bis Karibib gelaufen. Sie sind nur bis Omaruru gegangen und von dort ist dann erst acht bis zehn Tage später Beförderungsgelegenheit an den Telegraphen nach Karibib gewesen. Um diese zehn Tage früher wären die Unsrigen aus ihrer Sorge gerissen worden, wenn die Boten nicht zu faul gewesen wären, die 70 km weiter zu laufen. Schließlich müssen wir den Jungen aber doch noch dankbar sein, daß sie sich überhaupt durch das Hereroland bis zur Truppe durchgeschlichen haben. Ich kann mir denken, was für Gefühle die Meinigen bewegten, als im Januar aus Windhuk auf die telegraphische Anfrage nach meinem Schicksal nach langem Warten — weil der Telegraph nicht funktionierte, schließlich die lakonische Antwort kam: Aufenthalt unbekannt, Schicksal ungewiß! Manches Blatt war unter den Glückwünschen zur Rettung, die Ende Februar durch die Zeitungen bekannt wurde, dessen Absender schreibt, wir seien uns zwar persönlich nicht bekannt, aber er freue sich doch, daß ich den Hereros nicht in die Hände gefallen sei und daß noch etwas von mir erwartet werden könne.

Ich habe jetzt einen großen Bericht an die Kolonialabteilung über die gegenwärtige Lage und die Zukunft Südwestafrikas unter der Feder. In Berlin denkt man trotz aller augenblicklichen Zer-

störung offenbar energisch an die Zukunft des Landes. Es sind zwei neue, sehr tüchtige Kräfte gewonnen und bereits herausgeschickt: der Berginspektor Semper und der Geologe Dr. Lotz. Im November soll auch Alexander Kuhn kommen, der hier zum Unterschied vom Stabsarzt Kuhn und dem Distriktschef in Karibib der „Wasserkuhn“ genannt wird. Er hat neulich die Fischflußexpedition des Kolonialwirtschaftlichen Komitees im Süden geleitet und gilt als tüchtiger Wasserbauingenieur, im Lande und in seinem Fach erfahren, kein Dilettant, wie wir leider so manche hier gehabt haben.

Heute ist hier ein Telegramm eingegangen, daß der Reichskanzler unsere Ansiedlerdeputation empfangen, und daß sogar eine Audienz beim Kaiser in Aussicht steht. Auch ein Zeichen, das zum Weiterarbeiten ermutigt.

Windhuk, den 19. Juni 1904.

Ich wohne schon wieder in einer neuen Behausung. Während der vier Wochen, die ich fort war, ist der neue Bezirksamtmann von Windhuk, Oberförster von Eschstruth, in meine bisherige Bude einquartiert worden. Es herrscht eben solch eine Wohnungsnot, daß ein Beamter, der für mehr als 14 Tage auf Dienstreise geht, von vornherein die Schlüssel zu seinem Quartier abgeben muß, für den Fall, daß während seiner Abwesenheit notwendig ein anderer untergebracht werden muß. Diese Wohnungsnot für die Beamten in Windhuk ist übrigens nicht erst Kriegsprodukt, sondern sie soll von jeher existiert haben, weil gespart werden sollte. Verheiratete höhere Beamte haben ein Jahr nach ihrer Ankunft und länger in ein paar kleinen Zimmern wohnen müssen, bis eine angemessene Dienstwohnung fertiggestellt war. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, wird scherzhaft der „Wolkenkratzer“ genannt, weil es das einzige zweistöckige in Windhuk ist, übrigens von sehr bescheidener Größe, oben und unten je zwei kleine Zimmer und Küche. Pensmann, der übrigens wie alle Bambusen auf seiner Werft schläft, ist für den Tag aus der Watermeyerschen Sattelkammer in die Küche gezogen. Er hat sich jetzt einen kleinen Neffen oder Vetter als „Unterbambusen“ mitgebracht. Wahrscheinlich wird dieser nächstens auch mit einem sog. „Unterbambusenaspiranten“ auftauchen — zur Unterstützung

bei seinen schweren Dienstpflichten! Die Folge ist, daß Pensmann Vorschuß haben will. „Wozu?“ „Muß Reis kaufen!“ — Dann geht das Gekoche in der Küche an. Neulich aßen die beiden Hottentotten außer dem Reis auch noch Sardinen, hoffentlich rechtlich erworbene! Fischkonserven mögen sie überhaupt sehr, aber den Rest in einer Hummerdose zu vertilgen, weist Pensmann merkwürdigerweise zurück.

Seit acht Tagen ist der neue Herr, General v. Trotha, im Lande. Ich habe ihn nicht gesehen, da ich, um dem Ankunftsgetöse aus dem Wege zu gehen, von Karibib und Okahandja vorher weggefahren bin. Was nun geschehen soll, weiß noch niemand. Ich saß dieser Tage mit einigen von unseren alten Leuten über der Schadensberechnung für den Windhuker Bezirk, und wir stellen traurig fest, wie wenig Vieh übrig geblieben ist. Die Klippkaffern, die nach dem Gefecht von Oviumbo von den Hereros entflohen waren und erzählten, daß gerade nach diesen beiden Gefechten von Onganjira und Oviumbo die Furcht vor den Deutschen sehr gewachsen war und manche nicht mehr kämpfen wollten, haben auch berichtet, daß die Hereros das Vieh, das sie den Farmern geraubt hatten, wegschlachteten und viel Fleisch äßen, ihr eigenes Vieh aber schonten. Es ist also immer noch Hoffnung, wenn gehörig Beutevieh gemacht wird, den Schaden unserer Ansiedler wieder einzuholen. Als wir in Grootfontein nach dem Ausbruch des Aufstandes zusammensaßen, hieß es manchmal: Wenn wir die Hereros erst klein haben, wird Vieh im Lande billig sein. Die Hereros haben ja freilich lange nicht mehr so viel Vieh wie 1896, während des ersten Krieges mit ihnen, vor der großen Rinderpest, aber der Bestand bei ihnen ist im ganzen schon wieder recht stattlich. Man hat im vorigen Jahr zum erstenmal eine Zählung versucht, die 50—60000 Stück ergeben hat. Das ist wahrscheinlich viel zu wenig. Erstens ist es ganz unmöglich, von den Hereros zu erfahren, wieviel Vieh jeder hat. Die reichen Leute haben ihre Viehposten bis weit ins Sandfeld hinein, wo Weiße so gut wie nie hinkommen, und ein Herero wird in diesem Punkte auf Befragen die Wahrheit noch viel weniger sagen als sonst. Zweitens lebt die Masse des Volkes in der Hauptsache von Milch. 1897—1898, als wirklich

das meiste Vieh von der Rinderpest weggestorben war, hat der Hungertyphus das Volk schwer heimgesucht. Die mancherlei Feldkost ist Zubuße zur Milchnahrung, aber der Herero kann nicht auf die Dauer allein oder überwiegend von Feldkost leben. Wenn das Volk nach der niedrigsten Schätzung auch nur um 40000 Köpfe stark ist, so muß es mehr Rinder haben, als 50- oder 60000, denn von dem Großvieh sind doch nur ein Viertel, allerhöchstens ein Drittel Kühe, und eine Hererokuh gibt nur einen geringen Bruchteil der Milch, die eine europäische gibt. Wir alle haben nur die Furcht, daß der Uebergang des Oberbefehls an einen General, der nie in Südwestafrika gewesen ist, zusammen mit der fortdauernden notwendigen Vermehrung der neuen Truppen und Offiziere eine Art der Kriegführung bedingen wird, die unseren Bedürfnissen wenig entspricht. Was von den Reden bei der Aussendung der neuen Truppenverstärkungen aus Deutschland verlautet, und was hier über Aeußerungen Trothas gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Lande kolportiert wird, gibt, fürchte ich, nur Grund zur Sorge. Es ist viel zu viel von der „Vernichtung" der Hereros die Rede. Das hieße auf das Uebel des Aufstandes ein zweites setzen, das schlimmer ist; denn was sollen wir Weißen denn in einem Lande, das zu seiner wirtschaftlichen Ausnutzung der eingeborenen Hilfskräfte so sehr bedarf wie Südwestafrika, ohne Eingeborene anfangen, wenn diese „vernichtet" oder schwerer dezimiert werden, als zu ihrer energischen Bestrafung notwendig ist? Mit den Klippkaffern allein können wir nicht wirtschaften. Irgendwo soll das Wort gefallen sein, die Hereros müßten vom Erdboden vertilgt werden, weil sie sich an der Majestät des deutschen Namens vergriffen hätten! Ich weiß nicht, wer das gesagt hat, und wie der Satz genau gelautet hat; aber mit einer so unglaublichen Phraseologie könnte man allerdings auf Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft lieber gleich verzichten. Die Hereros führen einen Freiheitskrieg gegen uns, und sie führen ihn in der Art afrikanischer Barbaren. Auch die Cherusker sollen den römischen Sachwaltern nach der Varusschlacht die Zunge ausgeschnitten und den Mund zugenäht haben — und das waren doch unsere Vorfahren. Die Matabeles haben bei ihrem Aufstande in Rhodesia, der ganz ähnlich ausbrach wie

der Hereroaufstand, auch 300 weiße Ansiedler plötzlich überfallen und totgeschlagen, dazu noch mit Frauen und Kindern, die von den Hereros doch überwiegend geschont worden sind. Die Engländer haben die Matabeles dann bekriegt, besiegt und nach dem Siege einen regelrechten Frieden mit ihnen geschlossen; dabei ist weder von der Majestät des britischen Namens noch von der Vertilgung der Matabeles vom Erdboden die Rede gewesen, weil beides in diesem Zusammenhang Phrasen sind und die Engländer praktische Politik zu machen gewohnt sind. Zur praktischen Politik gehört aber, daß man in einem Lande, das man besitzt oder besitzen will, die vorhandenen Werte nicht zerstört, sondern erhält, soweit es irgend möglich ist. Darum ist es auch ganz deplaciert, wenn unter den neuen Offizieren und, wie erzählt wird, sogar im Hauptquartier solche Ausdrücke im Schwange gehen, wie: man wäre nicht hier, um wegen Ochsen und Kühen Krieg zu führen u. dgl. Man ist hier, um wegen eines Landes Krieg zu führen, das deutscher Besitz geworden ist; aber wenn dieser Besitz nicht bloß aus totem Sand, Klippen und Dornbusch bestehen, sondern einen lebendigen nationalen Wert darstellen soll, so gehören eben die Ochsen und Kühe wie die Hereros, die sie für uns züchten sollen, zu ihm, und wenn dies lebendige Inventar an Mensch und Vieh einmal vernichtet ist, so nützt alle zivile und militärische Befehlsgewalt nichts mehr dazu, um es wieder ins Dasein rufen.

Windhuk, den 23. Juni 1904.

Zum 1. Oktober, habe ich dem Gouvernement mitgeteilt, müßte ich eine „verheiratete Dienstwohnung“ haben, und es ist auch schon ein Haus in Aussicht genommen, ganz am Ende von Windhuk, wo die Straße nach dem Süden hinausgeht, auf einer flachen, kahlen, staubigen Kalksteinklippe. Es ist aber das einzige, das jetzt gemietet werden kann, und da an Bauen bei diesen Kriegsläuften doch noch nicht zu denken ist, so muß man froh sein, wenn man überhaupt etwas bekommt. Zu meiner Arbeit der vorläufigen Schadensermittelung habe ich jetzt noch die Redigierung des Jahresberichts über die „Entwickelung“ Südwestafrikas vom 1. April 1903 bis zum 31. März 1904 zu machen bekommen. Keine schöne Arbeit! Immer muß man dasselbe schreiben, das

und das hätte gut angefangen und wäre schön im Zuge gewesen ... dann kam die Verwüstung. Morgen mittag soll der Gouverneur von Okahandja hierher zurückkommen. Er hat die Hereros, die sich am Waterberg gesetzt haben, noch einmal mit den jetzt vorhandenen Kräften anpacken wollen, aber Trotha hat entschieden, wegen der noch erwarteten Verstärkungen den Angriff bis zum August aufzuschieben; alle alten Leute sind wütend, namentlich auch die Ansiedler, die als frühere Schutztruppler Leutwein als afrikanischen Befehlshaber kennen. Es wird nicht angenommen, daß Leutwein an der Kriegführung weiter teilnimmt. An den maßgebenden Stellen, folgert man, werden also lauter neue Leute stehen. Unter denen soll zum Teil schon Animosität gegen unsere alten Afrikaner herrschen. Von verschiedenen Stellen werden in dieser Beziehung Aussprüche und Ausdrücke erzählt, die wohl besser nicht schwarz auf weiß kommen. General v. Trotha hat übrigens auch in Sachen der Zivilverwaltung für den Fall, daß ihm ein Eingreifen durchaus nötig erscheint, höhere Vollmacht. Also wird der alte Gouverneur wohl nicht lange mehr hier bleiben.

Windhuk, den 3. Juli 1904.

Gestern habe ich in der Abteilung Windhuk der Deutschen Kolonialgesellschaft vor einer großen Versammlung von Farmern, Kaufleuten und sonstigen Ansiedlern, Beamten und Militärs einen Vortrag über den Aufstandsschaden und den bisherigen Stand der Entschädigungsfrage gehalten. Der Gouverneur und der Generalstabschef, Oberstleutnant v. Beaulieu, waren auch zugegen. Die Durcharbeit der gewaltigen Aktenmasse war doch sehr mühsam und langwierig, und wenn mich nicht Farmer Erich Rust von Ondekaremba (ist als Vizewachtmeister eingezogen, Schwager des hiesigen Pastors, jetzt natürlich mit der Familie in Windhuk), ein Mann, den ich täglich höher schätzen lerne, und dessen Mitarbeit für die Ansiedelungskommission unschätzbar sein wird, eine Woche lang unterstützt hätte, wäre es überhaupt nicht gegangen. Dazu lag ich mit Zahnweh und heißen Breiumschlägen zu Bett, die Papiere ringsum aufgestapelt, während Rust daneben am Tisch saß und die Zahlen, die ich ihm aus dem Aktenmaterial heraus diktierte, sichtete und summierte. Im letzten Augenblick

war die Zahnsache dann glücklich reif zum Schneiden, so daß ich heute reden konnte.

Ich müßte jetzt sehr zufrieden mit meiner Arbeit und meiner persönlichen Stellung sein, wenn nur die Herkunft und der Grund der Arbeit nicht so traurig wären. Wie schön könnte es sein, wenn jetzt statt der Schadensstatistik die Ansiedelungskommission am Werk wäre. Vor allen Dingen scheint mir, daß ich es erreicht habe, mit der Bevölkerung in ein nahes Verhältnis zu kommen. Ich sehe täglich, daß die Farmer und Ansiedler es anfangen natürlich zu finden, wenn sie sich mit ihren Gedanken und Wünschen an mich wenden, und der gestrige Vortrag wird diesen Zusammenhang zwischen uns weiter befestigen. Das ist schon damit gegeben, daß ich jetzt derjenige bin, der das meiste von den Dingen weiß. Oberrichter Richter deutete mir schon vor einiger Zeit auf einem Spazierritt zum Kaiser-Wilhelms-Berg an, daß ich als beamtetes Mitglied in die schon lange beschlossene Entschädigungskommission kommen solle. Ich hatte den Eindruck, als ob Richter, der nach wie vor mein bester Freund und Gönner unter den höheren Beamten hier ist, damit etwas Besonderes sagen wollte, aber wer soll denn außer Richter, der wegen seiner Stellung und seines hohen Ansehens bei der ganzen Bevölkerung als Vorsitzender selbstverständlich ist, sonst in diese Arbeit berufen werden, wenn nicht ich? Man kann doch nicht den draußen lassen, der die ganze Vorarbeit gemacht hat und vorläufig das meiste vom Schaden weiß! Dazu kommt, daß ich als Leiter einer Ansiedelungskommission jetzt ja so gut wie beschäftigungslos wäre, wenn ich nicht an der Entschädigungskommission teilnehme. Für die zukünftige Arbeit, um derentwillen ich ja in dies Land gekommen bin, wird diese Tätigkeit unter den gegebenen Umständen übrigens die bestmögliche Vorbereitung sein.

Windhuk, den 14. Juli 1904.

Heute ist die Entschädigungskommission konstituiert worden. Der Oberrichter ist Vorsitzender, ich beamtetes Mitglied, Farmer Rust-Ondekaremba, Farmer Mittelstädt-Elisenheim und Kaufmann Nitzsche-Windhuk sind nichtbeamtete Mitglieder. Richter, dem das Recht zusteht, die Mitglieder zu ernennen, hat die Bezirks-

vertreter ersucht, die nichtbeamteten Herren vorzuschlagen. Auf diese Weise sind sie faktisch so gut wie durch das Vertrauen ihrer Standesgenossen gewählt und berufen. Für die zukünftige Autorität der Kommissionsarbeit wird das von großem Vorteil sein. Wir müssen hier jeden möglichen Ansatz zur Selbstbestimmung und Selbstverwaltung pflegen, wenn wir mit dem Gedeihen der Kolonie vorankommen wollen. Nachträglich habe ich übrigens gehört, daß nach meinem Vortrag vom 2. Juli aus der Bevölkerung telegraphisch in Berlin um meine Ernennung in die Entschädigungskommission gebeten worden ist. Daher also die merkwürdige Form in dem telegraphischen Erlaß der Kolonialabteilung, daß meiner Berufung in die Kommission zugestimmt werden könne. Wie lange wird unsere Arbeit dauern? Ja, wie lange wird dieser Krieg dauern? So lange wird auch immer weiter neuer Schaden angerichtet. Wir werden nun zunächst wohl einige Wochen in Windhuk arbeiten, abwechselnd Vernehmungen und Beschlußsitzungen halten und dann, wenn das vorläufig Abschließbare erledigt und die Vorschüsse angewiesen sind, nach Okahandja, Karibib, Otjimbingue, Omaruru und Swakopmund gehen und dort dieselbe Arbeit tun. Mein Generalbericht über Südwestafrika nähert sich nun dem Ende — es wird ein kleines Buch. Möchte es mir doch vergönnt sein, den Plan für die Wiederaufrichtung unserer Wirtschaft und für die Weiterbesiedelung dieses Landes, den ich da entwerfe, auch noch selbst in die Hand zu nehmen, wenn wieder Friede ist! Ach, Friede! Ja, Friede! Wann wird das sein? Vertrauen, daß mit den Hereros wirklich bald ein Ende gemacht wird, ein Ende, das baldiges Wiederanfangen der Wirtschaft mit reichlich Vieh und sicherer Arbeit sichert, hat von den Alten, mit denen ich spreche, eigentlich niemand. Im neuen Hauptquartier weht ein Geist, der mit dem alten Südwestafrika und den Südwestafrikanern, nach dem, was man hört, keine innere Gemeinschaft hat und kaum eine haben will. Kann man sich doch offenbar nicht einmal recht entschließen, statt des massenhaften landfremden und minderwertigen Volks, das in Kapstadt angeworben ist und sich Buren nennt, aber mit den wirklichen Buren offenbar wenig zu tun hat, unseren alten Ansiedlerstamm durchgreifend zur Versehung der Transporte für

die Truppe heranzuziehen und den Leuten so wieder etwas aufzuhelfen. Weil sie es in der Form manchmal versehen, und weil sie ihrer begreiflichen Bitterkeit über das Erlittene manchmal einen Ausdruck geben, der nicht auf die Wage gelegt werden sollte, darum will man dort offenbar von den „alten“ Südwestafrikanern nicht viel wissen und spricht das Wort nur noch, als ob es in Anführungszeichen stände. Ich bin ja zeitlich auch noch einer von den Jungen im Lande, aber ich fühle mit den Alten, weil ich sehe, was sie verloren haben, und fühle, was in dem Durchschnitt dieser Leute steckt.

Vor ein paar Tagen war ich im Auftrag des Gouvernements wegen der Beuteviehfrage bei General v. Trotha in Okahandja und habe den Höchstkommandierenden bei dieser Gelegenheit zum erstenmal kennen gelernt. Es handelte sich darum, daß bei den Transporten und der vorläufigen Unterbringung des Beuteviehs nach Möglichkeit auf die Erhaltung der Mutterrinder zur späteren Verteilung an die geschädigten Farmer gesehen werden sollte. Der General war sehr liebenswürdig und hat Berücksichtigung der Wünsche des Gouvernements in Aussicht gestellt. Er fragte mich ausführlich nach meiner Stellung, und welche Absichten bei der Schaffung des Postens eines Leiters der Ansiedelungskommission vorgelegen hätten. Abends wurde ich mit Kaufmann Voigts von der Firma Wecke & Voigts in liebenswürdiger Weise zu Tisch in das große Messezelt des Hauptquartiers geladen. Das Gespräch kam natürlich schließlich auch auf die Viehfrage und wurde zuletzt sehr eifrig. Die Herren vom Militär wollten nicht zugeben, daß unter den besonderen Verhältnissen Südwestafrikas die Rücksicht auf die Viehfrage auch für die Kriegführung einen bestimmenden Einfluß gewinnen müsse; das Kriegsziel sei und bleibe immer dasselbe: absolute Vernichtung des Feindes — und Rücksichten auf Beutevieh u. dgl. könnten nur eine sehr nebensächliche Rolle spielen. Ich fürchte, die Diskussion könnte schließlich bei der zunehmenden Lebhaftigkeit des Sektumtrunks in der Form von mir zu sehr zugespitzt worden sein, aber es handelt sich meiner Ueberzeugung nach in dieser Frage geradezu um Sein oder Nichtsein unserer Farmer. Wenn wir nicht Vieh genug von den Hereros bekommen, so bleibt unsere

ganze wirtschaftliche Entwickelung zerschmettert; aus welchem Lande der Welt soll man die verlorenen 50000 Rinder wieder holen? Welcher Reichstag wird die allein für den Transport erforderlichen Millionen bewilligen!?

Windhuk, den 30. Juli 1904.

Sonntag! Zwei Wochen, erfüllt von Vernehmungen, Sitzungen und Berichtschreiben sind wieder um. Die immer trister werdende familienlose Zeit ist wieder ein Stückchen kürzer geworden. Gestern kam das Telegramm, daß Frau und Kinder am 2. Oktober mit dem Ostafrikaner von Hamburg abfahren. Endlich, endlich! Heute nachmittag als am Sonntag machte ich mit Richter einen Spaziergang nach der Brauerei von Avis hinter Klein-Windhuk. Wir gehen dort öfters am Sonntag miteinander hin und trinken eine dort gebraute Weiße — sogar mit Himbeer! Avispoort ist eine Felsenenge, wo das Tal von Klein-Windhuk anfängt und der Weg nach dem Osten, Ondekaremba, Seeis, Gobabis usw. hindurchführt. Ueberall dorthin muß die Kommission auch noch. Wir sprachen von meiner Familie, und Richter fragte mich, wie lange ich eigentlich alles in allem von Frau und Kindern getrennt gewesen sein werde, wenn sie im Herbst kämen. Ich rechnete: Zehn Monate in Persien und Mesopotamien, drei Monate im Kaukasus und in Kleinasien, fünfzehn Monate in Afrika. Für sechs Jahre Verheiratetsein eine ganze Menge. Und hier werde ich erst recht mehr „im Felde" als zu Hause sein, auch wenn die Familie da ist, aber man wird doch wenigstens wieder ein Heim haben, wo man hingehört, wenn man nach Hause kommt.

Dieser Tage hat mir der Gouverneur mitgeteilt, er beabsichtige, über mich und meine Tätigkeit an die Kolonialabteilung zu berichten und meine etatsmäßige Anstellung als wirtschaftlicher Referent beim Gouvernement zu beantragen. Meine ersten Berichte aus Swakopmund und Windhuk über die Gründe des Aufstandes und über Besiedelungssachen sind zu meiner Ueberraschung jetzt im amtlichen Kolonialblatt erschienen. Das hätte ich kaum geglaubt, denn manches darin ist doch ziemlich offen und deckt sich nicht ganz mit früheren amtlichen Darstellungen

zur Sache. Aber mich freut und ehrt die Veröffentlichung gerade darum als Zeichen von Vertrauen.

Als ich durch den Kasinogarten nach Hause kam, zankten sich Bärle und Männe mit dem Pavian, den der Gärtner auf einer Stange angekettet hält. Bärle habe ich im vorigen Herbst in Okahandja von Zürns geschenkt bekommen, als ich von dort nach Grootfontein ging. Sie ist ein sehr lebendiges und scharfes, hellstimmiges Dämchen; Vater war Terrier, Mutter Dackelin. Das Dackelblut hat aber durchgeschlagen — bis auf das Schwänzchen. Männe ist ein Staatskerl, echter Dackel, aus der Zucht von Rolfs bei Outjo, nur noch jung und unerzogen. Ich habe ihn das letztemal in Omaruru von einem Unteroffizier gekauft, der nach Deutschland ging. Wenn sich erst die Kinder mit Affen und Hunden im Garten umherjagen!

Windhuk, den 10. August 1904.

Die Frage, was für die Erhaltung der Hereros nach dem Ende des Krieges geschehen soll, ist eigentlich neben der anderen, wieviel Beutevieh es noch geben wird, die wichtigste von allen für Verwaltung und Wirtschaft. Ich habe versucht, mit den Missionen, namentlich der evangelischen Barmer Mission, über eine vorläufige Organisation des Unterhaltes der Hereros, wenn der Krieg zu Ende geht, in einen Gedankenaustausch zu treten, und der Gouverneur hat mich auf meine Anregung hin beauftragt, an einer Besprechung der leitenden Persönlichkeiten im Missionshaus, die gestern und heut in der Eingeborenenfrage hier stattgefunden hat, teilzunehmen. Ich habe das Ergebnis in den Schlußteil meines Generalberichtes an die Kolonialabteilung, den ich nun endlich habe fertigstellen können, mit aufgenommen, indem ich vorschlug, man solle sich vor allen Dingen der Mission bedienen, um die Eingeborenen, nachdem die militärische Entscheidung gefallen ist, zu sammeln und fürs erste zu verpflegen. Die Entscheidung muß jetzt bald fallen. Um die Mitte des August wollte General v. Trotha die Hereros am Waterberg angreifen. Man hofft, sie einzukreisen und in Okahandja ist bereits ein gewaltiger, für viele tausend Gefangene berechneter Kraal aus Dornbusch und Stacheldraht erbaut worden.

Windhuk, den 16. August 1904.

Die vorläufige Entscheidung am Waterberg ist also gefallen, und leider so unbefriedigend wie nur möglich. Man hat den großen Schlag monatelang vorbereitet, und der Erfolg ist der, daß die Hereros nicht haben festgehalten werden können, sondern mit ihrem Vieh vom Waterberg fort in der Richtung nach Osten sind. Das offizielle hier angeschlagene Telegramm spricht von einem großen Erfolge und von Tausenden von Beutevieh. Das wäre ja etwas. Hoffentlich bleibt dies Vieh für den Wiederbeginn der Farmerwirtschaft erhalten. Aber die Hereros sind fort, und daran, daß unsere Truppe, die ihre Verpflegung auf Ochsenwagen mit sich führen muß, die ostwärts flüchtende Masse noch einholt und zum Stehen bringt, ist gar nicht zu denken. Dazu, um die Hereros am Waterberg anzugreifen, sei es nach welchem methodischen Plan auch immer, ihnen Verluste an Menschen und Vieh beizubringen und sie dann auf das Sandfeld zu flüchtend abziehen zu lassen, dazu hätte man Leutwein im Juni an dem von ihm beabsichtigten Angriff wirklich nicht zu hindern gebraucht! Das Schlimmste, was jetzt geschehen kann und wahrscheinlich geschehen wird, das wird die Verlängerung des Buschkrieges ins Endlose und die allmähliche Vernichtung des gesamten Hereroviehs sein. Das beste wäre es, wenn jetzt mit den Hereros, die offenbar schwere Verluste an Menschen und Vieh gehabt haben, ein Friede geschlossen werden könnte, der rettet, was noch zu retten ist, das Volk entwaffnet und es mit seinem Vieh unter unsere Herrschaft zurückbringt. Nach dem offiziell proklamierten Vernichtungsprogramm des Generals v. Trotha ist darauf aber keine Hoffnung. Er wird es absolut perhorreszieren, daß von unserer Seite irgendwelche Anknüpfungsversuche zu friedlichen Verhandlungen, zur Fühlungnahme mit denjenigen Häuptlingen und Großleuten gemacht werden, bei denen man sonst daran denken könnte. Wenn man Leutwein jetzt machen ließe, so würde er nach seiner alten Methode die Fühlung mit den Hereros immer noch herstellen. So aber bleibt wohl keine Hoffnung mehr, daß der Schaden, den die Wirtschaft der weißen Ansiedler durch den Krieg erlitten hat, durch den schließlichen Sieg annähernd wieder gutgemacht wird.

Die Kommissionsarbeit geht weiter. Richter schätzte sie vor einem Monat, als wir anfingen, auf höchstens ein halbes Jahr. Es kann sein, daß wir dann im groben damit fertig sind. In der nächsten Woche wollen wir nach Okahandja und danach weiter.

Okahandja, den 2. September 1904.

Die Kommission tagt jetzt in dem während der Belagerung halb verbrannten, jetzt im Wiederaufbau begriffenen Hause von Wecke und Voigts. Vormittags und nachmittags Vernehmungen und Sitzungen. Dazwischen habe ich mir den großen Kraal besehen, der für die Gefangenen gebaut wurde, die man am Waterberg machen wollte. Wir waren einen Tag auch zu Pferde in Otjisasu, um den Schaden am Missionshaus festzustellen. Hin ritten wir in zwei Stunden, quer durch die Berge; zurück in drei Stunden auf der großen Pad, die alle Truppenzüge gegangen sind. Die Landschaft in den Onjatibergen ist das hübscheste Stück vom Hereroland, das ich bisher gesehen habe. Wunderbar war der Blick halbwegs von einer Höhe auf das grüne, baumerfüllte Swakoptal mit dem geschlängelten Rivier, dessen leuchtend helle Sandmassen wie ein wirkliches Flußbett zwischen den Bäumen des Ufers hervorschimmerten. Dieser Tag unterwegs war die einzige Erholung inmitten der von Woche zu Woche höher anschwellenden Flut von Akten- und Beschlußarbeit, in der wir stecken. Von seiten der leitenden militärischen Kreise findet unsere Kommissionsarbeit kein sonderliches Entgegenkommen — kaum kühle Höflichkeit und auf vieles Bitten einmal ein paar Pferde! Die Zivilverwaltung verfügt nicht mehr über irgendwelche eigenen Transportmittel. Diese kleinen Unannehmlichkeiten sollen uns aber nicht abhalten, unsere Arbeit zu tun und hinzugehen, wohin eine Möglichkeit vorliegt. Ich sprach mit dem Oberrichter über die zweifellose innere Schwierigkeit, die sich — aus Anlaß eines bestimmten Erlebnisses — für uns aus dem überaus kühlen und uninteressierten Verhalten einer im Augenblick maßgebenden militärischen Persönlichkeit gegenüber dem Vorsitzenden für die Kommissionsarbeit ergibt, aber wir stimmen beide in der Überzeugung zusammen, daß unter anderen Umständen zwar eine Reaktion von unserer Seite nicht ausbleiben

dürfte, im Augenblick aber die gegenwärtige Not des Landes und unsere Pflicht, die Hilfsarbeit für die Geschädigten unter allen Umständen voranzubringen, uns gebiete, alle persönliche Empfindlichkeit zurückzudrängen, da sie nur zum Schaden der Sache wirken könne. Wenn je der richtige Mann in Südwest an die richtige Aufgabe gesetzt worden ist, so ist es Richter als Leiter unserer Entschädigungskommission. Er hat die schwierige Aufgabe, die ganz allgemeinen Grundsätze, die der Kommission von Berlin aus zur Befolgung mitgeteilt sind, mit der im einzelnen oft unendlich schwierigen und eigentlich nur von Fall zu Fall zu beurteilenden Lage hier im Lande in Einklang zu bringen, so glücklich, mit so viel Ernst und zugleich mit so viel innerer Billigkeit gelöst, daß wir uns bereits in einer ganz festen und von jedermann als gerecht anerkannten Beschlußpraxis bewegen.

Um wieviel beglückender aber wäre unsere ganze Arbeit, wenn nicht der Krieg mit dem beklagenswerten Ausgang der Operationen am Waterberg eine für die wirtschaftliche Zukunft des Landes so hoffnungslose Wendung genommen hätte! Es ist uns allen unbegreiflich, daß die Militärs — unsere alten Offiziere sind ja freilich so gut wie verschwunden — immer nur den für unsere afrikanischen Verhältnisse so unbrauchbaren, hier rein formalistisch erscheinenden Gesichtspunkt des „Sieges“ anwenden. Der Feind sei ja geschlagen und sei geflohen. Was hilft das, wenn die Fühlung mit ihm verloren gegangen ist, wenn bei solchen Siegen das ganze wirtschaftliche Betriebskapital des Landes zugrunde geht und die Aussicht auf den Frieden ins Unbestimmte schwindet! Auch von den Tausenden von Beuterindern, die es in der ersten Siegesdepesche vom Waterberg gab, ist, heißt es schließlich, so gut wie nichts übrig geblieben. Es waren die bereits halbtoten Tiere, die bei der Flucht der Hereros stehen blieben. Niemand konnte sie sammeln und tränken und so sind sie fast alle zugrunde gegangen.

Karibib, den 10. September 1904.

Die Arbeit am Ort ist fertig, soweit sie jetzt geleistet werden kann. Von hier aus wollen wir jetzt den ersten Versuch machen, in das Zerstörungsgebiet des Aufstandes weiter abseits vom Bahn-

gelände zu kommen: nach Otjimbingue und Tsaobis. Die Transportmittel sind freilich kläglich, und so wie jetzt unsere Kommission reisen will, mit dem Oberrichter der Kolonie an der Spitze, wäre vor dem Aufstand kein Sekretär oder Distriktschef auf die „Pad“ gegangen. Wir bekommen keine bewaffnete Eskorte, obwohl das flache Land noch immer nichts weniger als sicher ist, und kein einziges Reitpferd, sondern nur eine große offene zweirädrige Karre mit zwölf jungen uneingefahrenen Oechslein, halben Kälbern. Die sollten eigentlich lose von Karibib nach Otjimbingue, um dort einen leeren neuen Wagen aus der Wagenbauerei von Haelbich für den Baubetrieb der Otavibahn zu holen. Ein anderes Fuhrwerk außer der primitiven Kippkarre ist nicht aufzutreiben, Soldaten zur Bedeckung auch nicht, und so rüsten denn wir fünf Weiße uns jeder mit einem Militärgewehr und 100 Patronen aus, bewaffnen zwei zuverlässige Bambusen, Richters August und meinen Pensmann, und wollen uns mit dem notwendigsten Gepäck, Schlafdecken, Proviant usw. wie die Heringe in die Karre schachteln. Tut nichts! Man könnte ja sagen: Wozu dieser primitive und strapaziöse Aufzug? Aber sollten wir die Leute, die sehnsüchtig auf den ersten Groschen warteten, um nur irgend etwas wieder anfangen zu können, sitzen lassen, weil unter dem augenblicklichen militärischen Regiment unsere Friedensarbeit nicht so viel gilt, daß zu ihrer Förderung etwas für nötig gehalten würde? Also nehmen wir lieber selbst die Waffe und sind unterwegs unsere eigene Bedeckung und unsere eigenen Posten — an Ort und Stelle dann wieder Regierungskommissar und Taxator.

Otjimbingue, den 13. September 1904.

Von Karibib nach Otjimbingue sind es gegen 60 km: zu Pferde ein bequemer Tagesritt, mit Ochsenwagen gute zwei Tage. Eine Stunde hinter Karibib passiert man die sogenannte „Karibiber Pforte“, einen flachen Sattel zwischen zwei von dem südlichen Bergland gegen die Ebene vorgeschobenen Hügeln. Hier wurde der tapfere Sergeant Dietrich von den Hereros am Schluß seiner heroischen Leistung aus dem Hinterhalt angeschossen und schwer verwundet. Dietrich hatte es in den ersten Tagen des Aufstandes, als die Verbindung mit Windhuk gänzlich abgeschnitten war, unternommen, auf ent-

legenen Wegen mitten durch das von Aufständischen wimmelnde Land von Karibib nach Windhuk und zurück zu reiten, um Kunde zu holen, ob die Weißen dort noch lebten und die Stationen im Osten sich hielten. Nur von einem einzigen treugebliebenen Eingeborenen begleitet, jeder mit einem Handpferd versehen, legte er fast ohne Aufenthalt hin und her in drei Tagen die 400 km zurück. Er war es, dem damals in Deutschland nach einer langen Pause von mehreren Tagen Mitte Januar die ersten beruhigenden Depeschen über das Schicksal von Windhuk und Okahandja zu danken waren. Auf dem Rückwege an der Karibiber Pforte stieß er auf Hereros; ein Schuß zerschmetterte ihm den rechten Arm, sein Pferd war aufs äußerste erschöpft, und um das Tier etwas zu erleichtern, warf er das ihm nutzlos gewordene Gewehr fort, nachdem er vorher das Schloß herausgenommen und es so für die Feinde unbrauchbar gemacht hatte. Mit dem letzten Rest der Kräfte gelangten Mann und Pferd, von Kugeln umpfiffen, nach Karibib hinein.

So wie dieser eine Unteroffizier waren aber viele, ja die meisten alten Leute von unserer Truppe. Denselben Ritt hätte man Mann für Mann von der Frankeschen Kompagnie machen lassen können. Von Windhuk nach Gobabis, 220 km, sind Unteroffizierpatrouillen von wenigen Leuten Tag und Nacht gefechtsbereit in zwei Tagen geritten ohne frische Pferde. Die afrikanische Erziehung in kleinen Detachements auf den Einzelstationen brachte selbst die gewöhnlichen Reiter zu einem so hohen Grad von praktischer Landesausbildung und Initiative, und namentlich auch zu einem solchen Verständnis in der Behandlung des Pferdes, daß es niemand von uns weiter verwundert hat, was der leider gefallene tapfere Leutnant v. Rosenberg nach Hause schrieb: Jeder von der alten Truppe sei ein Held. Man braucht sich nur zu erinnern, daß Leutwein im Jahre 1894 mit kaum 400 Mann, wovon die Hälfte neue Soldaten waren, die Naukluft gestürmt und den alten Schakal Witbooi zum Frieden gezwungen hat.

Langsam und mühsam ging die Fahrt mit dem jungen, schwachen Gespann in sechs Trecks bis Otjimbingue, wo Quartier für die Kommissionsmitglieder in drei Häusern gastfrei bereitet

war: bei Haelbich, bei Redecker und in der Mission. Früher, als die Eisenbahn noch nicht existierte, führte der einzige Weg von der Küste ins Innere den Swakop hinauf über Otjimbingue, und die beiden seit 35 Jahren dort ansässigen deutschen Familien haben bis um 1900 wohl so ziemlich jeden weißen Mann und namentlich jeden Deutschen, der ins Land kam und aus dem Lande ging, als Gast unter ihrem Dach gehabt. Damals, vor der deutschen Herrschaft, war noch die Zeit, daß es massenhaft Elfenbein im Lande gab, und Vater Redecker erzählte uns, wie er einmal auf dem Handelszug unter den Hereros bei Gobabis einen Buren traf, der ihm seinen ganzen Wagen voll Fracht auf einmal abkaufen wollte und Bezahlung nach einigen Tagen in Elfenbein in Aussicht stellte. Wirklich wurde eine große Elefantenherde in den Sümpfen des Schwarzen Nosob zusammengetrieben und von den Buren unterschiedslos, ob alt, ob jung, gemordet. Das war noch in den siebziger Jahren. Seitdem hat der Großwildstand im Lande so abgenommen, daß Elefanten- und Nashornjagden als Ereignisse einer schon fast sagenhaft gewordenen Vorzeit erscheinen. Jetzt ist Otjimbingue ein weltabgeschiedener und stiller Winkel geworden. Die Geschichte von Südafrika ist jung und schreitet schnell. Der alte Quaderturm auf dem Haelbichschen Gehöft, der noch aus der Zeit der Herero- und Hottentottenkriege vor der deutschen Herrschaft stammt, sieht aus, als ob Jahrhunderte über ihn hinweggegangen wären, und doch stammt er erst von 1872! Das ist aber für uns in Südwestafrika schon beinahe prähistorisch. Hinter seinen Mauern haben die wenigen Weißen am Ort mehr als einmal Schutz gesucht, wenn die Kugeln der kriegführenden Eingeborenen über den Platz hinschwirrten, und jetzt, während des Hereroaufstandes, war er wieder zum erstenmal seit 15 Jahren als letztes Reduit für den Fall eines Sturmes hergerichtet. Die Militärstation liegt 20 Minuten davon entfernt und ist mit ihren großen Garten und den vielen Nebengebäuden für den wirklichen Verteidigungsfall so ungünstig angelegt, daß sie von vornherein verlassen werden mußte. Die Hereros brannten den Turm der Feste aus, plünderten und zerschlugen, was sie konnten, wagten sich aber an das verschanzte Haelbichsche Gehöft, wo alles zusammengezogen war, was Waffen tragen konnte, nicht heran.

Otjimbingue liegt hoch am rechten Ufer des Swakop. Das Flußbett ist mehrere hundert Meter breit und statt des Wassers von tiefen weißen Sandmassen erfüllt. An den Ufern und unten auf Alluvialinseln im Sande wächst der schönste Baum Südwestafrikas: die majestätische Ana-Akazie, deren alte Exemplare es mit jedem deutschen Eichbaum an Mächtigkeit des Stammes und Umfang der dunkelgrünen Krone aufnehmen können. Der Baum trägt leuchtend rotbraune Schoten, und die langen, biegsamen Enden seiner frischen Triebe schwanken im Winde wie lange grüne Reiherfedern auf und ab. Bis nach Tsaobis und den drei Farmen in seiner Umgebung sind es denn noch 40 km zu reiten. In Otjimbingue hatte der kommandierende Leutnant zum Glück einige Pferde für uns übrig. Gouvernementsbaumeister Redecker, ein Sohn des alten Pioniers von 1870, der eben aus Deutschland vom Urlanb zurückkam, ritt mit uns, um die Gebäudeschäden abzuschätzen. Farm Kaltenhausen, eine halbe Stunde von Tsaobis, bot das schlimmste Bild von Verwüstung, das mir bisher im Lande vorgekommen ist. Der Besitzer, Farmer Bohnstedt, jetzt als Vizewachtmeister bei der Truppe eingezogen, war mitgeritten und führte uns zu seinem Hause. Mobiliar, Bilder, Geschirr und die ganze sonstige Hauseinrichtung boten einst das Bild behaglicher Wohlhabenheit, ja vielleicht eines für unsere südafrikanischen Verhältnisse etwas auffallenden Luxus dar. Jetzt war alles in einem unbeschreiblichen Zustande von Verwüstung. Herr B. und seine junge Frau hatten in Eile flüchten und fast alles zurücklassen müssen. Gleich danach waren die Hereros erschienen und hatten nicht nur geplündert, sondern auch absichtlich zerstört, was nicht niet- und nagelfest war. Auch sonst habe ich regelmäßig beobachtet, daß die Bezüge von Sofas und Stühlen abgeschnitten, Gardinen und Vorhänge heruntergerissen und überhaupt alles fortgenommen war, was irgendwie als Stoff zu Kleidung oder Schmuck verwendbar erschien. Sonst waren die Plünderer meist zu träge gewesen, um sich mit dem absichtlichen Zerschlagen schwerer Möbel aufzuhalten. Um aber ein Bild zu haben, wie es in Kaltenhausen aussah, stelle man sich vor, daß eine reiche Hauseinrichtung: seidene Polstermöbel, Klavier, Tische, Stühle, Pfeilerspiegel, Kunstwerke und Nippes, ein Dutzend Mappen mit Photographien

nach italienischen Meistern, Metallbettstellen, Porzellan, Sektgläser und was sich sonst noch denken läßt, in den Zimmern durcheinander geworfen und dann einige Male mit einer Dampfstraßenwalze überfahren sind. Das etwas kühne Bild stammt von unserm Oberrichter, aber es ist nicht kühner als treffend.

Durch die Regengüsse, deren Wasser statt abgeleitet zu werden, sich am Hause gestaut hatte, waren große Risse im Mauerwerk entstanden; oberhalb des Hauses waren zwei von B. mit großen Kosten quer durch den Tsaobisfluß aufgeführte Dämme durch die abkommende Flut zerstört, weil niemand sie während der Regenperiode hatte beaufsichtigen können; auch in den Nebengebäuden, wo alle möglichen Wirtschaftsutensilien lagen, sah es aus, wie zu Sodom und Gomorra nach der Umkehrung des Landes.

Als wir den Schaden besehen und notiert hatten, war es Zeit zum Essen. Wir hatten unsern Proviant mitgebracht, suchten uns aus der Zerstörung einige Stühle heraus, auf denen man noch sitzen konnte und brachten sie auf die Veranda. Im Eßzimmer stand ein halbzerschlagenes Büffett noch aufrecht und ein paar Weingläser waren drin; die holte B. heraus, wir machten unseren mitgebrachten Sauerbrunnen auf, eine Büchse Corned Beef, Truppenwurst, Brot und Butter und tafelten schlecht und recht unter den Trümmern. Merkwürdig, was doch die Gewohnheit für eine Macht hat! Als wir fertig waren und satteln ließen, stand B. eine Weile wie zögernd da, dann nahm er die gebrauchten Gläser und stellte sie in den aufgeschlagenen Schrank zurück, trug die Stühle wieder ins Zimmer und suchte die halbzertrümmerte Glastür ins Schloß zu drücken. Seit einem halben Jahr war niemand außer plündernden Eingeborenen auf dem Platz gewesen, und während des nächsten halben Jahres wird schwerlich jemand anders hinkommen. Trotzdem widerstrebt es dem Menschen, das Seine, und wenn es auch nur einhalb Prozent Trümmer sind, stehen und liegen zu lassen, als wäre es fremdes Gut in Feindesland.

In Tsaobis selbst haben die Hereros nicht viel zerstört. Die alte Wilhelmsfeste, die erste Militärstation, die deutsche Truppen nach der Proklamierung der Schutzherrschaft in Südwestafrika erbaut haben, ist schon seit Jahren verlassen. Die N.sche Farm, die dicht dabeiliegt und eine schöne Milchwirtschaft hatte, ist recht-

zeitig geräumt worden, und außer einer Unmenge vergessener Briefschaften und Papiere lagen nur einige Hundert von den Hereros ausgestreuter blecherner 1-Pfd.-Dosen zum Butterversand umher.

Heute spät abends sind wir nach einem Ritt von 85 km nach Otjimbingue zurückgekommen. Noch ein halb Dutzend Vernehmungen am Orte selbst und dann ist diese Ecke „klar". Nach Karibib zurück können wir dann wenigstens, statt auf der engen Kippkarre, auf dem großen Wagen für die Otavibahn fahren. Man wird genügsam in Kriegszeiten!

Omaruru, den 7. Oktober 1904.

Die Aufarbeitung der Schadensanmeldungen geht rasch weiter, wir sind in Swakopmund gewesen, und der Bezirk von Omaruru ist nun in der Hauptsache auch bald erledigt. Aber die Nachrichten, die uns Kommissionsmitgliedern heut vertraulich durch das Bezirksamt aus Windhuk mitgeteilt worden sind, sehen fast so aus, als ob das Maß unseres Unglücks immer noch nicht voll ist und die Entschädigungskommission noch viel mehr zu tun bekommen könnte, als wir anfangs geglaubt haben. Das Gouvernement drahtet, daß Unruhen im Süden ausgebrochen sind, und daß die Witboois beteiligt sind! Indem wir uns den Wortlaut der Nachricht wiederholt vergegenwärtigen, bleibt eigentlich kaum noch ein Zweifel übrig, daß es sich um den als drohende Möglichkeit ja schon lange erwogenen *wirklichen Ausbruch eines Aufstandes der Witboois zu dem Hererokriege hinzu* handelt. Wenn das so ist, dann ist überhaupt kein Ende des Kriegszustandes mehr abzusehen. Unbegreiflich scheint nur, daß der alte Witbooi, wenn er Oorlog mit uns machen wollte, das jetzt tut, statt in der Zeit, als unsere Truppen sich noch gegen den Waterberg sammelten. Wir sind alle noch so erschüttert durch diesen neuen Schlag, daß niemand etwas Rechtes zu sagen weiß. Burgsdorff, der Bezirksamtmann von Gibeon, wird als tot vermutet; er soll fortgeritten und nicht wiedergekommen sein. Heliographenposten sind von den Witboois überfallen. Das läßt eigentlich keinen Zweifel mehr übrig. Aber man kann den Ausfall der Entscheidung bei Waterberg von unserem Standpunkt aus für so unbefriedigend halten wie man will — daß die Hereros schwer

erschüttert geflohen sind, und daß sie ungeheure Verluste an ihrem über alles wert gehaltenen Vieh erlitten haben, unterliegt gar keinem Zweifel. Ihre Niederlage im Kampf gegen die deutschen Waffen ist damit (nicht etwa damit, daß sie aus ihrer Stellung gewichen sind!) auch nach Eingeborenen-Begriffen schwer, und trotzdem die neue Erhebung! Witbooi hat ja über hundert Reiter bei unserer Truppe im Hereroland. Was wird denn mit denen? . . .

Nun werden wohl die nächsten Tage weitere Schreckensnachrichten von Mord und Raub bringen. Wir sind alle ganz unfähig, zu denken. Wird denn das Unheil hier nie enden! Irgend etwas muß vorgegangen sein, wofür wir noch keine Erklärung haben. Als wir von Windhuk weggingen, wollte der Gouverneur nach dem Süden, um die Lage dort zu sichern; es hieß dann aber, es seien doch nicht genug Truppen verfügbar, um ihn mit einer imponierenden Macht nach Gibeon gelangen zu lassen. Es ist ein wahres Verhängnis mit dieser unglückseligen Vernichtungspolitik gegen die Hereros. Die Trothasche Proklamation wird uns bei aller Welt schaden und hier nicht das Mindeste nützen. Die Idee, daß die „Schuldigen", die Häuptlinge der Hereros, die Mörder der Weißen, je zur Bestrafung in unsere Hände fallen werden, daß das ganze Volk mit seinen Kapitänen je sich uns auf Gnade und Ungnade ergeben könnte oder daß wir jeden Herero einzeln im Sandfeld fangen werden, ist absurd. Wir können anstellen, was wir wollen, so werden wir doch nie darum herumkommen, zu irgendeiner Zeit von uns aus ein Ende mit dem Hererokrieg zu machen und die Hereros wieder heranzuziehen. Das hätte jetzt noch mit dem Erfolg geschehen können, daß wenigstens der noch vorhandene Viehbestand des Volks gerettet wird. . . . . Aber wozu das viele Wenn und Hätte! Die Kriegführung ist nun einmal dem unseligen Prinzip der „Vernichtung" ausgeliefert, und wir, die wir zuerst nicht an die Kriegführung als Reinkultur, sondern an den Zweck denken, der mit dem Kriege erreicht werden soll und an das, was nach dem Kriege kommen wird, haben nichts zu sagen und dürfen uns darauf beschränken, jedesmal nach 4 oder 8 Wochen in den heimischen Zeitungen zu lesen, was die Kriegsleitung, oder was einzelne Kriegsteilnehmer über die Lage und über die bestehenden Absichten und Grundsätze nach Hause

telegraphieren oder schreiben. Wollte man nun doch wenigstens jetzt, wo der Witbooikrieg wahrscheinlich da ist, den Vernichtungsgedanken aufgeben und die Hereros wissen lassen, daß sie jetzt Frieden haben können. Durch die Rheinischen Missionare und durch eingeborene Boten ist mit Leuten wie dem alten Mutate von Omaruru, mit einem Teil der Waterberger und mit dem Stamm von Otjimbingue auch heute noch jederzeit Verbindung zu bekommen, aber die Botschaft dürfte nicht von Trotha, sondern sie müßte von Leutwein ausgehen, und wenn die Kunde von den Witboois zu den Hereros kommt, werden die Leute, die Frieden machen wollen, natürlich weniger Einfluß haben als vorher.

Kubas, den 22. Oktober 1904.

Landauf, landab mit Vernehmungen. Jetzt sitze ich hier auf der letzten Farm im Bahngebiet, am Rande der Namib und habe mein Protokoll mit dem Farmer Bosse gemacht. Als wir fertig waren, erzählte mir Bosse von einem Gefecht im Januar in den Bergen gegen den Swakop südlich der Bahn, wo den Aufständischen geraubtes Vieh abgejagt wurde. Unter den Toten seien schon damals bestimmt ein oder zwei Witboois rekognosziert worden. Merkwürdig! Der Oberrichter mit den übrigen Kommissionsmitgliedern sind nach Windhuk zurück, wo sie das mittlerweile dort eingegangene Material bearbeiten. Wir waren in corpore also in Okahandja, Karibib, Otjimbingue, Swakopmund, Omaruru; jetzt bin ich allein noch delegiert, um die Restvernehmungen an der Bahn zu machen. Dieser Tage ging ein ganzer Eisenbahnzug mit den 100 Witboois nach Swakopmund hinunter, die mit uns gegen die Hereros waren. Unbegreiflicherweise haben sie gar nichts davon gewußt, daß ihr Kapitän mit den Seinen jetzt Oorlog macht. Als das Telegramm ins Feldlager kam, hat man sie mit List entwaffnet. Nun sollen sie irgendwohin übers Meer geschickt werden, Kamerun, Togo oder sonst wohin. Die armen Teufel wissen nicht, wie ihnen geschieht, und können einen dauern; aber was soll sonst mit ihnen werden? Im Lande können wir sie nicht behalten, denn es ist unmöglich, sie hier so zu bewachen, daß sie nicht zu ihrem Stamm im Felde entkommen. Auch Witbooi hat also mit Morden angefangen, und sogar sein

väterlicher Freund Burgsdorff ist wirklich mit unter den Opfern. Sobald wird es nun nichts anzusiedeln geben, und meine Arbeit wird wohl ins Unbestimmte so bleiben wie heute. Nun noch 3 Tage, bis Frau und Kinder landen.

Swakopmund, den 25. Oktober 1904.

Heute mittag 12½ Uhr auf der Reede an Bord des „Feldmarschall“ die Familie empfangen! Als wir an der Mole gelandet waren, begegnete uns der Zug der gefangenen Witboois, die mit ihren Bündeln eingeschifft wurden. Plötzlich erzählt mir Pensmann voll Aufregung, unter den Hottentotten sei einer, der sei gar kein Witbooi, sondern ein Verwandter von ihm von der Windhuker Werft. Im letzten Augenblick, als der Mann schon im Leichter saß, konnte ich ihn nach schneller Rücksprache mit dem befehlshabenden Offizier noch loseisen. Es war tatsächlich ein Windhuker Hottentott, der als Treiber im Felde stand und irrtümlich mit den Witboois zusammengefaßt und hinuntertransportiert worden ist! Für die Kinder ist vorläufig das Interessanteste an Afrika der Dackel Männe, der natürlich mit an Bord gefahren war und sich an den Fleischtöpfen Aegyptens („Feldmarschall“küche II. Kl.) wohl sein lassen durfte. Bärle hat unterwegs Mutterfreuden erlebt und sitzt mit ihren Kindern im Hotel Rubin in Karibib. Sie ist in ihrem Zustand so giftig, daß ich dort schon 10 M. für eine zerrissene Hose habe bezahlen müssen! Nun aber der Transport des mitgekommenen Hausrats nach Windhuk! Auf unserer 60-cm-Bahn kostet das einen Waggon, und ich muß zugeben: wenn ich als Kommandant bei dieser Inanspruchnahme der Bahn für Kriegszwecke über das rollende Material zu verfügen hätte, und es käme jemand, der einen Waggon von 5 Tonnen von Swakopmund nach Windhuk für sein privates Umzugsgut haben will, so würde mir das bei dem größten Wohlwollen schwer werden, zu bewilligen. Aber wir wollen es doch mit einem Telegramm nach Windhuk versuchen.

Swakopmund, den 27. Oktober 1904.

Waggon bewilligt, Sachen verladen, Besuche gemacht, Klavier gekauft, — dazwischen noch ½ Dutzend Vernehmungen. Morgen

geht's hinauf ins Land. Ich bin dem Etappenkommando sehr dankbar!

Karibib, den 30. Oktober 1904.

Man fährt jetzt beim Kriegsbetrieb 4 Tage von Swakopmund bis Windhuk: am ersten Tag durch die Wüste bis Jakalswater, einige 90 km in 11 Stunden; am zweiten Tage von Jakalswater bis Karibib, ca. 100 km in 10 Stunden; am dritten Tage kommt man bis Okahandja und am vierten mittags nach Windhuk; im ganzen 387 km. Früher im Frieden kam der Zug schon am ersten Tage bis Karibib. Nachts wird nicht gefahren; jetzt wo Kriegsbetrieb ist und die Züge länger und schwerer sind, werden statt der normalen 18 km Durchschnittsgeschwindigkeit kaum 10 km einschließlich der Aufenthalte erreicht. Jetzt verkehren auch nur ausnahmsweise noch Personenwagen in den Zügen, aber in den leeren offenen Güterwagen, die mit Leinwandplanen überspannt sind, fährt es sich eigentlich noch besser. Hier muß ich der Vernehmungen wegen wieder 3 Tage bleiben, aber im Hotel Rubin mit seiner kleinen Wirtschafterin, der „heiligen Cäcilie", ist es auch für die Familie zum Aushalten. Bärle mit ihren Kleinen und Männe regieren Tag und Stunde. Den Kindern hat während der Fahrt besonders ein großer Grasbrand imponiert, bei dem das Feuer aus der Steppe fast bis an den Zug schlug; außerdem gefällt es ihnen ungeheuer, daß Pensmann, wenn es irgendwo im offenen Felde einen der vielen Aufenthalte gibt, einfach beauftragt wird, im Freien, neben dem Bahngleis, mit rasch zusammengesuchtem trockenen Holz Feuer zu machen und in meinem Feldkessel Kaffee zu kochen. Hier haben wir Stabsarzt Kuhn und seine reizende Frau, mit denen ich in Reitsas bei Grootfontein zusammen war, wieder getroffen. Kuhn ist jetzt Leiter des Karibiber Lazaretts. Sie haben mittlerweile ein Baby bekommen und luden uns alle samt Kindern und Fräulein zu Kaffee und eigengebackenem Kuchen ein. Es ist nicht angenehm, daß die Familie auf diese Weise von der Landung bis Windhuk zehn ganze Tage mit unterwegs ist, aber ich kann die Zeit nicht erübrigen, um sie nach Windhuk direkt hinaufzubringen und dann wieder zur Arbeit hierher zurückzukommen. In Karibib gibt es doch wenigstens einen gedeckten Tisch, an dem man essen kann und braucht nicht wie unterwegs während der Bahnfahrt

sich Frankfurter Würste und Kufekes Kindermehl vom Bambusen irgendwo in der Steppe am Reisigfeuer heißmachen zu lassen, während die Lokomotive gerade verschnauft. Merkwürdig übrigens, daß den beiden Jungen weder das Schwarz der Hereros und Kaffern, noch das Gelb der Hottentotten irgendwie auffallend erscheint.

Okahandja, den 2. November 1904.

Hier haben uns Wecke und Voigts aus Freundschaft und Mitleid Quartier gegeben, denn ein Hotel, wenigstens eins, wo Damen und Kinder hin könnten, gibt es hier nicht. Bei Wecke und Voigts ist gerade noch ein Zimmer von Einquartierung frei mit zwei Betten für meine Frau und das Fräulein. Für die Kinder hat Herr Voigts eben einen Haufen von Verkaufsdecken aus dem Store geholt und ihnen ein Lager auf der Diele gemacht; ich schlafe auf dieselbe Weise im Kontor. Für uns Erwachsene ist Speise und Trank bereit, aber für den jüngsten Filius ist die Sache schwierig. Meine Frau hantiert in der halbdunklen Küche mit Voigts beiden schwarzen Köchen aus Togo, die etwas englisch verstehen, herum und bemüht sich, eine Reissuppe zu kochen; außerdem ist für den Aeltesten als großer Luxus in diesen Zeiten ein Ei aufgetrieben worden. Ich habe eben in die Küche gesehen und fand die Frau mit einem (natürlich abgescheuerten) Herero-Kirri, der ein Beutestück aus irgendeinem Gefecht ist, die Reissuppe umrühren; sie weiß gar nicht, was für eine Mordwaffe sie da in der Hand hat! Uebrigens sind wir von Karibib bis hierher wie die Fürsten gefahren. Wir verlebten dort den letzten Abend mit Leutnant Büttner, dem liebenswürdigen Kommandanten der Bahnstrecke, und der hat die große Freundlichkeit gehabt, nachdem festgestellt war, daß der Zug nach Windhuk noch nicht das zulässige Höchstgewicht an Wagen mit sich führte, einen gedeckten leeren Güterwaggon für uns allein anhängen zu lassen, um den uns alle Welt beneidet. In der Mitte wurde meine große Paddecke aus neun zusammengenähten Schaffellen ausgebreitet, darauf kamen die drei Triumphstühle für die Erwachsenen zu stehen und ein kleiner Madeirakorbsessel für den Aeltesten. Im Hintergrunde ein Lager für den Kleinen; dazu Proviantkoffer und Hundekiste: Salon-, Speise-, Schlafwagen und Hundekupee in einem.

Heute, genau vor einem Jahre, fing hier in Okahandja meine Reise nach dem Norden an, die mich nach Grootfontein und in den Aufstand brachte. Damals wohnte ich in diesem selben Hause und in diesem selben Zimmer. Wieviel Erleben, Hoffen und Verzichten unter der Not des Tages hat es doch in diesem Jahr für mich gegeben, und nun trifft der traurigste Verzicht, die Zurückschiebung aller Ansiedelungsarbeit durch den Witbooiaufstand ins Unbestimmte, gerade mit der endlichen Erfüllung der ersten Vorbedingung zum wirklichen Einwurzeln in diesem Arbeitsfeld zusammen: mit dem wiederhergestellten Familienleben. Was ich jetzt tue, das tue ich bis auf den traurigen Anlaß gern, weil ich sehe, daß gerade meine erworbene Sachkenntnis und meine Natur dem Notwendigen dienen kann, und weil ich mit jedem Tage mehr die Erfahrung mache, daß meine Gedanken und Ueberzeugungen mit der ganzen afrikanischen Art, mit dem Denken, Fühlen und Streben der führenden Elemente unserer hiesigen Bevölkerung so weit zusammenstimmen, daß sich auch für das bedeutende und zukunftsreiche Werk einer zielbewußten Wiederherstellungs- und Besiedelungspolitik ein fruchtbares Miteinanderarbeiten gibt. Aber wann wird das kommen? Wann wird Friede sein? Wann wird diese Sysiphusarbeit, dem alten Schaden nachzugehen, ein Ende nehmen, wenn alle Tage neuer und schlimmerer entsteht? Der sehnlichste Wunsch der Bevölkerung ist es, den früheren Regierungsrat in Windhuk und jetzigen Generalkonsul in Kapstadt, Lindequist, zum Gouverneur zu erhalten, und es scheint ja nun, als ob er erfüllt werden soll. Es gibt keinen populäreren Menschen im Lande als ihn, aber auch er wird sich hier bescheiden müssen, wenn er wirklich kommt, bis Ruhe im Lande ist, und Gott gebe eine andere Ruhe als die Ruhe des Kirchhofs, auf die die Proklamationen unseres jetzigen Regiments ausgehen!

Windhuk, den 3. November 1904.

Heute eineinhalb Uhr mittags kam unser Zug, nachdem wir eine ganze Woche von Swakopmund unterwegs gewesen sind, an. Trotz Mittagstunde, die sonst hier jeden entschuldigt, und glühenden Sonnenbrandes war Landrentmeister Junker als treuer Freund am Bahnhof und empfing uns mit der freudigen Mitteilung, daß

das Köttingsche Haus in der Kalkwüste am Ausspannplatz für uns bereit und sogar schon mit den zuständigen, vom Gouvernement gelieferten Hauptmöbelstücken ausgestattet sei. Gleich unser Einzug gab der Familie einen Begriff davon, in welcher Weise hier der Kriegszustand auch auf die gewöhnlichsten und anspruchslosesten Bequemlichkeiten des täglichen Lebens zurückwirkt. In Windhuk gibt es keine Droschken; wer es kann, hält sich Karre und Pferde, und das Gouvernement hat für seine Beamten auch eine Karre, die sonst zu der — für uns 2 km lange — Fahrt zum Bahnhof zur Verfügung gestellt wird. Diese Karre ist jetzt vom Hauptquartier requiriert und holte einige Offiziere ab, die mit dem Zuge kamen. Fünf Minuten später kam sie leer, nur einen Offizier im Fond, wieder an unserer Karawane vorbei zurück, die, außer uns beiden Herren noch zwei Damen, abwechselnd den Kleinen auf dem Arm tragend, mit Handgepäck beladen, in der brennenden Mittagshitze durch knöcheltiefen Staub und Sand die Storestraße zu Fuß entlang stapfte. Einen Augenblick hemmte ich den Schritt, als der Wagen entgegenkam. Aber Mars regiert die Stunde, und wir durften zu Fuß die halbe Stunde bis zu unserem Hause weiterkeuchen. Das ist so ein kleines Streiflicht auf die Schätzung, deren wir Zivilisten uns jetzt im allgemeinen erfreuen. Solche Kleinigkeiten, die auch einem höheren Beamten mit seiner Familie passieren können, erlauben aber einen Schluß darauf, wie sich unsere Farmer und vollends der kleine Ansiedler, die dazu noch alles verloren haben, gegenüber der jetzt herrschenden Tonart fühlen. Aber einmal muß das alles ja anders werden, und bis dahin faßt man sich in Geduld.

Windhuk, den 10. November 1904.

Ein paar Tage habe ich Schonzeit im Dienst gehabt zum Einrichten des Haushalts. Jetzt gehen die Sitzungen weiter. Das Auspacken und Einräumen war eine gewaltige Arbeit. Trotz äußersten Arbeitermangels erhielten wir vom Gouvernement einen bis zwei weiße Handwerker und ein halbes Dutzend schwarze Arbeiter zum Aufstellen und Einrichten, zur Herstellung von primitiven Vorratsschränken aus den entleerten Proviant- und Möbelkisten und von vielerlei Kleinigkeiten, die weder geliefert noch

mitgebracht werden, sondern irgendwie à l'Afrique zu fabrizieren sind. Einen halben Tag habe ich mit Hilfe des Gouvernementstischlers selbst daran gearbeitet, um aus einem großen Kistendeckel eine verschließbare Tür für unseren Hühnerstall zu machen. Die armen Hühner! Sie sind alle samt Hähnen gut herübergekommen, aber sie wissen nicht recht, was sie mit Afrika anfangen sollen. Zu Hause war ihre Legezeit vorbei und hier fängt der Sommer von neuem an. In diesem Dilemma entschließen sie sich sehr zögernd zum Eierlegen, aber sie fangen doch an es zu tun. Auch die Bedienungsfrage hat sich besser geregelt, als ich bei der herrschenden Kriegsknappheit an allem Personal anfangs fürchtete. Pensmann hat einen Verwandten angebracht, einen mordshäßlichen, aber seelensguten, fleißigen und intelligenten Hottentottenjungen von ungefähr vierzehn Jahren. Er wird Hermann genannt und ist Küchenjunge. Außerdem kommt eine Kaffernfrau namens Lena zum Stubensäubern, Wassertragen usw., und zwei schwarze Waschfrauen. Für die Kinder habe ich zur Aufsicht in den vorläufigen Fährlichkeiten des afrikanischen Lebens, Ochsenwagen, Maultiere, Skorpione, einen kleinen Ovambojungen aufgegriffen, der aber nichts zu taugen scheint. Man hat hier meist so ein kleines schwarzes Exemplar von Knabe oder Mädchen für die Kinder; ich merke aber schon, daß bei dem Mißtrauen meiner Frau gegen die Qualitäten einer solchen jugendlichen Kraft die Methode bei uns auf Widerspruch stoßen wird. Die schwarzen Kinder sind in den praktischen Kleinigkeiten des Lebens viel früher entwickelt, verständiger und umsichtiger als die weißen, aber Ferkel sind sie natürlich alle.

Unser ganzes afrikanisches Lebensensemble gefällt den Kindern großartig, wirkt aber auf die Gattin ziemlich deprimierend: es ist furchtbar heiß, die Atmosphäre besteht manchmal den ganzen Tag lang aus einer Wolke von Kalkstaub, das Haus ist noch nicht recht fertig, ohne Vorderveranda, kein grüner Halm weit und breit zu sehen, weil es noch nicht geregnet hat, und jeder Tropfen Wasser muß fast eine Viertelstunde weit eimerweise herangeschleppt werden. Staubwischen wird zu einer Illusion, überall knirscht es dauernd; die ganze Sonnenseite des Hauses ist bei der in den Zimmern herrschenden Temperatur so gut wie unbenutzbar. Das

sind so choses d'Afrique — man kommt irgendwie aus ihnen heraus; jeder liegt hier anfangs hart, aber er macht sich allmählich sein Nest zurecht, und ich wette, es wird kein halbes Jahr dauern, so wird auch meine Frau den Weg aller afrikanischen Frauen gegangen sein und sich dazu bekehrt haben, daß hier gut sein ist. Allzulange werden wir auch hoffentlich nicht in der Kalkwüste wohnen bleiben, denn mein eigenes Haus ist bewilligt. Es soll irgendwo auf den Berg kommen, nach Ober-Windhuk, ins „höhere Beamtenviertel". Ein Trost in der Mühsal hat auch schon begonnen: der Verkehr mit liebenswürdigen Menschen und guten Nachbarn. Am nächsten zu uns wohnen Schmerenbecks, die den schönsten Garten in Windhuk haben. Herr Schmerenbeck ist von allen Weißen in Windhuk der älteste im Lande. Er und seine Gattin haben die Freundlichkeit, mit der sie mir von Anfang an begegnet sind, gleich auch auf meine Familie übertragen.

Windhuk, den 25. November 1904.

Gestern war Abschiedskommers für Gouverneur Leutwein im Hotel Kronprinz. Alle militärischen und Zivilautoritäten und fast das ganze nichtoffizielle Windhuk waren da. Einige Persönlichkeiten opponierten anfangs dem Gedanken einer öffentlichen Abschiedsfeier, aber die Folge dieser Agitation war, daß nun gerade auch diejenigen, die sich sonst vielleicht zurückgehalten hätten, die moralische Verpflichtung empfanden, Mann für Mann zu kommen. Viele von denen, die erst die Hauptschuld an all unserem Unglück auf Leutwein geworfen haben — ich bekenne, daß ich erst auch nach der Seite neigte —, denken jetzt doch schon gerechter und sehen ein, daß für die eigentliche Wurzel alles Unheils, d. h. in erster Linie die ungenügende Sicherung der Kolonie und in zweiter Linie die Landgesellschaften, nicht Leutwein die Verantwortung trägt, sondern das Unverständnis, die Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit zu Hause, vor allen Dingen beim Reichstag. Der Fehler, der nicht mehr gut gemacht werden konnte, geschah damals, als man die Hereros sich mit Tausenden von Hinterladern bewaffnen ließ, und das war vor Leutwein, ja vor François.

Es wurden viele Reden gehalten; ich hielt auch eine auf die alten Afrikaner, als die Lehrmeister der neuen im Lande. Was

wären wir Späterkommenden alle miteinander, wenn uns nicht das Kapital von Erfahrung, das die alten Südwestafrikaner gesammelt haben, mit zur Verfügung stände; sobald wir nur davor nicht zurückscheuten, uns für den Anfang offen als Schüler zu bekennen und zu benehmen. Ich saß dem scheidenden Gouverneur an der Tafel gegenüber. Nach meiner Rede sah er mich ernst an und sagte zu mir: Sie meinen es gut, aber so wie Sie sprechen, werden Sie noch manchen Stellen unbequem werden!

Danach kam eine Szene, bei der niemand, ob Freund oder Gegner des scheidenden Gouverneurs, ohne Bewegung Zeuge sein konnte. Landrentmeister Junker und Obergärtner Bohr marschierten als die ältesten einstigen Angehörigen der Truppe, die damals noch aktiv den Major Leutwein bei seiner ersten Ankunft im Lande vor 11 Jahren mit empfangen hatten, mit den übrigen Veteranen aus jener Zeit um die Tafel, salutierten ihren alten Chef zum letztenmal und tranken stehend ein Abschiedsglas auf sein ferneres Wohl. Es kann nun wohl nicht mehr sein, aber würde Leutwein jetzt noch die Oberleitung des Krieges gegen die Eingeborenen in die Hand bekommen — viele von denen, die gestern bei seiner Abschiedsfeier waren, würden mit mehr Hoffnung in die nächste Zukunft sehen!

Windhuk, den 26. Dezember 1904.

Wir haben Weihnachten gefeiert! Vor einem Jahr war ich oben in Grootfontein. Da ahnte noch niemand etwas vom Kriege; ich hoffte, in kurzem die Meinen hierher nach Windhuk heraufzubringen und dann nach den Vorstudien im Norden mit Eifer im vollen an die mir anvertraute Arbeit für die Zukunft dieses Landes zu gehen. Wie ist das alles, alles anders gekommen! Und nun scheint es wieder einen großen Wechsel für mich zu geben. Oberrichter Richter ist seit Anfang dieses Monats an Typhus erkrankt und seitdem habe ich die faktische Leitung der Entschädigungskommission. Bis Richter wieder gesund ist, wird es in jedem Fall noch Wochen dauern, und dann muß er ohne Zweifel auf Gesundheitsurlaub nach Deutschland. Ich besuche ihn fast täglich im Lazarett. Sein Zustand ist nicht ohne Ernst, und das Fieber steigt täglich von neuem zu

unangenehmer Höhe, aber in den Stunden, wo die Temperatur nachläßt, muß ich ihm immer noch das Wichtigste aus den Geschäften kurz berichten. Er hat mir aber mit Bestimmtheit erklärt, daß er unter keinen Umständen selbst wieder in die Arbeit eintreten und sehr wahrscheinlich überhaupt nicht mehr nach Afrika zurückkehren werde; seiner Meinung nach käme als sein Nachfolger im Vorsitz der Kommission niemand außer mir in Frage, und an meiner Stelle als beamtetes Mitglied Landrentmeister Junker. Wenn das so wird, dann komme ich ganz plötzlich in eine der verantwortlichsten Stellungen, die es jetzt im Lande gibt. Ich könnte nicht wagen, sie auf mich zu nehmen, wenn nicht durch Richters Klugheit und Geschicklichkeit und durch seine von Anfang an auf die Herstellung eines freien Vertrauensverhältnisses zwischen den beamteten und nichtbeamteten Mitgliedern der Kommission gerichtetes Wesen das Prinzipielle bei unserer Arbeit so festgelegt und alles so gut im Gange wäre, wie es der Fall ist. Nur die Erweiterung der ganzen Organisation für den Süden wird nicht ganz einfach sein.

Weihnachten ist das Fest der Familie! Ein Familienweihnachten hier in Afrika muß so lange mehr den Zug der Sehnsucht nach den heimischen vertrauten Umständen des Festes haben, wie die Familie selbst noch nicht die Wurzel eines neuen afrikanischen Heimatgefühls in diesen Boden gesenkt hat. Bei uns wird im nächsten Jahr sicher vieles auch anders sein als es diesmal noch ist. Eins hat uns aber doch bei aller Wehmut ein wenig wahre Festfreude gebracht: das Bewußtsein, Menschen eine Stätte unter unserem — wenn auch künstlichen — Weihnachtsbaum gewähren zu können, die im Augenblick hier noch viel, viel wurzelloser sind als wir. Heut mittag kam Andries de Wet mit seiner jungen Frau und deren Tante, Fräulein Blohm, mit einem langen Transport anderer Geflüchteter aus Gibeon herauf. De Wet ist einer von den Burenemigranten, die nach dem südafrikanischen Kriege, als das bittere Ende da war, über die deutsche Grenze rückten und lieber deutsche als englische Untertanen wurden. Er wurde im Gefecht gegen die Engländer schwer verwundet, überstand, tagelang dem Verbluten nahe, in einem entlegenen Winkel von Buschmannland, vor den

Engländern verborgen, eine unglaubliche Gewaltkur, ging nach Deutschland, um noch während des Kampfes für sein Volk zu werben, und wurde dort mit Ernst v. Bergmann bekannt, der ihn in seine Klinik nahm und das zerschossene Bein glücklich operierte. Dort verlobte er sich mit seiner Pflegerin, Fräulein Hagedorn, ging wieder nach Afrika zurück und erwarb die Farm Sechskamelbaum bei Gibeon. Als das Nest gebaut war, holte er die Braut heim. Ich war im Juni während meiner Arbeit für die erste Schadensstatistik unten in Swakopmund, als die beiden heirateten. Die Tante Blohm begleitete sie für ein paar Monate an Mutterstelle auf ihre Farm. Als sie eben abreisen wollte, brach der Witbooiaufstand aus. De Wet wurde, soviel ich weiß als einziger unter allen Farmern im Bezirk, von einem seiner Hottentotten noch im letzten Augenblick gewarnt, konnte die Karre einspannen, mit den beiden Frauen aufsitzen und mit ihnen, nichts als das nackte Leben rettend, vier Stunden weit in die Feste von Gibeon jagen. Ich traf Frau de Wet am Nachmittag des Heiligabends in einem Store. Einige Windhuker Damen hatten mit dem Nötigsten von Wäsche und Kleidung für den ersten Augenblick ausgeholfen, denn in Gibeon hatte es von alledem nichts gegeben. Ich forderte die drei auf, den Christabend bei uns zu verleben, und sie waren sehr, sehr dankbar. Das ist für dies Jahr unsere eigentliche Weihnachtsfreude gewesen!

Windhuk, den 14. Januar 1905.

Gestern habe ich mit meinem alten Kriegskameraden Heimsoeth den Jahrestag gefeiert, an dem wir beide 1904 auf dem Marsch, auf dem ich von Grootfontein nach Waterberg wollte, Volkmanns Reiter trafen, die uns suchen und zurückholen sollten. Dabei habe ich einen Oberleutnant Füßlein vom Feldvermessungstrupp kennen gelernt, einen sehr liebenswürdigen Offizier, auch Familienvater, der seine Frau und seinen Jungen hierher nachkommen lassen will, da seine Arbeit mehr die des Militärtopographen als des Kriegers ist. Freilich kann hier nie jemand wissen, wie bald er ins Feuer kommt. Füßlein hat mir etwas für mich sehr Wichtiges erzählt, daß der Chef des Vermessungstrupps, Hauptmann v. Hahnke, demnächst nach Gobabis will.

Da könnte ich mich mit meiner Entschädigungskommission anschließen, um auch den Osten klarzumachen. Ohne militärisches Geleit wäre eine Reise dorthin für uns nicht möglich, und eine Extrabedeckung zu verlangen, ist bei der ohnehin herrschenden Not an Mannschaften und Pferden ausgeschlossen.

Windhuk, den 18. Januar 1905.

Am 16. spät abends tauchte noch Füßlein auf, um sich von unseren Erfahrungen Rat für die Uebersiedlung seiner Familie zu holen. Er brachte mir von Hahnke, der meinem Wunsch sehr freundlich gegenübersteht, eine Einladung zu einem gemeinsamen Ausflug auf den Moltkeberg, den höchsten Gipfel des Auasgebirges (ca. 2700 m). Die Herren wollten dort oben einige topographische Gesichtspunkte finden. Die Sache hat gestern den ganzen Tag gedauert, war recht anstrengend, aber höchst lohnend. Man hat oben einen Horizont von über 200 km Radius, sieht den Brandberg und das Erongogebirge bei Omaruru, die Swakopberge hinter Otjimbingue, nach Osten bis zu den Höhen von Gobabis und nach Süden bis weit über das Bastardland. Mir war diese körperliche Ausarbeitung und Abwechslung in der steten Bureauarbeit der Kommission in Windhuk sehr angenehm. Ich bin nun formell zum Vorsitzenden der Entschädigungskommission ernannt, die, wie ich höre, auch schon in der letzten „Woche" abgebildet ist. Dem Schicksal zu entgehen, scheint nicht mehr ganz leicht zu sein. Offenbar ist ein Bild, das während unserer Tagung in Swakopmund bei Bezirksamtmann Fuchs von uns aufgenommen wurde, auf irgendwelchen Wegen an den Scherlschen Verlag gekommen. Der Oberrichter ist endlich wieder Rekonvaleszent und will in dieser Woche zum erstenmal aufstehen, dann aber so bald wie möglich nach Hause. Zum April sollen sich unsere Hausverhältnisse sehr verbessern. Junker, der nach mancherlei Widerständen zu meiner großen Befriedigung und Erleichterung nun doch an meinen bisherigen Platz in der Kommission kommt, läßt seine Familie für den Sommer nach Deutschland gehen, zieht selbst in ein Junggesellenquartier und räumt uns sein schönes Haus ein, bis unser projektiertes Heim fertig ist. Haus Junker liegt an einer der schönsten Stellen von

Windhuk, dicht neben den heißen Quellen, hat einen schattigen, von Junker gepflanzten Baumgarten, Wasserleitung, große kühle Räume und eine prächtige Veranda. Kurz, es ist in allem das Gegenteil des Glutofens in der Kalkwüste, in dem wir jetzt leben. Wenn wir erst dort sind, dann wird auch die Frau anfangen, an Afrika zu glauben!

Ondekaremba, den 22. Februar 1905.

Also endlich wirklich auf dem Marsch nach Gobabis! Lange genug hat es gedauert, und noch im letzten Moment drohte alles schief zu gehen. Ohne den Feldvermessungstrupp steckten wir sicher noch für unabsehbare Zeit in Windhuk fest. An sich ist es Sache des Gouvernements, für die Dienstreisen der Kommission Wagen, Ochsen und Pferde zu stellen. Jetzt ist Krieg, alles was fährt, ist von der Truppe requiriert, und auch an Ochsen große Not. Wir brauchten 16 Ochsen für den Wagen, 6 Pferde für Junker und mich, Herrn Mittelstaedt, den Kommissionssekretär Schenck und mindestens zwei Bambusen für uns vier Weiße. Mit Not und Mühe fanden sich schließlich Ochsen und Wagen, aber mit der Bitte um Pferde für uns hatte das Gouvernement bei der Truppe gar keinen Erfolg. Da schrieb Hauptmann v. Hahnke persönlich an den Kommandierenden, er lege Wert darauf, für die Zwecke des Vermessungstrupps mit den landeskundigen Herren der Kommission zu reisen, und bäte, aus dem Grunde um Stellung der sechs Pferde für die Kommission. Das war dann eine bessere Hilfe für uns, als der wiederholte Hinweis unserseits, daß die Ausgeplünderten im Osten nun schon ein Jahr dort sitzen und auf uns warten. Die Leute müssen alle persönlich samt ihren Zeugen an Eides statt vernommen werden, es ist also wahrhaftig keine Spazierfahrt, die uns obliegt.

Als die Pferde bewilligt waren, nahmen wir die letzte Kette von kleinen Hindernissen nicht weiter tragisch, sondern afrikanisch. Erstens ging eins von den sechsen noch im letzten Augenblick rasch an Sterbe ein, und als Bezirksamtmann v. Eschstruth liebenswürdigerweise seine eigene Schimmelstute als Ersatz anbot, kniff dies brave Tier, schon gesattelt, aus und wurde erst nach einer Meile Galopp wieder eingefangen. Dann stellte sich heraus, daß die Gäule zum Teil nicht beschlagen waren, und als

sie beschlagen werden sollten, daß erst noch Hufe zu beschneiden waren; dann zeigte sich plötzlich, als der Bastardtreiber schon mit der Swipp zum Anziehen für die Ochsen losknallte, daß zwei Eingeborene von dem Wagenpersonal irgendwohin verschwunden waren. Pensmann äußerte sachverständig: Die is bang, Soldat soll ihn auf Pad totschießen! Dummes Zeug — aber die Kerls waren weg, und man mußte neue auf der Werft requirieren. Schließlich treckten die Maultierkarren vom Vermessungstrupp mit dem Kommissions-Ochsenwagen glücklich vorgestern nachmittag los: unter Füßlein, der aus dienstlichen Gründen noch im letzten Augenblick statt Hahnke die Führung übernehmen mußte, und wir vier Mann mit den beiden Bambusen ritten 24 Stunden später nach, um abends auf die Wagenkolonne im Lager zu stoßen. Das kam früher als wir dachten: gleich hinter Kapps Farm, einige 20 km von Windhuk. An einer Vermessungskarre war der Deichselbaum gebrochen und mußte repariert werden. Das hat heut so lange gedauert, daß wir erst abends, bei strömendem Regen und Gewitter, hier ankamen, 40 km von Windhuk. Rusts sind seit einiger Zeit wieder hier auf der Farm mit einigen Reitern von der Truppe als Bedeckung, die felddienstunfähig sind und gleichzeitig sich erholen und Farmbesatzung sein sollen. Das ist eine schwierige Sache. Entweder kommt die Erholung für die Leute zu kurz oder der Schutz für die Farm. Kommen wirklich Eingeborene und rauben oder stehlen Vieh, wie sollen die Leute, die faktisch meist schwer überanstrengt sind, ihnen nachsetzen? Eine Anzahl Farmer aus der Windhuker Gegend drängten aber unten allen Umständen, selbst unter Gefahr neuer Verluste, dahin, ihre Farmen wieder zu beziehen, und an amtlicher Stelle hat man wohl auch den Wunsch gehabt, nach Hause melden zu können, daß die Verhältnisse endlich so weit vorgeschritten seien, um mit dem Farmen, wenigstens um Windhuk, wieder einen Anfang zu machen. So kam denn vor kurzem dies Kompromiß zustande, das ich für ziemlich gefährlich halte. Wie die Dinge liegen, werden neue Verluste an dem kleinen Rest Vieh, mit dem jetzt gewirtschaftet wird, nicht ausbleiben, aber die Beteiligten müssen sich sagen, daß sie selbst die Verantwortung haben.

Okuwaruminde, den 27. Februar 1905.

Noch 87 km bis Gobabis! Es geht sehr langsam mit den Maultieren. Die zweirädrigen Vermessungskarren sind nichts für sie auf unseren afrikanischen Wegen. Wir haben tausend Pfund Last vom Vermessungstrupp noch auf unseren Ochsenwagen nehmen müssen. Die Esel — man sagt hier auf afrikanisch allgemein Esel für Maultier und „Dunkie“ für einen wirklichen Esel — haben sich sehr bald wundgescheuert und kommen sehr schwer voran. Sonst ist die Reise sehr interessant. Wir haben unterwegs die Schäden auf Seeis und Orumbo, einer wunderschönen Farm, die dem stets betrunkenen Genie Conrad gehört, einem unserer vielen südwestafrikanischen Originale, und die auf den Missionsstationen Otjihaenena und Okasewa erledigt. Bei Orumbo war Rasttag, um eine bessere Bespannungsart für die Esel ausfindig zu machen, und die Soldaten gingen auf Springbockjagd. Dann kam die berühmte „Pforte“ von Omitara, wo der Weiße Nosob durch eine interessante Enge zwischen den Bergen tritt und der eigentliche „Osten“ beginnt. Okuwaruminde liegt noch einige Stunden weiter. Hier ist eine Signalstation der Heliographenlinie Windhuk — Gobabis auf einem steilen Hügel über der Pad: von oben prachtvoller Ausblick in die herrliche, im Grün der Regenzeit prangende Steppenlandschaft. Tief unten zwischen üppig grünen Baummassen das schneeweiß in vielen Windungen sich hinschlängelnde Bett des Nosob und ostwärts in der Ferne der niedere Rücken der Witvleyberge, der letzten Erhebung vor Gobabis, die auch eine Heliographenstation trägt. Dahinter fängt die Kalahari an, die große Sandebene des Ostens, deren westliches Randgebiet noch zu Deutsch-Südwestafrika gehört. Landschaftlich gehört diese ganze Tour zu dem Interessantesten, was ich bisher in Südwest gesehen habe, und wirtschaftlich haben diese prachtvollen Weideflächen auch eine große Zukunft.

Gobabis, den 8. März 1905.

Am 2. März mit vielen Aufenthalten und Hindernissen von Windhuk her angekommen. Hier erwartete mich eine große Freude: ein Telegramm, daß mein Bruder, der in den Kämpfen am Schaho fast auf dem Schlachtfeld liegen geblieben wäre, glücklich als

Rekonvaleszent aus der Mandschurei bis nach Moskau zurückgelangt ist. Welch eine seltsame Fügung, daß wir beide gleichzeitig an den entgegengesetzten Enden der Welt — ich in Südwestafrika als deutscher Kolonialbeamter und er im fernsten Ostasien als russischer Reserveoffizier — in den Krieg hinein und so hart am Tode vorbeigekommen sind!

Junker, Mittelstaedt und Schenck blieben am Platz, um zu vernehmen, was hier wohnt. Füßlein und ich stellten fest, daß sich seine topographischen Absichten mit einer raschen Rundreise über die Farmen noch weiter nach Osten, im Distrikt von Gobabis, die mir der Schadensaufnahme wegen erwünscht war, vereinigen ließen, und so ritten wir denn mit einigen Soldaten und einem Packmaultier in vier Tagen bis nach dem letzten im Frieden von Weißen bewohnten Platz vor der englischen Grenze, Stampriet, hinter Oas, und kehrten dann im Bogen südwärts über Zachas, Guikus und Makam zurück. In Oas und Zachas lagen Militärposten, und die Farmer waren auf dem Platz. Sonst war alles verödet, verwüstet, verbrannt und verfallen. Diese Expedition war ganz Kriegsmarsch und auch sonst recht anstrengend, aber höchst interessant und instruktiv für mich. Ich glaube mich grundsätzlich keiner Strapaze und selbst Gefahr, soweit von solcher die Rede sein kann, entziehen zu dürfen, nicht nur wegen der Notwendigkeit, den Schaden genau festzustellen, sondern vor allen Dingen auch darum, weil ich durch diese Art von Reisen trotz der Kriegszeit eine unschätzbare Grundlage für meine spätere Tätigkeit gewinne: persönliche Anschauung aller Teile des Landes. Als Leiter der Ansiedlungskommission müßte ich sonst später das alles mit Zeitverlust nachholen. So aber kann ich, wenn erst die Stunde da ist, die Grundsätze für die Friedensarbeit festzulegen, schon auf der bestimmten Basis eigener, vollkommener Landesanschauung fußen. Ich will deshalb auch alles daran setzen, sei es auch noch zur Kriegszeit, mit der Entschädigungskommission den Süden kennen zu lernen, und wenn ich das den übrigen Kommissionsmitgliedern nicht zumuten kann, so tue ich es allein, auf eigene Gefahr, und bringe das Material zur Beschlußfassung nach Windhuk.

Epukiro, den 14. März 1905.

Jetzt heimwärts. Wir waren zu Pferde ohne den Ochsenwagen von hier aus noch alle in Otjunda (Sturmfeld), wo Leutwein im ersten Hererokrieg 1896 so glänzend gesiegt hat. Dahinter liegt noch zwei Tagemärsche weiter als letzte Farm gegen das Sandfeld Okatawbaka (Spatzenheim), dem einstigen Truppenfeldwebel Spatz gehörig, der schon im Dezember 1903 und Anfang Januar Meldung über eine verdächtige Bewegung unter den Hereros machte, aber um dieses einen Punktes willen können wir unseren stark mitgenommenen Tieren nicht noch vier Tage mehr zumuten. Sonst ist nun der ganze Osten „klar". Ein prachtvolles, ein wunderbares Land. So etwas von Weide wie auf den Farmen nördlich von Gobabis am Schwarzen Nosob habe ich noch nirgends in Südwest gesehen. Hier ist jetzt Ruhetag für die Tiere, aber nicht für uns. Wir haben den ganzen Tag im Freien bei unserem Ochsenwagen unter hohen Kameldornbäumen Sitzung gehalten, Protokolle redigiert, über Schadensfeststellung, weitere Beweiserhebung, Vorschuß usw. für die Farmen von Gobabis bis Otjunda beschlossen. Epukiro mit 30000 Hektar gehört der katholischen Mission, die unter einer Gruppe hier angesiedelter Betschuanen sehr Ansehnliches leistet. Außerdem ist augenblicklich ein großes Feldlazarett unter Stabsarzt Dansauer hier. Jetzt ist es in großen, schönen Zelten untergebracht, leidet aber bei der weiten Entfernung von der Bahn und den furchtbar schwierigen Transportverhältnissen so sehr Not an allem Erforderlichen, daß bei 40—50 Typhuskranken nicht ein Sack Reis, nicht eine Flasche Rotwein oder Fruchtsaft vorhanden ist. Außer den Medikamenten gibt's nur Mehl und zum Glück etwas Milch von den Betschuanen. Wir haben von unseren Vorräten etwas abgegeben, aber was sind der halbe Sack Reis und die paar Flaschen, die wir hergeben können, unter so viele!

Bevor das große Zelt da war, mußten aber die Typhuskranken von der Sandfeldexpedition hinter den weichenden Hereros her in einigen engen, niedrigen Lehmhütten, die ein weißer Ansiedler einmal gebaut hatte, untergebracht werden. Dort zeigte mir der Stabsarzt heute nachmittag das Bett, in dem Hauptmann Klein gestorben ist, derjenige deutsche Soldat, der auf der Ver-

folgung am weitesten in das wasserlose Sandfeld hinein vorgedrungen war, und der den schrecklichen Rückmarsch danach mit dem Typhuslager büßen mußte: vier rohe Pfosten in den Lehmboden gerammt, ein paar krumme Aeste darüber genagelt und zerrissene Leinwand von alten Hafersäcken darauf! So sind unsere Leute hier gestorben. Schrecklich! Und doppelt schrecklich, weil ohne Zweck und Nutzen. Die ganze Verfolgung ins Sandfeld, auf der wahrscheinlich die Hälfte der Hereros und ihr ganzes Vieh zugrunde gegangen ist, war nichts als der furchtbare Ausfluß des starren, militärisch-doktrinären Prinzips, dem wir alle, Land, Menschen, Vieh hier ausgeliefert sind und, wie es scheint, ins Unabsehbare hinein ausgeliefert bleiben! Mit den Hottentotten kann ja nun kein Friede gemacht werden, bevor sie zu Boden gekämpft sind. (Wie lange wird das wohl noch dauern?) Aber ob wohl der Namaaufstand gekommen wäre, wenn man den Hereros gegenüber nach Waterberg nicht weiter Krieg um des Krieges willen, sondern Politik im Kriege gemacht hätte? Morgen geht's nun über Ovingi, Kehorro, Tjetjos Platz am Schwarzen Nosob, an Gobabis und Witvley vorbei direkt auf Okasewa und nach Windhuk zurück.

Windhuk, den 24. März 1905.

Vorgestern abend glücklich zurück. Füßlein ist zu Kaisers Geburtstag Hauptmann im Generalstab geworden. Während wir nach Windhuk hineinritten, blieb er mit seinen Gespannen und Leuten noch einen Tag vor der Avispforte liegen, um alles für den Einmarsch instand zu setzen und lud uns, d. h. die Kommissionsmitglieder von der gemeinsamen Pad und meine ganze Familie, zum Picknick und zur Hauptmannsfeier in sein Lager. Es war sehr hübsch! Mein Aeltester durfte mit und war dauernd in heller Begeisterung. Persönlich und dienstlich bin ich Füßlein und dem Vermessungstrupp im höchsten Grade dankbar für die geleistete Hilfe. Ohne sie wäre gar keine Hoffnung gewesen, daß die Kommissionsarbeit dies große Stück vorwärts kam.

Windhuk, den 28. März 1905.

Es ist vielerlei zu notieren; als erstes und wichtigstes: ich gehe Mitte April auf zwei bis drei Monate zu der bei meiner

Aussendung nach Südwestafrika vorgesehenen Studienreise durch Britisch-Südafrika. Es ist keinerlei Aussicht, jetzt schon nach den Südbezirken zu kommen, weil sie den direkten Kriegsschauplatz bilden. Mein Bericht über die Ostreise für die Kolonialabteilung ist fertig, und Junker und Mittelstaedt erledigen die Schadensaufnahme im Norden: Grootfontein, Outjo, Waterberg, während ich in Kapland und Transvaal bin. Regierungsrat Tecklenburg, der stellvertretender Gouverneur seit Leutweins Heimreise ist, hat mir darin recht gegeben, daß jetzt der einzig mögliche Zeitpunkt für meine Studien- und Vorbereitungsreise nach dem englischen Gebiet ist, wenn ich sie überhaupt hinter mir haben soll, sobald nach Friedensschluß die Ansiedlungskommission in Tätigkeit tritt.

Zweitens: nach vieler Arbeit, langem Redigieren und Umredigieren, juristischen Gutachten und Besprechungen mit alten Farmern ist der mir aufgetragene Entwurf zu einer vollständig neuen Landverkaufsordnung zwischen aller Kommissionsarbeit auch noch fertig geworden und geht, nachdem in dieser grundlegenden Sache zu meiner Freude ein hinreichendes Einverständnis zwischen mir und dem stellvertretenden Gouverneur erzielt ist, gleichfalls nach Berlin.

Drittens: eine unangenehme Sache ist glücklich aus der Welt geschafft. Richter, der, nach einem Rückfall endlich genesen, leider schon nach Deutschland abgereist war, als wir aus dem Osten wiederkamen, hatte mir unmittelbar vor meinem Abmarsch nach Gobabis als wohlwollender Freund und Berater erzählt, daß er vor kurzem in einem militärischen Kreise Zeuge gewesen sei, wie man sich über eine in ihrer Schärfe über das Ziel schießende Bemerkung von mir auf jenem Sektabend in Okahandja bei General v. Trotha, als über die Viehfrage diskutiert wurde, noch nachträglich stark beklagte. Ich habe nun an den Chef des Hauptquartiers, Major Quade, geschrieben und ihm versichert, daß ich mich in keiner Weise an das fragliche Wort erinnern könne; sollte es, wie ich wohl glauben müsse, unter dem Einfluß der vorgerückten Stunde doch gefallen sein, so bedauerte ich das auf das lebhafteste. Darauf hat Major Quade in sehr nobler und loyaler Weise geantwortet: mit diesem meinem Schritte sehe man von militärischer Seite die Sache als freundschaftlich erledigt an. Zu dumm, daß einem so etwas noch passieren kann!

Viertens: Herr Dr. E. Th. Foerster, dem ich in gutem Glauben an seine Loyalität einen Privatbrief über die Siedlungsgesellschaft geschrieben habe, hat aus meinem Brief trotz meiner entgegenstehenden Bitte gerade das, was er nicht veröffentlichen durfte, veröffentlicht und mich als seinen Gewährsmann genannt. Darauf bin ich von Berlin zum verantwortlichen Bericht aufgefordert. Diese Sache ist mir darum sehr unangenehm, weil sie mich in das Licht setzt, als ob ich von mir aus Politik gegen den von mir hochverehrten Kolonialdirektor machen wollte. Ich hoffe aber zuversichtlich, daß ich Herrn Geheimrat Stübel auf jeden Fall, wenn auch nicht meine Geschicklichkeit in dieser Sache, so doch meine optima fides werde glaubhaft machen können.

Fünftens: wir siedeln wirklich gleich nach dem 1. April aus dem Backofen in der Kalkwüste in das schöne Junkersche Haus über, und spätestens im Oktober soll unser eigenes fertig sein. Hurra!! Die Fundamente fangen schon an, über der Erde sichtbar zu werden, und es wird mächtig Material angefahren. Baumeister Redecker hat einen vorzüglich praktischen Plan, mit umlaufender Veranda, gemacht. Gleich hinter dem Hausbau liegt noch der Mist aus dem Kraal, wo im Frühjahr 1904 das gerettete Vieh des Farmers v. Nathusius stand. Anfang Mai, als ich eben aus Grootfontein zurückgekommen war, erschien noch urplötzlich eine kleine Hererobande über den Klein-Windhuker Bergzug herüber und trieb das Vieh, man könnte fast sagen aus Windhuk heraus, fort, ohne daß es möglich war, die Diebe wieder einzuholen.

Heute hatten wir übrigens noch ein kurioses Erlebnis. Während wir auf der Veranda hinter unserem Hause saßen und Kaffee tranken, erschien eine merkwürdige Figur, ein offenbar angetrunkener, stark verkafferter Weißer, der mit allerlei zusammenhanglosen Reden mir irgendwelche Entschädigungsansprüche klarzumachen versuchte. Mit Mühe brachte ich ihn weg nach dem Hotel Stadt Windhuk auf der anderen Seite der Straße und hörte, wie er dort mit Hallo begrüßt wurde: Na, Conrad, Sie sehen ja wieder gut aus! Das war also der berühmte Farmer, Frachtfahrer, Viehhändler und Dichter Conrad, der Verfasser der „Südwestafrikanischen Seufzer", der mit den Hereros von altersher in solcher Freund-

schaft lebte, daß Samuel beim Ausbruch des Aufstandes befohlen hatte, sein Leben sollte geschont werden, obwohl er ein Deutscher sei. Von diesem Conrad kursieren in ganz Südwest unzählige Anekdoten, eine drastischer als die andere. Dieser Tage tauchte der Mann z. B. bei unserem Arzt Dr. Bail auf: Herr Doktor, ich bitte um ein ärztliches Attest, daß ich kein Genie bin! Irgend jemand hatte Conrad verklagt. Der Richter will eine gütliche Einigung erzielen und sagt zu dem Kläger ungefähr: er dürfe das dem Conrad nicht so anrechnen, der sei doch nun einmal „ein besonderes Genie“. Diese Rücksichtnahme auf seine Besonderheit und sein Genie hatte aber den guten Conrad sehr gekränkt, und so kam er dann mit seinem Anliegen zum Doktor. Dr. Bail erklärte ihm darauf, er wolle ihm gern schriftlich geben, daß er, wenn schon kein „besonderes“, so doch auf jeden Fall ein meist „besoffenes Genie“ wäre. Ob er dies Attest haben wolle? Darauf sei Conrad kopfschüttelnd und brummend abgezogen.

Windhuk, den 10. April 1905.

Seit einer Woche sind wir in der neuen Wohnung; die ganze Familie lebt förmlich auf. Der Wechsel ist gar zu wohltuend. Der Unterbambuse Hermann führte in den ersten Tagen vor Freude über das neue schöne Haus ganz wunderbare Hottentottentänze in der Küche auf, so daß man schließlich einen etwas ernsten Ton mit der ganzen Bande reden mußte, um wieder Gesetztheit hineinzubekommen. Nur gestern herrschte wieder große Ausgelassenheit. Ich hatte den Versuch gemacht, ein Faß elsässischen Weißweins aus Deutschland kommen zu lassen und hier abzuziehen. Als das Faß beinahe leer war, bekamen die Bambusen den Rest und eine Schüssel, in die beim Abziehen noch etwas Wein hineingelaufen war. „Gieß das aus“, sagte unser Fräulein zu Pensmann, um zu sehen, was er darauf antworten würde. Pensmann schwingt sich mit listigem Augenzwinkern sogar zu einem Witz in der von ihm sonst stark gemißhandelten deutschen Sprache auf: „Das wird nicht gegossen, das wird gesoffen!“ Der kleine Hermann mußte noch einen halben Eimer Wasser von der heißen Quelle holen, das wurde noch ins Faß gegossen und tüchtig ausgespült; dazu der Wein aus der Waschschüssel. Lauwarm

wurde das Gemisch dann mit großem Behagen von der Gesellschaft ausgetrunken. Folge natürlich, daß Hermann und Pensmann heute morgen zu spät erschienen.

Am 15. früh fahre ich also nach Swakopmund hinunter und dann nach Kapstadt.

Lüderitzbucht, den 20. April 1905.

Regierungsrat Tecklenburg und Finanzdirektor Pahl sind auch mit dem Dampfer von Swakopmund hierher gekommen, um für den geplanten Eisenbahnbau von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop die Frage zu prüfen, wo der Bahnhof in Lüderitzbucht hinkommen soll, welche Geländezuweisungen an die Bahn in Frage kommen, zu welchen Bedingungen usw. Einige Offiziere haben kürzlich eine Stelle gefunden, wo sich ein fester Felsrücken durch den Gürtel der Wanderdünen landeinwärts von Lüderitzbucht hindurchziehen soll. Damit wäre ja das technische Haupthindernis für den Bahnbau beseitigt. Es heißt hier, daß gleich nach Ostern die Eisenbahnvorlage vor den Reichstag kommt. Ich bin deshalb auf das Ergebnis gespannt, weil ich die wirtschaftliche Begründung für die Regierungsvorlage zur Südbahn zum größten Teil geschrieben habe. Als Hafen ist Lüderitzbucht, wie ich jetzt selbst sehe, wirklich gut. Die Bai ist ganz von Felsufern und Felseninseln umschlossen: die Wüstenei ringsum allerdings noch trostloser als bei Swakopmund. Trinkwasser muß in Dampfern aus Kapstadt gebracht oder durch einen sogenannten Kondensator aus Seewasser destilliert werden. Aber Krasnowodsk in Transkaspien ist eine Stadt von 15000 und Baku eine von 120000 Einwohnern, und diese Menschen haben auch in der Hauptsache destilliertes Salzwasser aus dem Kaspischen Meer zum Gebrauch. Wenn nur die Bahn bald käme!

Paarl, den 2. Mai 1905.

Nachdem ich in Kapstadt leider eine Reihe von Tagen mit den notwendigen Besuchen und Vorbereitungen für die Inlandreise verloren habe, bin ich nun endlich mitten in die eigentliche Aufgabe hineingelangt. Ich habe schon eine Anzahl Farmen in der Nähe von Kapstadt besehen und hoffe morgen von hier ins Innere aufzubrechen. Paarl ist ein sehr hübsches Städtchen mit großem Weinbau. Ich habe hier einen deutschen Arzt Dr.

Hamman kennen gelernt, der jung verheiratet ist mit einer de Villiers aus einer der ältesten und nobelsten afrikanischen Familien. Ihr Bruder war Sekretär des Präsidenten Steyn im Freistaat. Es gab viel Interessantes aus der Zeit des großen afrikanischen Krieges zu hören. Nach genauer Erwägung und vielerlei Rücksprache mit sachverständigen Leuten habe ich mich entschlossen, die ganze Tour von hier mindestens bis Kimberley, womöglich bis Bloemfontein, mit einem großen westwärts gerichteten Bogen durch die Karroo zu Wagen, d. h. mit einer zweirädrigen sogenannten Kapkarre mit vier Pferden bespannt, zu machen und die Eisenbahn ganz beiseite zu lassen. Ich hoffe, daß mich Andries de Wet, unser Freund von Weihnachten 1904 her, hierbei begleiten wird. Er will seine Eltern besuchen, im Distrikt von Carnarvon in der Karroo. Das liegt grade auf meiner geplanten Route, und de Wet hat große Lust, diese Fahrt durch sein Heimatland mitzumachen. Ich schätze ihn aufrichtig, als einen Mann von hoher Energie und Intelligenz, von leidenschaftlicher Liebe zu seinem Volk und seiner südafrikanischen Heimat, und ich glaube, daß er, wenn er will, auch in seiner neuen Adoptivheimat eine gute Rolle wird spielen können. Es wäre klug, wenn man bei uns in Südwest verstände, mit solchen führenden Elementen aus dem zu uns eingewanderten Burentum in möglichst freundschaftliche Fühlung zu kommen. Leider sind den Buren in Südwest gegenüber starke Fehler gemacht worden, namentlich was die jetzt aus Kapstadt angeworbenen Leute betrifft. Nachdem das Hauptquartier erst geglaubt hatte, daß man ohne Kapstädter überhaupt nichts mit den von dort gekauften Ochsen und Wagen anfangen könne, und nachdem man den Leuten viel zu vorteilhafte Bedingungen für ihre Arbeit bewilligt hatte, schlug die Stimmung, als man sah, was für eine Art Volk da meist herübergekommen war, ins Gegenteil um, und niemand bei uns kann jetzt wild genug auf die Buren schimpfen. Als ob das der Durchschnitt des richtigen südafrikanischen Burentums wäre, was jetzt nach Südwest gekommen ist! Nun macht man den großen und meiner Ueberzeugung nach schlimmen Fehler, daß man auch die wenigen tüchtigen und echten Buren, die unter den angeworbenen sogenannten Konduktoren sind, in einen Topf mit dem Kapstädter

Gesindel wirft und schlecht behandelt. Das wird, wie ich hier im Kapland schon merke, unter den richtigen Afrikanern sehr übelgenommen. Die Burenfrage in Südafrika ist aber für uns aus bestimmten Gründen von der größten Wichtigkeit. Wir sollten auf das sorgfältigste darauf ausgehen, in den maßgebenden Burenkreisen moralische Eroberungen für uns zu machen und gute, auf gegenseitiger näherer Kenntnis und Achtung gegründete Beziehungen hierher zu gewinnen. Wer aber von unseren maßgebenden Leuten in Südwest denkt wohl an solche Dinge! . . . Eben habe ich also Pferde und Wagen gemietet: von hier aus soll die Karrenfahrt angetreten werden. Karre mit vier Pferden und Kutscher sind zunächst auf einen Monat engagiert: im ganzen für 75 £ = 1500 Mark. Das soll für hiesige Verhältnisse noch nicht einmal teuer sein. Hier im Küstengebiet dicht bei Kapstadt regnet es jetzt fortwährend, und es ist schauderhaft kalt — das richtige deutsche Oktoberwetter. Ein paar Tagereisen ins Innere hinein soll aber die Regenzone (d. h. das Küstenklima) aufhören, und abgesehen von der Kühle der Jahreszeit, soll gerade jetzt die beste Reisezeit für die Karroo sein. Jedenfalls ist es hier bedeutend kälter, als bei uns in Südwest um diese Zeit.

Von Windhuk leider eine schlechte Nachricht: unser Fräulein hat Typhus bekommen, und meine arme Frau hat nun zu den Kindern auch noch die Pflege der Kranken und nichts von Hilfe, weil keine Schwester abkömmlich ist. Diese greuliche Typhusepidemie in Windhuk! Seit man unbegreiflicherweise die Typhuslazarette oberhalb der Quellen angelegt hat, aus denen die Stadt ihr Wasser bekommt, gibt es unten Fall auf Fall. Der Einspruch unseres Zivildoktors gegen diese Anlage ist ohne Berücksichtigung geblieben. Es wäre so leicht, derartige Dinge im Einvernehmen mit den berufenen Vertretern der Landes- und Ortsinteressen zu regeln, aber fast alle die neuen Herren, die fremd aus Deutschland hierher gekommen sind, müssen wohl unwillkürlich die Vorstellung haben, daß es bei uns überhaupt keine Leute gibt, die zu fragen oder mit denen zu beraten für die Allgemeinheit einen Nutzen brächte!

Beaufort-West, den 17. Mai 1905.

Hier ist es wieder außerordentlich lehrreich, und ich habe

einen Tag Station gemacht. Ein gewaltiger Staudamm schafft mit seinem Wasser eine Park- und Gartenstadt von 5000 Einwohnern mitten aus einer Geröllwüste heraus. Dieser Punkt gibt so recht Anlaß, sich einmal über das Wesen der ganzen Wirtschaft in der Karroo klar zu werden.

Durch den Hexriverpaß ersteigt die Eisenbahn mit vielen Windungen und Kunstbauten die Hochebene des zentralen Karroo. Am Fuß des Passes liegt das Tal von Worcester, sechs Stunden Bahnfahrt von Kapstadt entfernt. Es gehört schon zu der regenarmen Inlandzone Südafrikas, aber der Reichtum von fließendem Wasser, der dem Südabfall des die eigentliche Karroo umgürtenden Gebirges entspringt, verwandelt es wenigstens an den Fluß- und Bachläufen entlang trotzdem in einen immergrünen Garten. Mit diesem Grün aber nimmt der Reisende Abschied von der freispendenden Natur auf Hunderte, ja auf Tausende von Kilometern landeinwärts. Oben beginnt der Kampf zwischen den Menschen und der Erde um das Wasser. Auf dem ganzen ungeheuren Raum bis an den Sambesi, bis an das Hochgebirge von Basutoland, Natal und Osttransvaal, bis an den Okawango und den Kunene im äußersten Norden von Deutsch-Südafrika gab es, bevor die Europäer und ihre Nachkommen hier eindrangen, nur ganz wenige natürliche Quellen, hier und da ein dürftiger, kurzer und rasch im Sand oder zwischen Felsentrümmern versiegender Bachlauf, flache Brackwasserpfannen, die in der Trockenzeit nichts als einen weißlichen, bitter-salzigen Bodenausschlag zurücklassen, oder Binsen- und Schilfsümpfe an einzelnen Tiefpunkten, wo während der Regenzeit besonders große Wassermassen zusammenflossen und den Boden bis in große Tiefen durchfeuchteten.

Hundert Jahre dauerte es nach der Festsetzung der Holländer am Kap der guten Hoffnung, bis die ersten weißen Pioniere die Karroo betraten. Noch am Anfang des 19. Jahrhunderts reichten nicht einmal die ersten Vorposten der bodenständigen Besiedelung bis an den Oranjefluß. Dann fing es rascher an vorwärts zu gehen. Schon in den dreißiger Jahren treckten die Vorfahren der heutigen Buren, denen es unter britischer Herrschaft zu enge wurde, über den Strom und gründeten dort ihre eigenen Republiken. Aber die Karroo wurde darum nicht leer, sondern blieb

besiedelt. Heute ist, wie der Bur sagt, „die Welt dort überall zugemacht“, d. h. jeder Farmer hat auf allen Seiten einen Nachbarn sitzen. Freies Land, das der Regierung gehört, gibt es in der ganzen Kapkolonie, vom britischen Betschuanaland abgesehen, nur noch in einigen ganz besonders öden Distrikten des äußersten Westens und Nordwestens.

Wer die Karroo zum erstenmal sieht, begreift zunächst schwer, wie und wovon hier Menschen überhaupt leben sollen. Der flüchtige Reisende eilt auf der Eisenbahn gelangweilt durch die scheinbar vollkommene Oede von endlosen zerfallenen und zerfallenden Felstrümmern, grau verdorrten und unscheinbaren Zwergbüschen, von Staub, Glut und schreckhaft kahlen Gebirgszügen, Tafelbergen und isolierten Kuppen dahin und ist froh, wenn er zwischen Kimberley und den Hexriverbergen wenigstens eine Nacht verschlafen kann. Ich habe mir auf dieser Reise die Karroo nicht nur vom Schlaf- und Speisewagen aus angesehen, sondern habe schon viele hundert Kilometer abseits der Bahnlinie in ihr mit Pferden zurückgelegt und bin von Farm zu Farm gezogen, um jenes Ringen, das Mensch und Erde miteinander um das Wasser führen, in allen seinen Einzelheiten und Wechselfällen so eindringlich kennen zu lernen, daß auf Grund dieser Beobachtungen auch ein Urteil über die wirtschaftliche Zukunft ähnlicher Gebiete in Deutsch-Südwestafrika möglich erschien. Wenn irgendwo, so ist hier jedes Urteil gewagt, das sich nicht auf ein zahlreiches, ich möchte beinahe sagen massenhaftes Beobachtungsmaterial stützt. Auf den ersten Anblick einförmig und in wenigen Typen mit geringen Abweichungen sich wiederholend, sind die Mittel zur Wasserbeschaffung je nach der Besonderheit des Orts im einzelnen doch so verschieden, daß es unmöglich ist, irgendwelche Schlüsse zu verallgemeinern, bevor man wirklich große Entfernungen zurückgelegt und Hunderte von Plätzen gesehen hat.

Das physiologische Wirtschaftsprinzip in der Karroo ist an sich sehr einfach. Einige hunderttausend Quadratkilometer Boden — ungefähr halb so viel wie Deutschland hat — tragen einen kleinen krautartigen, drei bis viermal handhohen Busch, den sogenannten Karroobusch. Wenn es geregnet hat, ist er frisch, grün und saftig; nach langer Trockenheit verdorrt er scheinbar

vollkommen und bietet einen trostlos grauen, toten Anblick dar, um wieder grüne Zweiglein zu treiben, sobald es im nächsten oder übernächsten Jahre von neuem regnet. Auch in seiner dürren Gestalt bietet er Schafen noch Nahrung; ist er frisch, so gibt es überhaupt keine bessere für Kleinvieh. Den Karroobusch in Fleisch und Wolle umzusetzen, ist das Grundprinzip der Farmwirtschaft in diesem ungeheuren Trockengebiet. Der Karroobusch und seine Verwandten wachsen überall in der Karroo, mit Ausnahme der völlig denudierten Gebirgszüge und ganz steilen Abhänge. Ein Hektar Karrooland bietet die Jahresweide für ein Schaf, d. h. im Durchschnitt — es gibt besonders gute Striche, wo man drei Schafe auf einen Hektar rechnen kann, und schlechte, wo ein Schaf drei, vier, ja selbst sechs Hektar braucht. Das Gebiet, das die Afrikaner Karroo nennen, ist mindestens so groß wie Deutschland östlich der Elbe; nimmt man die etwas besser gestellten, aber immer noch nahe verwandt gearteten Nachbargebiete im Osten hinzu, so hat es Weide für 30 bis 40 Millionen Schafe: Weide — aber kein Wasser, oder doch so wenig Wasser, daß, wenn die Besiedelung sich auf die von Natur vorhandenen Wasserstellen beschränken wollte, die Farmen im Lande so zerstreut liegen würden, wie die schwarzen Flecken auf dem gelben Fell des Leoparden. Dazwischen wüchsen all die Milliarden Karroobüsche nutzlos, denn ohne Wasser kann weder Fleisch noch Wolle jemals aus ihnen werden.

Nachdem also die natürlichen guten Tränkstellen besetzt waren, begannen die Farmer auch anderwärts nach Wasser zu suchen. Es ist eine immense Menge Geld und Arbeit während der letzten 70—80 Jahre für das Wassersuchen und -aufmachen in der Karroo verwendet worden, und zwar lange Zeit von jedermann rein auf eigene Faust, ohne Anhaltspunkte und ohne Belehrung, die aus geologischen, meteorologischen und sonstigen allgemein physikalischen Erkenntnissen hätten fließen können. Die wissenschaftlich-physikalische Erforschung des Kaplandes hat erst eingesetzt oder doch erst praktisch verwertbare Resultate gezeitigt, als die Besiedelung selbst der innersten und entfernten Karroodistrikte so ziemlich vollzogen war. Die Karroo (es kommt darauf an, wie weit man die Grenzen steckt) mag ca. 4000 bis 5000 Farmen zählen, und wenn man die

von Beginn des Wirtschaftsbetriebes an überall aufgewandten Kosten für die Wassererschließung im Durchschnitt auch nur auf 10 000 Mark pro Farm schätzt, so sind diese 40—50 Mill. Mark Gesamtkosten ein Betrag, der hinter der Wirklichkeit wahrscheinlich noch weit zurückbleibt. Ich selbst habe nicht wenige Karroofarmen gesehen, auf denen allein der Herstellungswert der Dammanlagen zur Wasseransammlung zwischen 30000 und 150000 Mk. betrug, ungerechnet die Brunnensprengungen, Bohrungen, Leitungen, Windmotore, die gemauerten und metallenen Sammelbassins für das Wasser u. dgl. m.

Hier ist der Punkt, wo wir in Südafrika etwas Entscheidendes zu lernen haben. Hätte damals für die erste Besiedelung der zentralen, westlichen, nördlichen und östlichen Karroo die Summe von praktischer Erkenntnis geologischer und verwandter Natur zur Verfügung gestanden, die jetzt im Kapland durch die Arbeit der wissenschaftlichen Hilfskräfte des Gouvernements geschaffen ist und noch Jahr für Jahr erweitert wird, und wäre außerdem von Anfang an das jetzt geübte System weitsehender staatlicher Unterstützung für alle Wasseranlagen in Wirkung gewesen, so hätte ohne jede Frage bei weitem der größere Teil jener vielen Millionen gespart werden können. Die wenigen Jahre wirklichen Besiedelungsfortschritts, die wir in Deutsch-Südafrika bis zum Ausbruch des Aufstandes erlebt haben, zeigten in dieser Beziehung genau dasselbe Bild wie in früheren Jahrzehnten das Kapland: verhältnismäßig die größten Summen gingen nicht für die wirkliche Erreichung des angestrebten Zwecks drauf, sondern viel eher für die Bezahlung der Erfahrung, wie man es nicht machen muß. Man sollte meinen, daß diese doppelte Predigt von jenseits der Grenze und aus der bisherigen Entwickelungszeit der eigenen Kolonie allmählich doch laut genug sein müßte, um sofort nach Beendigung des Kriegszustandes mit wirklicher Tatkraft und mit umfassenden Mitteln an die Herstellung der unumgänglich notwendigen wissenschaftlichen Grundlagen für das Besiedelungswerk über das ganze Land hin zu gehen.

Die Karroo in aller ihrer scheinbaren Trostlosigkeit ist doch von Anfang an bis heute das Rückgrat für den großartigen Wollexport des Kaplandes gewesen und geblieben. Daß die Woll-

produktion sich gegenwärtig vermindert, geht auf eine Reihe zeitlich bedingter Ursachen zurück und soll nur im Vorübergehen erwähnt werden. Im Vergleich mit Deutsch-Südafrika gehört der Durchschnitt der Karroo nicht an die Seite unserer besseren und besten, sondern der mittelmäßig bedachten, ja direkt der schlechtesten Landesteile. Was aus der Karroo geworden ist, kann aus dem deutschen Namalande im Verhältnis noch lange werden, nachdem infolge des jetzigen Aufstandes mit dem verwirkten Stammesbesitz der Hottentotten gründlich und endgültig aufgeräumt sein wird.

Aber die Karroo steht jetzt außerdem noch vor einem neuen Abschnitt ihrer wirtschaftlichen Entwickelung. Auf die Not und die schweren Verluste während des großen südafrikanischen Krieges folgte eine Reihe besonders dürrer Jahre und brachte die meisten Farmen bis an den Rand des Verderbens. Wer vor dem Krieg 5000 Schafe gehabt und durch den Krieg hindurch ein Drittel davon gerettet hatte, dem nahm die Dürre in den Jahren 1901 bis 1904 den Rest bis auf wenige Hunderte. Millionen von Stück Kleinvieh verhungerten vor Nahrungsmangel oder verdursteten, weil die Staubecken, die Brunnen und Quellen versiegten. Die Rettung für die Ueberbleibsel kam nur daher, daß man sie auf die Eisenbahn setzte und so nach dem früheren Oranjefreistaat brachte. Dort waren die Viehverluste durch den Krieg noch größer gewesen als im Kapland, die Dürre danach aber nicht so intensiv. Die weiten, jetzt des Viehs beraubten Weideflächen der Freistaatfarmen zwischen Oranje und Vaal haben den Herden aus der Karroo, so viele sie noch erreichen konnten, das Leben erhalten. Wäre der Freistaat noch so voll von Groß- und Kleinvieh gewesen wie vor dem Burenkriege, so hätten sich die Zustände in der Karroo kaum anders als zu einer totalen Katastrophe gestalten können.

Diese Erfahrungen haben die kapländische Regierung im Verein mit den Lokalverwaltungen und den Farmern selbst veranlaßt, seit einigen Jahren mit einem in dem Umfange, wie es jetzt geübt, dort neuen System der Wasserbeschaffung vorzugehen: mit Tiefbohrungen, d. h. solchen von 300 Fuß und darüber. Ermöglicht werden diese für die Farmwirtschaft dadurch, daß die Regierung von vornherein mehr als die Hälfte der Kosten auf

öffentliche Mittel, und zwar ohne spätere Rückforderung, übernimmt. Diese Bohrungen haben gezeigt, daß wirklich große unterirdische Wasservorräte in der Karroo innerhalb der Tiefenstufe von 200 bis 400 Fuß angeschnitten wurden. Aus dieser Zone aber liefern die Bohrlöcher — in vereinzelten Fällen sogar als artesischer Springquell — Wassermengen von 70000—250000 l täglich. Damit ist über alles Trankbedürfnis für das Vieh hinaus die Möglichkeit einer wirklichen Landbewässerung in dem Umfange gegeben, daß an den Anbau von Futterreserven für Jahre hochgradiger Dürre gedacht werden kann — in erster Linie Luzerne.

Zwar fehlt noch viel daran, daß diese Wendung sich nun bereits wirklich im großen auszubreiten anfinge, aber der Weg ist gewiesen, und sie wird kommen. Mit den Niederschlagsverhältnissen innerhalb der Karroo können innerhalb Deutsch-Südafrikas nur die regenärmeren und -ärmsten Gebiete verglichen werden. Finden sich also selbst in denjenigen Karroodistrikten, die an Regenhöhe unter dem Durchschnitt unseres Südbezirks Keetmanshoop stehen, in der gehörigen Tiefe so reiche Wasservorräte, so können wir daraus für die Verhältnisse bei uns im allgemeinen keine anderen als die ermutigendsten Schlüsse ziehen. Allerdings heißt es nun auch die Probe auf das Exempel machen, und davon ist bisher für unser Teil entweder gar nicht oder nur höchst bedingt die Rede gewesen.

Es ist ein billiges Vergnügen, die Oberfläche des Kaplandes oder ganz Südwestafrikas in Quadratkilometern oder Hektaren gegen die Deutschlands zu halten, und dann etwa hinzuzufügen: ein Hektar Karroo ernährt ein Schaf, ein Hektar Deutschland nährt eine Bauernfamilie — da habt ihr den wahren afrikanischen Wert! Selbstverständlich gehört in Südafrika ein Vielfaches von Bodenmenge im Verhältnis zu Europa dazu, um denselben Ertragswert, will sagen dieselbe Kaufkraft auf dem Weltmarkt hervorzubringen. Das spricht sich schon darin aus, daß inkl. der Bevölkerung in den Minenstädten zwischen Kap und Sambesi kaum eine Million Weiße leben. Aber dafür hat ja Afrika seine gewaltige Ausdehnung, dafür ist ja Deutsch-Südafrika nach Abzug der ganz und halb sterilen Regionen so groß wie das ganze

Deutsche Reich, um mit der mächtigen Quantität seine auf die Flächeneinheit bezogene, qualitativ geringe Ergiebigkeit zu weltwirtschaftlich ins Gewicht fallenden Beträgen sich auffsummen zu lassen. Was verschlägt es für das Endergebnis, wenn ein Hektar nur ein Schaf nährt, sobald man einige Dutzend Millionen von Hektaren zur Verfügung hat? Das ist der Fehler, den die meisten Kritiker zu Hause machen, daß ihnen der Maßstab für unsere afrikanischen Dimensionen fehlt.

Eine Karroofarm ist, sagen wir, 10000 Hektar groß. Sie trägt 5000 Schafe, eine Anzahl Rinder, einige Pferde. Der Farmer hat eine zahlreiche Familie, er läßt seine Kinder in der Stadt erziehen, beschäftigt eine Menge Farbige, Viehwächter und Arbeiter, die mit Weibern und Kindern auf der Farm wohnen. Er erweitert und verbessert fortgesetzt seine Wirtschaftsanlagen, sein Wohnhaus, seine Nebengebäude; er vermehrt die Zahl seiner Staudämme, vertieft seine Brunnen, setzt neue Pumpen und Motore auf, ersetzt die hölzernen Pfosten der Stacheldrahtumzäunung, die seine Farm umgibt, durch eiserne, baut Wasserleitungen, um Luzerne, Weizen und Mais zu säen, Obstbäume und Wein zu pflanzen; er reist dazwischen einmal nach Europa oder Amerika. Das alles liefert ihm der Ertrag von der Farm — der Farm, die in der Karroo, der scheinbar trostlosen, staubigen, hungernden und durstenden Busch- und Steinsteppe liegt. Zu der Wolle, die er Jahr um Jahr von seinen Schafen schert, bringt ihm das Kleinvieh jährlich fast noch einmal seinen eigenen Wert in Gestalt der regelmäßig aufwachsenden Nachzucht dar. Sicher fegt dazwischen einmal ein Naturereignis, vor allem die Dürre, hinein und verringert seinen lebenden Besitz, wenn es schlimm kommt, auf einen Bruchteil davon, was vorher da war; aber auf die Dürre folgt dann auch wieder Regen, und bei der Höhe und Raschheit der Vermehrungsrate beim Kleinvieh ist nach einigen Jahren der alte Stand doch wieder erreicht. Man braucht nur zu erwägen, daß fast alle Erzeugnisse der Metallindustrie, fast alle Luxusartikel, Möbel, Hausgeräte, Kleiderstoffe nach Südafrika importiert werden, um zu ermessen, welch eine Kaufkraft ein solcher entwickelter Farmbetrieb auf demjenigen Markt darstellt, von wo er seinen Bedarf bezieht.

Das englische Südafrika kauft gegenwärtig massenhaft von Amerika: Baumaterialien, Wellblech, Umzäunungsdraht, alle Arten von Wirtschaftsmaschinen. Ich habe bisher noch kaum eine Farm gefunden, wo es kein Pianino oder Harmonium gab. Alle diese Instrumente kommen aus Amerika. Ich bin öfters mit Farmern in der Karroo ihr jährliches bares Anschaffungsbudget durchgegangen. Jetzt, wo die dürren Jahre auf die Kriegsjahre gefolgt sind, müssen sie natürlich alle sich aufs äußerste einschränken — normalerweise ist der fortlaufende Bedarf an Gegenständen europäischer oder amerikanischer Einfuhr nicht selten ganz verblüffend hoch. Einige Tausend solcher Betriebe repräsentieren bereits eine Kaufkraft von einer ganz stattlichen Anzahl von Millionen Mark. Wolle, Fleisch und andere Produkte der Viehzucht gehören zu denjenigen Artikeln des Welthandels, denen es nie an reichlichem Absatz fehlen wird. Wer gesehen hat, was die kapländische Karroo produziert und verbraucht, verkauft und kauft, und wer dazu das deutsche Südafrika kennt, der müßte sich absichtlich verblenden oder jeder Urteilsfähigkeit ermangeln, wenn er zweifeln wollte, daß unser Besitz nicht nur derselben, sondern einer noch weit kräftigeren wirtschaftlichen Entwickelung fähig ist. Ueber den deutschen Teil von Südafrika ein Werturteil abzugeben, ohne den englischen zuvor gesehen zu haben, ist gar nicht möglich. Niemand kann das stärker empfinden, als ich in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, wo ich zwei Wochen lang mit Pferd und Wagen auf Kunststraßen und Landwegen — Eisenbahn fahren hat gar keinen Zweck, wenn einer das Land gründlich kennen lernen will — unterwegs gewesen bin und noch ebensoviel, vom Kap bis in den Freistaat, vorhabe.

Von hier habe ich auch eine Ausfahrt zu einigen Staudämmen in der Umgegend gemacht, und war auf der Rückkehr zu dem großen Beaufortdamm über der Stadt wieder erstaunt darüber, wie solch ein Werk die ganze Landschaft verändern kann! Alle Häuser hier in Beaufort West haben große Baumgärten, hohe stattliche Alleen durchziehen die Straßen, ein öffentlicher Park mit prachtvollen Spielplätzen und sogar richtige Straßensprengung mit Wasserwagen lassen es vollständig vergessen, daß rings in die Runde sich auf viele hundert Kilometer die baum-

und schattenlose, verbrannte, steinige Karroo dehnt, und daß in stundenweitem Umkreis kein Tropfen Quellwasser dem dürren Boden entspringt. Die ganze Oase inmitten der Oede wird nur durch den Damm geschaffen, der dicht oberhalb der Stadt ein aus den Nieuveveldbergen kommendes Flußbett absperrt und die zur Regenzeit dort herunterbrausenden Wassermassen zu einem künstlichen See aufstaut. Aus diesem Staubecken wird das Wasser in die Stadt, in die Straßen und Gärten geleitet, aber auch abgesehen hiervon hat es die Wirkung, daß durch den langsamen unterirdischen Sickerprozeß das ganze Erdreich unterhalb des Dammes dauernd so weit durchfeuchtet wird, daß die großen Baumpflanzungen im Notfall auch längere Zeit ohne direkte Wasserzufuhr auskommen können. So geschah es, wenn ich nicht irre, im Jahre 1903, wo der Regenfall so gering war, daß der „Damm“ während des größten Teils des Jahres ausgetrocknet dalag, ohne daß die Bäume Schaden gelitten hätten. Das Staubecken von Beaufort-West ist mir auch ein schlagendes Beispiel gegen die in Windhuk öfters geäußerte Befürchtung gewesen, daß die Malaria im Gefolge solcher großer künstlicher Wasseransammlungen gefährlich zunehmen würde. In Beaufort, das so unmittelbar am Wasser liegt, daß bei einem Bruch des Dammes (der übrigens praktisch nicht zu befürchten ist) der ganze Inhalt des Beckens direkt in die Stadt stürzen würde, ist Malaria, von vereinzelt eingeschleppten Fällen abgesehen, überhaupt unbekannt. Was diese Seuche anbetrifft, so könnte also zwischen den beiden Windhuker Projekten der Flußsperrung an der Avispforte oberhalb oder bei Pockiesdraai unterhalb der Stadt ruhig gewählt werden, falls man sie nicht beide ausführen kann.

Jede Farm in der Karroo hat ihren Staudamm, die meisten haben mehrere, und nicht wenige ein halbes Dutzend oder noch mehr. An den Dämmen sind in der Regel unmittelbar unterhalb des Erdaufwurfes lombardische Pappeln in ein oder zwei Reihen gepflanzt, deren Wurzelwerk die ganze Basis der Schüttung durchsetzt und durchfestigt. Die meisten Dämme dienen nur zum Viehtränken; größere Anlagen auch zur Berieselung einiger Morgen oder Hektare Land für Luzerne, Weizen, Mais und Fruchtgärten. Jede bessere Farm hat auf diese Weise eine oft recht stattliche

Pflanzung von Obstbäumen, gewöhnlich Aprikosen und Pfirsiche. Diese werden weniger zum Verkauf als zum eigenen Gebrauch der Familie gezogen und zentnerweise getrocknet und eingekocht. In sehr dürren Jahren versagen aber selbst die größten Dämme, und gerade dann ist das Bedürfnis nach einer künstlich angebauten Futterreserve für die Herden am allerdringlichsten. Erwägt man dazu, daß die Kosten für einen großen Damm nicht unter tausend Pfund betragen, und daß nicht auf allen Farmen die natürlichen Anlageverhältnisse günstig sind, so versteht man es, wie sich die fortgeschritteneren Farmen jetzt mehr und mehr den Tiefbohrungen zuwenden mit Betrieb der Pumpwerke durch große Windmotore oder selbst Dampfmaschinen. Die im Kapland gebräuchlichen Lokomobilen sind so konstruiert, daß man sie nicht nur mit Holz oder Kohle heizen kann, die es beide in der Karroo nicht gibt, sondern auch mit getrocknetem Mist aus den Viehkrälen, der massenhaft vorhanden ist.

Je weiter gegen Norden und Nordwesten, gegen den Oranje und das sogen. Große Buschmannland zu, desto niedriger wird der wirtschaftliche und persönliche Kulturgrad der Farmen und der Farmer. Im größten Teil der Karroo überraschen aber die Farmen den Besucher, der mit der allgemeinen Vorstellung von „Burenwirtschaft" ins Land kommt, durch die Stattlichkeit der Gebäude und die Wohlhabenheit der Einrichtung — vorausgesetzt immer natürlich, daß man nach Geschmack und Material südafrikanische Verhältnisse und keine abendländisch-europäischen zum Maßstab nimmt. Mit ganz seltenen Ausnahmen ist die Landbevölkerung, soweit ich die Karroo kennen gelernt habe, nach Sprache und Nationalgefühl holländisch-afrikanisch. Das Kapholländische, die sogen. „Taal", ist übrigens von der holländischen Schrift- und Umgangssprache so verschieden, daß ein älterer Bur, der mich mit einem Reisegefährten deutsch sprechen hörte und natürlich den Inhalt nicht verstand, während ihm einzelne Worte an die „taal" anklangen, kopfschüttelnd meinte: das Hochholländische sei doch von der Burensprache recht verschieden!

Auch wir haben schon nicht wenige Buren als Ansiedler in Deutsch-Südafrika, und der Andrang zu uns wird sich jetzt, wo so viele junge Leute aus dem Kapland und den früheren Repu-

bliken für Transportzwecke bei der Truppe angeworben sind und zu Hause von unserm Land erzählen, sehr vermehren. Jetzt verstehe ich auch das Lob dieser kapländischen Buren, die ich vor meiner Reise hierher bei uns getroffen habe, über Deutsch-Südafrika sehr gut. Wenn die Buren aus der Karroo das gemacht haben, was ich nun vier Wochen lang kennen gelernt habe, so wäre es allerdings das schlimmste Zeugnis, das es für uns Deutsche gäbe, wenn wir aus unserm Stück Südafrika nicht mit der Zeit noch ganz erheblich mehr machten. Wären Herero- und Namaland nicht durch die Wüste am Meer und durch lange wasserlose Durststrecken auf der Landseite so von dem übrigen Südafrika abgeschlossen, so hätte man ihre Güte auf dieser Seite auch schon lange erkannt und sie waren längst unter englischer Flagge!

Prieska, den 21. Mai 1905.

Von Beaufort-West interessante Fahrt nach Carnarvon; von dort über den großen Staudamm von Van Wyks Vley hierher nach Prieska am Oranjefluß: mitten durch das Trockenfeld der westlichen Karroo. Hier sind Studien über die wirtschaftliche Ausnutzung unseres Südens, des Keetmanshooper Bezirks, zu machen! Was die Karroofarmer seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aus diesen dürren Landstrichen geschaffen haben, das kann auch noch aus den schlechtesten Teilen unserer Kolonie werden, wo überhaupt noch etwas Weide und Wasser ist. Meine Methode, auf jeder Farm unterwegs vorzusprechen, die Leute zu besuchen — alles ohne Ausnahme Buren und grimmige alte Kaprebellen —, nach allem und jedem zu fragen, Vieh, Dämme, Brunnen zu besehen, bewährt sich sehr gut. Schade nur, daß Andries de Wet nicht mit dabei ist. Der Arme liegt in Worcester am Typhus. Sicher hat auch er die tückische Krankheit sich noch aus Windhuk mitgebracht. Auf seine Empfehlung habe ich aber einen jungen Buren aus Paarl zum Reisebegleiter engagiert, Michael Thom, der mir von größtem Nutzen ist. Sein Vater ist auch ein bekannter Kaprebell, und diese Einführung ist für mich bei den mißtrauischen Afrikanern auf ihren Farmen entscheidend.

Im Distrikt Carnarvon habe ich auch ein interessantes und lehrreiches Beispiel für die in Südafrika viel umstrittene Frage der sogenannten Kleinsiedlung aufgesucht. Es ist der berühmte Staudamm von Van Wyks Vley, durch den der Abfluß des Carnarvonriver und einer Anzahl Seitenflüsse in den Hartebeestfluß und den Oranje gesperrt wird. Der Damm selbst ist ein imposantes Bauwerk; er hat ungefähr eine halbe Million Mark gekostet, und die aufgestaute Wasserfläche genügt bei ihrem jetzigen Stande, um ca. 1000 Hektar Weizenland zu bewässern. Trotzdem ist das Gesamtergebnis nicht dazu angetan, uns in Südwestafrika ohne eine sehr genaue und kritische Prüfung der jedesmal vorliegenden besonderen Verhältnisse zur Nachahmung zu ermutigen. Abgesehen davon, daß das Wasser im Staubecken mit der Zeit einen solchen Salzgehalt annimmt, daß die berieselten Ländereien für die Bebauung zu brackig werden und verlassen werden müssen, sind die Produktionskosten für den Weizen von Van Wyks Vley doch so hoch, daß die ca. 40—50 Ansiedler selbst auf dem Markt des noch nicht 100 km entfernten Carnarvon nicht mehr mit dem überseeischen amerikanischen Getreide werden konkurrieren können, sobald die jetzt im Bau begriffene Zweigbahn von der Hauptlinie Kapstadt-Kimberley nach Carnarvon fertig ist. Um die Leute zu halten, würde dann der Regierung kaum etwas anderes übrig bleiben, als den Wasserzins so weit herunterzusetzen, daß er nicht mehr die Kosten für Verzinsung, Unterhaltung und Verwaltung des Stauwerks deckt. Damit aber wäre in diesem Falle das Urteil über den volkswirtschaftlichen Nutzwert der ganzen Anlage gesprochen. Die Frage, ob es praktisch ist, derartige große Stauwerke zu bauen und mit ihrer Hilfe eine Getreide produzierende, bäuerliche Kleinsiedlung ins Leben zu rufen, ist auch für uns in Deutsch-Südafrika wichtig und umstritten. In Kreisen der alten und praktisch erfahrenen Landeskenner überwiegen die Zweifel und Bedenken, und wenn ein solches tatsächliches Gegenbeispiel wie die Anlage von Van Wyks Vley auch noch lange keine grundsätzliche Entscheidung bringt, weil die natürlichen Verhältnisse überall verschieden sind, so fordert es doch zu sehr großer Vorsicht auf. Gerade mit den beiden Gefahren, die dieser Fall aufweist, wird man immer zu rechnen haben: 1. mit der Ver-

salzung des Staubeckens infolge der steten Verdunstung des aufgespeicherten Wassers und der parallel mit dieser fortschreitenden Konzentration der von ihm ursprünglich mitgeführten Salze, und 2. mit der plötzlichen Veränderung aller Preis- und Absatzverhältnisse, auf denen die ursprüngliche Berechnung der Rentabilität beruhte, durch das Näherrücken der Eisenbahn.

Kimberley, den 27. Mai 1905.

Also die erste Hauptetappe auf dieser großen Studienfahrt über Land ist jetzt erreicht. Die Kapkolonie liegt hinter mir und der Freistaat vor mir. Er ist jetzt eine englische sogenannte Kronkolonie, d. h. eine Kolonie ohne Selbstverwaltung und ohne repräsentative Verfassung, unter der absoluten Diktatur eines englischen Gouverneurs. Offiziell heißt er Oranje River Colony, nach englischer Sitte abgekürzt: O.R.C. Die alten oppositionellen Afrikaner lesen das dann freilich anders, nämlich: Our Robbed Country. Mein Plan ist, hier, wo für die Farmwirtschaft nicht soviel zu lernen ist, nur ganz kurze Station zur Erholung der Pferde zu machen, und dann über Land nach Jacobsdaal, Dejagersfontein und Bloemfontein, mit verschiedenen Schleifen und Abstechern nach bekannten und gut bewirtschafteten Farmen, zu gehen. Michael Thoms Geleit hat sich für mich als so wertvoll erwiesen, daß ich den jungen Mann unter allen Umständen so weit wie möglich mitnehmen möchte, denn als Sohn eines sehr populären Vaters, der im Kriege von den Engländern ins Gefängnis gesetzt worden ist, weil er sich standhaft weigerte, ihnen Fahrzeuge aus seiner Wagenbauerei in Paarl zu liefern, ist er für mich auf jeder Farm ein lebendiges Einführungsschreiben. Um aber das Gebiet der beiden einstigen Republiken zu betreten, muß jedermann eine besondere Erlaubnis vom englischen High Commissioner in Johannesburg haben. Das hat für Thom große Schwierigkeiten gemacht. Sein Vater steht auf der schwarzen Liste der englischen Regierung, die noch vom Kriege her in Kraft ist, und es mußte viel mit Hilfe unseres Konsuls hier in Kimberley mit Johannesburg telegraphiert werden, bis endlich die Erlaubnis kam. Der junge Mensch ist ganz unbändig stolz darauf, daß die englische Regierung ihm solche Schwierigkeiten

gemacht hat. Er fühlt sich nun erst förmlich als politisch vollwertig anerkannt und wird sich nicht schlecht darauf unterwegs zugute tun. Wir müssen eilen, um unsere Rundfahrt noch bis Pfingsten fertig zu bekommen, denn dann soll ein Extrazug nach Rhodesia hinaufgehen, nach Bulawayo und den Viktoriafällen. Dort soll, was freilich nicht zu meinem Studium gehört, aber ganz interessant zu sehen sein wird, eine Regatta mit Booten und Mannschaften stattfinden, die von Kapstadt, Durban, Port Elizabeth, Johannesburg usw. per Bahn hinaufgeschickt sind. Eine echt englische Sache!

Bloemfontein, den 6. Juni 1905.

Eine sehr anstrengende, aber sehr, sehr lehrreiche Reihe von Tagen liegt hinter mir. Ich habe so viel gesehen und so viel Beobachtungen machen können, wie ich mir bei unserer Abfahrt von Kimberley kaum zu hoffen getraute. Mittags am 28. Mai Abfahrt von Kimberley, das hart an der Freistaatgrenze liegt, nach Jacobsdaal. Der Weg führt über das Schlachtfeld von Magersfontein, wo Lord Methuens letzter Ansturm für den Entsatz von Kimberley zerschellte. Kurz vorher passiert man eine reiche und blühende Burenfarm, eine der besten im Lande: Mauritsfontein oder Scholznek, nach der Familie Scholz so genannt, die dort jetzt in der vierten Generation sitzt. Wir hielten einen Augenblick an und wurden, wie üblich, zu der ewig bereiten Tasse Kaffee aufgefordert. Ich wollte mir einige aus Argentinien importierte Kühe besehen, die auf der Farm standen. Die Frage der Vieheinfuhr aus Argentinien ist für uns in Südwest brennend, nachdem der Eingeborenenaufstand mehr als drei Viertel unseres Rindviehbestandes vernichtet hat — ja, wenn man das zugrundegegangene Vieh der Hereros mitrechnet, fast alles. Auch im englischen Südafrika dachte man daran, nach den großen Verlusten des Burenkrieges die gelichteten Bestände durch Masseneinfuhr aus Argentinien wieder auszufüllen, aber die Versuche waren ungeschickt geleitet und mißglückten zunächst fast vollständig, namentlich deshalb, weil die eingeführten Tiere sehr entkräftet ankamen und auf ein Weidefeld gesetzt wurden, das von dem ihrer Heimat gänzlich verschieden war. Hier auf Scholznek zeigte aber der Augenschein, daß die argentinischen Tiere ausgezeichnet gediehen,

und zwar ohne jedes besondere Beifutter, allein auf der natürlichen Weide. Die Weideverhältnisse haben im ganzen Westen und Südwesten des Freistaates sehr große Aehnlichkeit mit demjenigen Teil Südwestafrikas, der südlich vom Auasgebirge bis gegen Gibeon hin liegt. Stellenweise wird man auch stark an gewisse baumlose Grasebenen im Hererolande erinnert. Wenn die Argentinier im westlichen Freistaat gedeihen, wo ich sie nicht nur auf Scholznek, sondern auch auf anderen Farmen im guten Zustande gesehen habe, und wo sie sich durch einen das eingeborene afrikanische Vieh weit übertreffenden Milchreichtum auszeichnen, dann liegt auch in den natürlichen Verhältnissen kein Grund dafür vor, daß die Akklimatisierung bei uns mißglücken sollte.

In Jacobsdaal wurde übernachtet. Jedes dieser kleinen Landstädtchen gruppiert sich um eine große und stattliche Kirche, die der holländisch-reformierten Gemeinde gehört; es hat einen resident magistrate (früher, in der Zeit der Unabhängigkeit, einen burischen Landdrost), der zugleich oberster Verwaltungsbeamter und Richter für den Distrikt ist; ein Postamt mit Sparkasse, einen Arzt, eine Polizeistation, eine Schule und ein oder zwei Hotels. Die Hotelwirte ebenso wie die „Winkeliere“ (Ladenbesitzer, Krämer) auf dem Lande sind fast ausnahmslos Juden aus den russischen Westprovinzen: Polen, Litauen, Kurland. Sie fangen alle damit an, daß sie dem Hotel irgendeinen ultraloyalen englischen Namen geben (Imperial-, Queens-, King and Crown-, Lord Milner-, Kitchener- usw. Hotel), dann möglichst viele englische Soldaten- und Schlachtbilder aufhängen und wo es nur geht, die Wände mit Papierfähnchen in englischen Farben und dergleichen dekorieren. Dieser britisch-litauische Imperialismus und Patriotismus hat dann zunächst zur Folge, daß die whiskydurstige S. A. C. (South African Constabulary), die englische Polizeitruppe, die für die Ordnung in den eroberten Republiken zu sorgen hat, das Hotel zu ihrem Hauptquartier für Billard und sonstige außerdienstliche Beschäftigung macht, und bei der Konsumkraft dieser gutgeölten und bezahlten Kehlen für „Drinks“ aller Art pflegt der Grundstein für die baldige Wohlhabenheit des Hotelwirts gelegt zu sein. Ich bin öfters auf den

kapländischen und Transvaalbahnen mit Leuten zusammen gefahren, die jetzt auch I. Klasse reisten, ein ganzes Brillantfeuerwerk an den Fingern hatten und den Jingo markierten wie er im Buche steht. Aber wenn man mit ihnen etwas bekannter wird, kann man noch mit ihnen das deutsch-jüdisch-russisch-polnische Kauderwelsch der Hausierer aus meiner Heimat sprechen. Einmal fand ich sogar einen alten Juden in der Gegend von Hopetown am Oranjefluß, mit dessen Neffen ich zusammen in der Prima im Gymnasium zu Mitau auf der Schulbank gesessen hatte. Der Alte war vor dreizehn Jahren mit Frau und Kindern ins Kapland gekommen und verstand noch kein englisch, da auf dem Lande nur afrikanisch gesprochen wird, aber seine 16jährige Tochter, die am Kap auf der Schule gewesen war, tat, als ob sie außer Englisch keine Sprache mehr anhören, geschweige denn reden könne.

Um Mittag fuhren wir durch den Modderfluß. Ein mächtiges Tal mit steilen Rändern von Buschwald erfüllt, in der Tiefe Felsboden, aber kaum 2 oder 3 cm Wasser, und das noch so schmal, daß man hinüberspringen konnte. Der Modderfluß steht auf den Karten als dauernd fließend angegeben, aber während der ganzen Trockenzeit ist sein Wasservorrat so minimal, daß er praktisch nicht viel mehr bedeutet, als manche unserer Flüsse in Südwestafrika. Die Farmwirtschaft im Freistaat hat vor dem großen Kriege auf einer bedeutenden Höhe gestanden. Häuser, Gärten und Baumpflanzungen zeigen in ihrer ganzen Anlage, soweit sie nicht durch den Krieg zerstört sind (man sieht noch viele Ruinen und rauchgeschwärzte Mauern), welch einer tüchtigen und achtungswerten Kulturentwickelung das Burentum, auch auf sich selbst gestellt, fähig ist.

Nachmittags wurde auf der Missionsstation Adamshoop ausgespannt. Dieser Platz hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte. Ein Farbiger, namens Adam Oppermann, wie es heißt von arabischer Abkunft, hatte in der Kapkolonie das Handwerk eines Büchsenschmiedes gelernt und war dann zu den Basutos gezogen. Damals existierte der Oranjefreistaat noch nicht, sondern die Basutos wohnten im ganzen Süden und Südosten der späteren Republik. Oppermann nun reparierte den

Basutos ihre Gewehre und bekam dafür jedesmal ein Stück Land. Auf diese Weise erwarb er während eines langen Lebens einen Komplex von 40 000 Hektar, und als die Buren über den Oranje treckten und den Freistaat gründeten, erkannten sie diesen Besitz an. Adam war Christ und lud die Mission zu sich ein. Er schenkte 2000 Hektar für den Unterhalt des Missionars und ließ ihm Haus, Schule und Kirche bauen. Nach seinem Tode regierte sein ältester Sohn in Gemeinschaft mit dem Missionar über die zahlreiche, in vielen Einzelgehöften auf dem Grund von Adamshoop wohnende Nachkommenschaft des Patriarchen. Der ganze Landkomplex gehört noch heute ausschließlich dem Geschlecht Adams, das auf 40 bis 50 Familien angewachsen ist und war namentlich in früheren Jahren ausgezeichnet bewirtschaftet. Adam und sein ältester Sohn sollen über 80 Staudämme und Brunnen angelegt, und von ihnen sollen die benachbarten Freistaatburen das Wasseraufmachen gelernt haben.

Wie überall in Afrika, wurden wir gastfrei aufgenommen, gut gespeist und getränkt und sollten durchaus zur Nacht bleiben. Der einmal aufgestellte Reiseplan lautete aber für heute noch auf weitere zwei Stunden Fahrt. Es wurden uns verschiedene Farmen am Wege genannt, so daß wir wegen Unterkunft unbesorgt sein konnten. Mietshäuser oder Gasthöfe gibt es auf dem Lande nicht, aber jeder Bur nimmt den Reisenden, der um Nachtquartier bittet, ohne weiteres auf. Auch das bescheidenste und kleinste Farmhaus hat ein Fremdenzimmer mit einem mächtigen Bett, in dem zwei oder drei Personen schlafen können. Es war schon ganz finster, als wir ankamen, und die Leute hatten schon gegessen. Für uns wurde noch Milch gewärmt; dazu gab es Brot und Aprikosenmus. Wie immer zuerst ging das Gespräch um Südwestafrika und um den Aufstand. Man kann sagen, daß durch diesen Krieg die Aufmerksamkeit aller Buren im höchsten Grade auf unser Land gerichtet ist. Fast überall hört man, daß der oder jener Verwandte oder Bekannte jetzt als Transportfahrer dort ist und lobend über das Land berichtet hat. Unser greiser Wirt war vor dem Burenkriege sehr reich gewesen, hatte aber fast alles durch den Krieg verloren. Ein Sohn war ein Jahr auf Ceylon gefangen gewesen, ein anderer auf den

Bermudas, ein dritter hatte mit Christian de Wet bis zum letzten Ende gekämpft. Den Alten selbst, seine Frau und eine Tochter hatten die Engländer in das Konzentrationslager bei Norvals Pont am Oranje gebracht. Währenddessen gingen die Herden verloren, wurden Haus und Garten verwüstet. Als Frieden wurde und die Familie sich wieder zusammenfand, war man arm geworden. „Ja, Doktor," sagte der Alte, als er zu Ende erzählt hatte, „es ist ein schwer Ding, wenn man ein Leben lang reich war und mit weißem Haar arm ist." Dann holte er die alte holländische Hausbibel und hielt Abendandacht. Nach dem Bibellesen wurde gemeinsam ein als Choral umgedichteter und komponierter Psalm gesungen, eine Tochter spielte die Melodie auf dem Harmonium. Zum Schluß kniete alles um den großen Tisch nieder, und der Alte sprach ein langes freies Gebet. Das ist der Tagesabschluß in den alten, strengen Familien. Die junge Welt ist auch hier schon nicht mehr so.

Am Abend darauf hatte ich ein sehr anderes Bild. Wir kamen etwas früher an und nahmen noch an der Abendmahlzeit teil. Wie überall, war die Familie groß: ein ganzes Haus voll Kinder, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Verwandte. Nach dem Essen wurden gewaltige Kloben trockenen Mistes in den Kamin gesteckt, und alles setzte sich ums Feuer. Das Haupt des Hauses holte eine Geige, die Schwiegertochter eine Mandoline, und ein fideles Familienkonzert, das wirklich nicht so übel war, stieg. Nachher wurde auf dem gewaltigen Eßtisch mit größter Lebhaftigkeit eine Partie table-tennis gespielt. Schließlich flog der Ball aus Zelluloidmasse in den Kamin, und ehe ihn jemand aus der Glut reißen konnte, puffte er mit einer weißen explosivartigen Flamme auf.

Das Thema vom Kriege wurde hier, wie mir schien, mit einer etwas verlegenen Scheu umgangen. Da offenbar noch Wohlstand herrschte, wird die Familie wohl zu den sogenannten „Handsuppers" gehört und ihren Besitzstand behalten haben. Sonst ist das erste, daß sich Wirt und Gast, wenn sie einander fremd sind, direkt oder indirekt über die beiderseitige politische Stellung ausholen. Waar was ji in di oorlog — Wo warst du im Kriege? ist die stehende Frage, und wenn die Antwort auf

der einen oder anderen Seite nicht im patriotischen Sinne befriedigt, so wird Gastfreundschaft nicht erbeten und nicht gewährt. Die Buren, die gekämpft haben und mit der Waffe in der Hand gefangen wurden oder bis zu Ende aushielten, hassen die „Handsuppers“ und vollends die sogenannten „Scouts“, die zu den Engländern übergingen und für sie fochten, noch heute wie die Pest.

Ueberrascht hat mich der wirklich hohe Grad von Kulturentwickelung, den das Burentum nicht nur in den wohlhabenderen Teilen des Kaplandes, sondern namentlich auch hier im Freistaat selbständig erreicht hat. In den meisten Farmerfamilien hat man durchaus nicht das Gefühl, unter Bauern zu sein. Den Hintergrund aller Eindrücke im Freistaat bildet für mich die täglich sich festigende Beobachtung, daß gar keine erheblichen Naturgründe vorliegen, weshalb Südwestafrika nicht einmal auf dieselbe Entwickelungsstufe gelangen sollte wie diese ganze Gegend hier. Darum bin ich täglich froher, daß ich zum Studium in dieses Land gekommen bin.

Kurz vor Bloemfontein habe ich auch noch eine Farm besucht, auf der zwei Deutsche saßen. Es war sehr interessant zu sehen, daß trotz der relativ hohen Leistungen der Freistaatburen die größere wirtschaftliche Energie und der entsprechende Erfolg doch auf seiten der deutschen Ansiedler waren. Wie bei uns in Südwest!

Bulawayo, den 11. Juli 1905.

Welchen Zweck hat es, wenn man Studien zu einem Besiedelungsplan für Südwestafrika machen will, hierher nach Rhodesia zu fahren? Ist hier nicht ein so anders geartetes Land, daß Beobachtungen und Anschauungen, die hier gewonnen werden, unmöglich auf die deutsche Kolonie übertragen werden können? Ist hier nicht ein Land des Regens, des Ackerbaus ohne künstliche Bewässerung? Ladet nicht die Chartered Company gerade Ackerbauer aus Europa zur Ansiedelung auf ihren Ländereien ein? Freilich, wer unser Hereroland mit Rhodesia vergleichen will, wird einen großen Unterschied finden. Große Aehnlichkeit mit dem Hererolande haben die von der Eisenbahn Kimberley-Bulawayo durchzogenen Landstriche nördlich von Mafe-

king. Bis über Vryburg hinaus dehnt sich von Kimberley an eine baumlose Steppe, wie im ganzen westlichen Oranjefreistaat. Die alten Leute, die vor der Entdeckung der Diamanten da waren, erzählen aber, daß hier in früherer Zeit weit und breit kräftiger hoher Dornbusch gestanden habe, wie in Deutsch-Südwestafrika in den Landschaften nördlich und südlich von Windhuk und im größten Teil des Hererolandes. All dieses Holz aber hätte Kimberley aufgefressen. Bevor die Eisenbahn herkam, wurden alle Maschinen in den Diamantgruben mit Dornbaumholz geheizt, das die Baum- und Buschsavanne viele Tagereisen weit in die Runde lieferte. So wird wenigstens allgemein erzählt. Nördlich von Mafeking beginnt in der Tat zu beiden Seiten der Bahn ein Vegetationsbild, das der Dornbuschlandschaft des Hererolandes so ähnlich sieht, daß man sich genau so gut westlich wie östlich der Kalahari glauben könnte. Daß das Bild sich mit der Zeit verändern wird, merkt man an den immensen Massen von Holz, das Stunden und Stunden weit an der Bahn aufgestapelt liegt, um nach Süden gebracht zu werden. Die Rhodesiabahn selbst heizt mit Kohle, die auf den Feldern von Wankie, zwischen Bulawayo und den Viktoriafällen, gewonnen wird. Etwa von Tati ab beginnt ein anderes Bild. Als ich heute Morgen früh in meinem Schlafwagen aufwachte und aus dem Fenster sah, war es nicht mehr die Landschaft von Okahandja und Waterberg, sondern die von Tsintsabis und Neitsas, wo ich auf meiner Reise durch den Grootfonteiner Distrikt im Dezember 1903 gewesen bin. Große Laubbäume, dieselben Marulas und Tambotis, wie nordöstlich von Grootfontein, und andere ähnliche Baumtypen gaben der Vegetation ihren Charakter. Im großen und ganzen ist es hier ganz und gar derselbe Eindruck eines weit ausgedehnten, bald licht, bald etwas gedrängter stehenden Laubwaldes mit freien Grasflächen dazwischen: manche nur wie eine kleine Lichtung, manche viele Stunden lang und breit. Weiter gegen den Sambesi, nach den Fällen zu, soll auch die Hyphaenepalme, die der Landschaft jenseits Grootfontein ihren besonderen Zug gibt, ebenso häufig sein wie dort. Offenbar dehnt sich also ziemlich genau derselbe Vegetationstypus vom Omuramba u Ovambo über den Okavango bis in das ganze

mittlere Sambesigebiet und von dort bis südwärts Bulawayo aus. Das gibt schon einen Fingerzeig dafür, daß auch die wirtschaftlichen Kulturbedingungen hier und dort nicht sehr voneinander verschieden sein werden. Jener Nordosten unseres Grootfonteiner Bezirks ist nichts anderes, als das äußerste Randgebiet der klimatischen und wirtschaftlichen Region von Südrhodesien. Die Regenverhältnisse sind hier etwas sicherer und besser als in Neitsas oder Auuns, aber es ist nur noch ein nicht sehr beträchtlicher Gradunterschied, keine prinzipielle Verschiedenheit mehr. Weil ich das auf Grund der über Südrhodesien gedruckt vorhandenen Nachrichten und auf Grund der mir gewordenen mündlichen Berichte von vornherein vermutete, darum bin ich auch hierher noch gekommen und will die Reise noch bis etwas über die Fälle hinaus bis Livingstone fortsetzen. Weiter wird es dann mit der Zeit nicht mehr reichen. Als ich von Windhuk nach Kapstadt ging und Junker mit Mittelstaedt nach Grootfontein und Outjo, um die dortigen Schäden klar zu machen, da berechneten wir, daß die voraussichtliche Geschäftslage der Kommission ein Wiederzusammentreffen in Windhuk in den ersten Tagen des Juli nötig machen würde. Dabei muß es bleiben. Wenn ich nicht auf einer Dienstreise wäre, so könnte mich nichts mehr locken, als jetzt noch ein Abstecher von einigen Tagen mit der nach Beira führenden Bahnlinie nach den merkwürdigen von Peters für das Salomonische Ophir gehaltenen Ruinen von Simbabwe und ein Besuch am Grabe von Cecil Rhodes auf den Matoppos. Aber ich bin nicht freier Tourist, sondern habe als Prüfstein für Notwendiges, Erlaubtes und Unzulässiges nur die eine Frage anzuwenden: was dient meiner Arbeit für Südwest?

An den Viktoiafällen, den 13. Juni 1905.

Vier Tage und vier Nächte fährt der Schnellzug von Kapstadt über Kimberley und Bulawayo bis an den großen Wassersturz, den David Livingstone im Jahre 1849 als erster Europäer erblickte. Man sollte glauben, mit dieser Distanz nun wirklich ein großes Stück nach Afrika hineingekommen zu sein — aber ein Blick auf die Karte lehrt, daß man hier am Sambesi immer noch

in der Südspitze des Erdteils steckt. Erst wenn der Reisende noch einmal dieselbe Entfernung zurückgelegt hat, sähe er sich am Tanganyika See, und fünfmal im ganzen müßte er sie hinter sich bringen, bevor er die Pyramiden von Gizeh und den Spiegel des Mittelmeeres erblickte. So groß ist Afrika!

Gestern früh 8 Uhr kam der Zug auf Station „Viktoria Falls“ an. Von Bulawayo an verkehren hin und her nur noch zwei Züge wöchentlich; zwei Stunden später fuhr ich dann mit dem ersten Zuge, der überhaupt Passagiere beförderte, über die große, noch im Bau begriffene Brücke, die unmittelbar unterhalb der Fälle die beiden Ufer des Sambesi verbindet. Sie ist 180 m lang und schwingt sich in einem einzigen eisernen Bogen hinüber, so hoch über dem Spiegel des in eine wilde und enge Schlucht zusammengepreßten Stroms, daß vom Straßburger Münster, wenn es unten gegründet wäre, nur noch die oberste Spitze der Turmpyramide über die Fahrbahn schauen würde. Inmitten dieser Szenerie von Felsen, Strom und Abgrund, in die der Donner des stürzenden Wassers zur Linken ohne Unterlaß hineintönt, sehen die hunderttausend Zentner schweren Eisenmassen der Brücke mit ihren durcheinander laufenden Verstrebungen, Stützen und Trägern von weitem wie ein Gewirr von Hölzchen aus einer Spielschachtel aus. Jenseits der Brücke laufen die Schienen noch 250 km weiter nach Afrika hinein, aber dort verkehren auf ihnen einstweilen nur Arbeitszüge. Das vorläufige Ziel, das man im nächsten Jahr zu erreichen hofft, sind die Kupferfelder am Kafue in Nordrhodesien; das letzte ist der Anschluß an die englisch-ägyptische Sudanbahn bei Chartum. Wir fuhren aber nicht weiter nach Norden, sondern unsere Lokomotive brachte uns bald jenseits der Brücke auf einem eigens dazu gelegten Geleise an den ruhig und majestätisch dahinflutenden, gewaltig breiten und von Inseln erfüllten Strom, den der Sambesi oberhalb der Fälle darstellt. Am Ufer waren Tribünen und Restaurationszelte aufgeschlagen, dazwischen lag und stand eine ganze Schützenlinie von Photographen mit gespannten und gerichteten Kodaks ausgeschwärmt, und die schwarze Polizeitruppe von Barotseland, barfüßig und barbeinig mit strammen sammetschwarzbraunen Waden, funkelnagelneuen Röcken und Kniehosen, war aufmarschiert.

Ihre Musikbande — ein Dutzend frische halbwüchsige Schlingel in Uniform — paukte und trompetete dazu noch etwas, was vielleicht ein Rhinozerosmarsch oder eine Nilpferdreveille sein sollte, über den Festplatz mit einer Hingabe, daß ein Nichtrhodesier nicht wußte, ob er über das Ensemble am Moasiwatunja dem „tönenden Rauch“ (so nennen die Barotse den Wasserfall wegen seines Donners und der hochaufsteigenden Wasserdampfwolken) lachen oder das Register respektvoller Verwunderung über diese bunte Mischblüte anglo-afrikanischer Zivilisation ziehen sollte.

Auf dem Sambesi fand eine Pfingstregatta statt! Die Rudermannschaften dazu waren von Kapstadt, von Port Elizabeth und noch einigen Küstenstädten am Indischen Ozean heraufgekommen und hatten ihre Sportboote von dort gleich mitgebracht. Das zuschauende Publikum kam aus den Savannen und Urwäldern im Norden des Gebiets der Chartered Company, von Salisbury und dem portugiesischen Beïra, von Bulawayo, von Kimberley, Pretoria, Johannesburg, Kapstadt und Durban, so daß man hätte meinen können, die olympischen Spiele von Südafrika fänden hier statt. Das Festprogramm sah auf dem Papier auch ganz großartig aus; in Wirklichkeit verlief die Sache so langweilig und trist, daß man schon ein rechter Jingo sein mußte, um diese sportliche Veranstaltung nicht nach den ersten anderthalb Stunden, d. h. nachdem die Wartezeit bis zu Beginn des Ruderns vorbei war, für groben Unfug oder ähnliches zu erklären. Die Mehrzahl der angemeldeten Boote startete überhaupt nicht, das Wettrudern der Eingeborenen war eine langweilige Paddelei ohne Spannung und Interesse; was dann noch hinterher kam, weiß ich nicht, weil ich mich seitwärts in die Büsche schlug und lieber Vegetations- und Bodenstudien im Vergleich zu Deutsch-Südafrika machte.

Abends im Hotel ein „dinner“ zu 6 Schilling pro Person, wovon außer dem Kartoffelbrei etwa noch der Käse genießbar war, eine Flasche „german lagerbeer“ zu weiteren 6 Schilling, eine mittelmäßige Zigarre zu 2 Schilling und danach eine Revision der für die Eisenbahnfahrt mitgenommenen Futterkiste nach etwa übriggebliebenen eßbaren und trinkbaren Substanzen! Der Hotelwirt war ein Italiener, die Kellner Indier von Bombay,

jener habgierig und schmutzig, diese offenbar ganz frisch importiert, ungeschickt und ohne Direktion. Selbst die fischblütigsten Afrikaner entrüsteten sich über die Wirtschaft. Aber wer keinen Proviant mitgenommen hatte, mußte trotzdem zahlen und zahlen, denn das Städtchen Livingstone, wo etwa Lebensmittel zu kaufen waren, liegt 8 km von der Eisenbahnstation und dem Hotel. Für ein Bett ohne Licht und Morgenkaffee verlangte der italienische Freund $10^1/_2$ Schilling. Die Folge war eine allgemeine Auswanderung in den Eisenbahnzug, der uns hergebracht hatte und am übernächsten Tag fahrplanmäßig nach Bulawayo zurückging. Dort richtete sich jedermann in seinem Abteil zum Schlafen ein, kein Mensch hatte etwas dagegen. Während ich durch den Wald vom Hotel zum Waggon zurückging, ergoß sich ein so überwältigender Mondschein über die Landschaft, daß ich mir vornahm, die Fälle, die ich eigentlich erst tags darauf besuchen wollte, schon jetzt in dieser leuchtenden Nacht zu genießen. Die Gegend um den Strom ist nach allen Seiten hin ziemlich eben und von einem unabsehbar weiten, parkähnlich lichten Laubwald bedeckt. Der Sambesi selbst wird von Fächer- und Phönixpalmen eingefaßt; hier und da reckt auch ein Baobab- oder Affenbrotbaum seine sonderbar sperrige Figur blattlos gen Himmel — im übrigen aber ist das Vegetationsbild in keiner Weise tropisch.

Dem Rauschen des Sturzes folgend, gelangte ich in einer Viertelstunde, den Eisenbahndamm unterwegs überkletternd, im Mondschein auf allerlei durcheinanderlaufenden Waldpfaden an das Westende des Falles. Blendend hell vom Mondlicht beschienen lag ein breiter Arm des Sambesi vor mir und donnerte, durch Felsblöcke und baumbewachsene Riffe unmittelbar vor dem Sturz geteilt, in den abgrundtiefen Schlund hinunter, der die ganze Wassermasse des Riesenstroms zu verschlingen scheint. Es ist sehr schwer, die Viktoriafälle zu beschreiben. An dem Abend sah ich überhaupt nur weißes stürzendes Wasser, mondscheindurchleuchteten Urwald und hoch, gleich wogenden Lichtstrahlen, aus der donnernden Tiefe aufsteigenden Wasserdampf. Heute, am Tage, gelang es mir dann, ein zusammenhängendes Bild von diesem Naturwunder zu bekommen. Im Niveau der Erdoberfläche oberhalb und unterhalb der Fälle ist auf viele Meilen hin

gar kein Unterschied. In majestätischer Weite und Ruhe, fast 2000 m breit, von vielen üppig grünen, Palmen tragenden Inseln geteilt, kommt der Sambesi von Westen her geflossen. Die Wassermengen, die er führt, stammen aus den tropischen Regengebieten von Angola; hier in Südrhodesien gibt es fast gar keine dauernd fließenden Gewässer mehr. Unmittelbar vor dem Sturz wendet sich das Strombett gegen Süden und endet plötzlich an einem ungeheueren, quer über die ganze Wasserbreite klaffenden Riß. Vulkanische Kräfte mögen in unbekannter Vorzeit diesen Schlund aufgesprengt haben. In ihn hinein wirft sich der Sambesi in voller Breite so plötzlich, daß unmittelbar oberhalb kaum einzelne Stromschnellen und Wirbel die Nähe des Katarakts ankündigen. Die Höhe des Falls beträgt von der oberen Felskante bis zu dem unten im Grunde wirbelnden und kochenden Wasser etwa 130 m, aber darunter muß die Tiefe des plötzlich auf den fünfzigsten Teil seiner Breite zusammengepreßten Flusses noch eine gewaltige sein. Nahe dem Ostende der Kluft öffnet sich aus ihr ein turmhohes enges Felsentor in einen zweiten ähnlichen Riß hinein, der dem ersten anfangs parallel läuft. Durch diese Lücke, den „boiling pot", tritt der Strom, auf eine Breite von wenig mehr als 30 m zusammengepreßt und förmlich in eine Masse kochender Strudel verwandelt, hindurch; dann fließt er, während die Felswände allmählich etwas auseinanderweichen, von dem kühnen Bogen der Eisenbahnbrücke überspannt, weiter. So gewaltig sind die Kräfte gewesen, die hier einst die Erdoberfläche zerrissen haben, daß von der Brücke ab auf einer Strecke von nicht mehr als $1^1/_2$ km der Lauf des Wassers in der Tiefe durch die jähen Zickzackwendungen des Felsenkanons abwechselnd nach vier, einander direkt entgegengesetzten, Richtungen gezwungen wird.

Diese ganz eigentümliche Gestaltung der Szenerie bringt es mit sich, daß man von keinem Punkte aus eine Uebersicht über die ganze Breite und den vollen Anblick der Fälle gewinnt. Man kann an verschiedenen Stellen durch den dichten Urwald, der im Bereich des stetig niederfallenden Sprühregens wuchert, bis an den diesseitigen Rand der Schlucht kommen, in die das Wasser hineinstürzt — dann sieht man jedesmal sich gegenüber

ein Stück des Falles. Um aber den Grund der Tiefe zu erblicken, aus der das Getöse der niederstürzenden Wassermassen heraufdröhnt, muß man bis hart an den Abgrund herantreten und sich schwindelfrei über die Tiefe beugen. Dort unten schwingen sich bunt leuchtende Regenbogen in dem weißen, zu Atomen zersprühten Wasserstaub von Wand zu Wand; stoßweise rollt dazwischen das ganze den donnernden Schlund erfüllende Gewoge von Dampf und Nebel aufwärts, steigt als dichte Wolke hoch über den Rand des Katarakts zum Himmel und prasselt dann, vom Winde getrieben, als ein Regen von Milliarden funkelnder Tropfen wieder in die Schlucht zurück und auf das Blätterdach des ewig feuchten grünen Urwaldes am diesseitigen Rande.

Man kann die Expedition im Angesicht der Fälle nur in wasserdichter Kleidung machen, auch der Boden ist so durchweicht und das hohe Gras so naß, daß gewöhnliches Schuhwerk in wenigen Minuten durch und durch naß wird. Die volle Großartigkeit würde das Bild entfalten, wenn auf danger point, einem kühnen, schwarzen Felsvorsprung über dem Durchlaß aus dem ersten Kanon in den zweiten und gerade im Angesicht der grandiosesten Partie der Fälle, ein die Bäume des Waldes überragender Aussichtsturm erbaut würde. Aber auch ohne das ist der Eindruck dieser größten Katarakte auf dem Erdball überwältigend. Man stelle sich einen Strom, der eine viertel deutsche Meile breit ist, senkrecht von der Höhe der Lübecker Marientürme herabstürzend vor! Der obere Rand des Falles ist unterbrochen durch mehrere Inseln und stellenweise durch lange Reihen schwarz aus dem Wasser in die Höhe starrender Felsen wie gezähnt: hier schießt die Flut, in viele einzelne, bei dem turmhohen Sturz zu blendendem Gischt zerstäubende Gießbäche geteilt, hinüber. Der Teufelskatarakt, der Regenbogenfall und der speziell sogenannte Hauptfall sind dagegen mächtig breite, in kompaktem Schwall hinunterbrausende Wasserwände, und wiederum, wo sich eine größere Insel in die Fallinie einschiebt, erscheint sie nach der Tiefe zu als eine schwarze, nur hier und da von schmalen Silberfäden überrieselte Felsenmauer, inmitten der grünlich, weiß und gelb schimmernden, fallenden Wasser.

Ich vermag nicht zu sagen, was mich tiefer bewegt hat:

die Mondscheinnacht im Urwald mit dem wiederholten tastenden Vordringen bis an den Rand der großen Schlucht; der Eindruck der Fälle in dem geheimnisvoll webenden Schleier dieses weißen Dämmerlichts, in dem alle Konturen samt dem auf und nieder wallenden, sie abwechselnd verhüllenden und wieder freigebenden Dampf aus der Tiefe und dem ununterbrochenen furchtbaren Tosen in einen einzigen unbeschreiblichen Eindruck für alle Sinne verschwommen; dann der Blick von der Höhe der Eisenbahnbrücke durch die untere Schlucht und das Felsentor auf den Regenbogenfall oder die Wanderung von heute unter der strahlenden afrikanischen Sonne, die alle Einzelheiten des Schauspiels in ein wahres Bad von Helle und Wahrnehmungsschärfe getaucht hat! Ich habe den Niagara nicht gesehen und kann daher keinen Vergleich anstellen. Er wird vor den Viktoriafällen das voraus haben, daß man das Schauspiel mit einem Male erblickt; aber massenhafter in Breite und Höhe sind die Dimensionen des Bildes jedenfalls hier am Sambesi, und die Einbettung der Fälle selbst wie des ganzen Stromes in die grünen unberührten Waldmassen, dazu der wunderbare Gegensatz zwischen der majestätisch dahinflutenden Ruhe der oberen Stromhälfte, dem Tosen des unabsehbar breiten und hohen Sturzes und der wilden Romantik des Felsenkanons, durch den die zusammengepreßten Gewässer in schwindelnder Tiefe mit der Schnelligkeit des fliegenden Pfeils unten davonjagen — das alles denke ich mir als Gesamtschauspiel doch machtvoller wirkend als den kulturumgebenen, von der Kultur in ihren Dienst gezwängten, von Millionen Besuchern gesehenen Niagara. Die Viktoriafälle des Sambesi haben noch nicht viele Europäer und von Deutschen überhaupt nur erst einige wenige gesehen. Noch vor ein paar Jahren konnte man von Bulawayo aus nur mit dem Ochsenwagen hingelangen, und 70 bis 80 km vor dem Ziel mußten alle Reit- und Zugtiere wegen der im Sambesigebiet herrschenden Tsetsefliege — einer Plage, die merkwürdigerweise hier plötzlich verschwunden ist — zurückbleiben. Kaum ein halbes Jahrhundert aber nach der ersten Entdeckung dieses Wunders sinnt der menschliche Geist auch schon darauf, es in den Dienst seiner Arbeit ums Dasein zu stellen. Auch die Viktoriafälle sollen zur Kraftquelle für eine elektrische Energieübertragung gewaltigsten

Maßstabes werden. Im englischen Südafrika träumt man davon, eines Tages die Maschinen in Johannesburg und Kimberley mit Kraft zu treiben, die vom Sambesi hergeleitet wird, und wenn darüber auch noch viel Wasser den großen Strom hinunterfließen mag, so bürgen die materielle Energie wie die Naturbarbarei des Angelsachsentums in gleicher Weise dafür, daß eines Tages dieser jetzt noch überkühn erscheinende Gedanke doch ebenso Wirklichkeit werden wird wie die fortgesetzte Entnahme immer neuer Tausende von Pferdekräften aus dem Niagara, und mit ihm wird dann hier wie dort der Schleier reißen, den wahre Naturgröße und Schönheit brauchen, um befreiend auf uns Menschen zu wirken.

Pretoria, den 22. Juni 1905.

Von den Viktoriafällen zurück nach Bulawayo und Mafeking mit der Bahn. Von Mafeking mit der Post durch den südwestlichsten Zipfel von Transvaal nach Potchefstroom. Von Potchestroom wieder Eisenbahn nach Johannesburg. Dort durch freundliche Vermittlung des Korrespondenten der Kölnischen Zeitung und Schwiegersohns von der Goltz Paschas, Herrn Krause, eine Reihe interessanter und für mich sehr wichtiger Bekanntschaften mit Persönlichkeiten, die mit den wirtschaftlichen Verhältnissen von Südtransvaal, das noch ganz in die große südafrikanische Region des Trockenlandes und der extensiven Weidewirtschaft hinein gehört, eng vertraut sind. Außerdem verschiedene politisch sehr bedeutsame Gespräche mit den verschiedensten Leuten, Buren von der unversöhnlichen und von der zum Zusammenarbeiten mit den Engländern bereitwilligeren Partei, mit lang angesessenen, afrikanisch eingebürgerten und verschwägerten Deutschen, mit Johannesburger Geschäftsleuten und Minensachverständigen, mit internationalen Projektenmachern, Viehhändlern und Abenteurern. Hierher nach Pretoria bin ich noch zu dem Zwecke gekommen, um mit Konsul Reimers das Gesamtbild, das ich mir von den wirtschaftlichen Verhältnissen im Freistaat und in Südtransvaal bisher habe machen können, von Anfang bis zu Ende durchzusprechen. Außerdem haben wir hier noch einen besonderen wirtschaftlichen Sachverständigen für Britisch-Südafrika: Herrn Jung. Beiden Herren bin ich zu großem Danke verpflichtet — Konsul Reimers außer für alle

sachlichen Auskünfte auch noch für eine freundliche und herzlich wohltuende persönliche Aufnahme. Das ist ein Konsul, um den uns jedermann beneiden kann. Hätten wir doch viele von der Art, aber . . . aber . . .

Heute ist ein Wunsch zusammengebrochen, der sich seit Wochen erst langsam aufsteigend, dann mehr und mehr sich verdichtend, in mir festgesetzt hatte: die Idee, von Kimberley quer durch die Südkalahari auf dem rechten Ufer des Oranjeflusses die deutsche Grenze auf dem Landwege zu erreichen und über Hasuur, Keetmanshoop und Gibeon nach Windhuk zurückzukehren. Auf zwei Telegramme nach Windhuk ans Gouvernement und ans Truppenkommando ist vom Gouvernement die Antwort gekommen, daß die Landreise und die Kosten dafür genehmigt würden, daß das ganze Unternehmen aber wegen der Kriegsgefahr allein auf mein Risiko ginge, und das Kommando warnt wegen der vorhandenen Unsicherheit dringlich. Das ist wieder mal so ein Moment, wo ein Mann, der Familie hat, sich anders entscheiden muß als der ledige. Wenn mich die Hottentotten irgendwo abschießen, so hat von den Meinigen niemand etwas weiter zu erwarten. Ein Anspruch auf Versorgung der Hinterbliebenen besteht bei kommissarisch angestellten Beamten überhaupt nicht, und daß keine außerordentliche Befürwortung erfolgen würde, sagt das Telegramm des Gouvernements ja deutlich genug. Also heimwärts mit der Bahn nach Kapstadt und mit dem Ostafrikaner nach Swakopmund.

Windhuk, den 15. Juli 1905.

Wieder zurück und in der Arbeit — ach was für Arbeit! Nach all dem Sehen, Aufnehmen, Verarbeiten der neuen Dinge von Kapstadt bis zum Sambesi, von der westlichen Karroo bis zum Witwatersrand, wieder die Protokolle der Entschädigungskommission, Unternehmungen und Beschlußsitzungen, die Berichte nach Berlin über den noch immer wachsenden und wachsenden Schaden, die Not im Lande, die Sorge um das, was der Reichstag bewilligen wird, das furchtbar langsame Fortschreiten des Krieges im Süden, die endgültige Vernichtung des größten Teils des Hererovolks samt allem Vieh im Sandfeld — — — wieder das alte traurige Lied, dessen Melodie nun schon seit

anderthalb Jahren durch das unglückliche Land klingt. Ich kann gar nicht daran denken, meinen südafrikanischen Reisebericht, wie ich hoffte, jetzt schon auszuarbeiten. Vielleicht, daß hier und da einmal in einer gewaltsam errafften Stunde das Wichtigste in ausgearbeiteter Form zu Papier kommt. Irgendwie muß jetzt denjenigen Leuten aus dem Süden geholfen werden, die durch einen Vorschuß in die Lage kommen können, bis wieder Friede wird, irgend etwas anderes anzufangen: Frachtfahren, einen Handel, meinetwegen ein Hotel oder sonst was. Wie ich das mache, wo ich doch selbst nicht nach dem Süden kann, ist mir noch nicht so klar, aber irgendein Weg wird sich finden. Junker und Mittelstaedt sind noch nicht aus Grootfontein zurück; sie sind später fortgegangen als geplant war, und ich kann sie erst Ende des Monats wieder hier erwarten.

Ein neuer Mann ist da, Richters Nachfolger, Oberrichter Dr. Meyer. Ich hatte ihn ganz flüchtig gesehen, als ich in Swakopmund war, um nach Kapstadt zu gehen. Er hat unterdessen sich hier sehr schnell eine gute Stellung geschaffen. Mit unseren Oberrichtern scheinen wir Glück zu haben. Erst Richter, dem das Land so viel verdankt, und der nun, wie ich höre, in Berlin für einige Zeit bei der Kolonialabteilung vereinnahmt ist, und nun wieder ein Mann, von dem jedermann schon sieht, daß er fähig ist, sich rasch der hiesigen Verhältnisse zu bemeistern.

Windhuk, den 16. August 1905.

Heute vormittag um 11 Uhr ließ mich Regierungsrat Tecklenburg zum Vortrag bitten. Zwanzig Minuten später erscheint Pensmann mit einem Kuvert, ein freudiges Lächeln auf den Zügen, in der Tür. Ich mache den Zettel auf: ein Glückwunsch von der Pflegeschwester zur eben angekommenen Tochter. Also eine geborene Afrikanerin in der Familie.

Windhuk, den 20. August 1905.

Nach langem Besinnen und eingehender Rücksprache mit Junker und den anderen Kommissionsmitgliedern habe ich mich doch entschlossen und heute persönlich an den Herrn Kolonialdirektor geschrieben: erstens, daß es so gut wie unmöglich ist,

allein durch schriftliche Berichterstattung die Notwendigkeit einer Entschädigung unserer Farmer, Ansiedler und Kaufleute in dem Umfange, wie wir sie für notwendig halten, dem Reichstage unmittelbar glaubhaft zu machen, und daß ich daher im Einverständnis mit der Kommission, sowie auf den dringlichen Wunsch und die Bitte vieler Geschädigten um meine Berufung nach Berlin zur Verfügung der Budgetkommission und des Reichstags bäte, um die Hilfeleistung nachdrücklich vertreten zu können; zweitens, ob es nicht möglich sei, einer Anregung von Junker folgend, den Wert desjenigen Beuteviehes, das die Truppe während des Krieges notgedrungen hat schlachten müssen, noch dem Entschädigungsfonds gutzuschreiben. Ich habe die sichere Hoffnung, daß meine Motive zu diesem Schreiben an der maßgebenden Stelle richtig gewertet und mir kein persönlicher Ehrgeiz oder eine sonstige Nebenabsicht zugetraut werden wird. Geheimrat Stübel hat mir von Anfang an so viel Wohlwollen und Vertrauen gezeigt, daß ich geglaubt habe, im Interesse des Landes diesen Schritt tun zu müssen. Der Reichstag soll im November wieder zusammentreten. Bis dahin muß auch etwas geschehen sein, um die Summe des Schadens für das Gebiet des Hottentottenaufstandes im Süden wenigstens annähernd klarzustellen. Teilweise wird das zu erreichen sein, wenn wir für Keetmanshoop und Gibeon Unterkommissionen bestellen. Keetmanshoop ist auf dem Seewege über Lüderitzbucht zu erreichen, wenn jemand sich von dort aus auf dem Baiweg einem Militärtransport anschließt, Nach Gibeon wird es schwer halten, aber es muß irgendwie gehen. Ich kenne niemanden, der durch seine ruhige Sachlichkeit und durch seine vertrauenerweckende Art, mit unseren Ansiedlern umzugehen, so geeignet wäre, die Leitung der Vernehmung in Keetmanshoop zu übernehmen, wie unser Windhuker Bezirksrichter Assessor Blumhagen. Nach Gibeon will ich selbst, und wenn ich wieder als Kriegsfreiwilliger mit einer Abteilung mitreiten müßte wie vor anderthalb Jahren in Grootfontein.

Windhuk, den 30. September 1905.

Endlich ist ein sicherer Weg für die Weiterarbeit vorgezeichnet, aber was hinter mir liegt, das waren für mich die schwersten

Wochen, die ich bisher in Südwestafrika durchlebt habe. Ich kann nicht anders als jetzt, wo der Wiederzusammentritt des Reichstages und die Entscheidung über das Schicksal der Hilfeleistung für unser Land in kaum zwei Monaten bevorstehen, jede andere Rücksicht hinter der auf die Beschleunigung der Arbeiten an der Schadensfeststellung zurücktreten lassen. Wenn wir dem Reichstag diesmal nicht eine halbwegs bestimmte Summe als erforderlich nennen können, dann wird die Folge womöglich wieder ein Hinausschieben der entscheidenden Bewilligung sein, und diese entsetzliche Unsicherheit über ihr endgültiges Schicksal ist es, die unter den Geschädigten je länger, desto mehr die Stimmung verzagen und die Verbitterung sich schärfen läßt. Leider haben wir nach mehr als einjährigem, ungestörtem Zusammenarbeiten in der Kommission nun auch unter uns die Wirkung dieser krankhaften Ueberreizung der Stimmung, gegen die sich namentlich an Jahren vorgerückte Menschen nicht so leicht wehren können wie jüngere und elastischere Naturen, in einer plötzlichen Explosion erfahren müssen, und es hat daraufhin ein Wechsel in der Person eines unserer nichtbeamteten Mitglieder erfolgen müssen. Wenn nur das alte Unglück nicht noch dazu käme, daß, wer einmal die seelische Gleichgewichtslage verloren hat, auch kaum mehr davon abzubringen ist, interne Dinge unter dem schiefen Gesichtspunkt seiner persönlichen Erregung an die Oeffentlichkeit zu bringen. Das kann uns zu Hause viel schaden, aber ich bin weit davon entfernt, selbst in solch einen Ausbruch eines im übrigen hochachtbaren und um unsere bisherige Arbeit verdienten Mannes etwas anderes zu erblicken, als eben ein nur zu trauriges psychologisches Symptom der ganzen schwankenden, wurzellosen Situation, in der die durch den Aufstand Getroffenen fortwährend zwischen der Hoffnung auf Rettung und der Furcht vor dem Ruin nun schon bis tief ins zweite Jahr hin und her geworfen werden. Jetzt muß unser Kolonialdirektor meinen Brief vom 20. August schon seit einer oder zwei Wochen in Händen haben. Wenn doch die Entscheidung so käme, daß ich meinen Teil Arbeit an der Vertretung unserer Not vor den heimischen Instanzen finde! Hier hat mir mehr als einer gesagt: Daß Sie gebeten haben, zur Vertretung der Entschädigung nach Deutschland berufen zu werden, ist ja sehr schön

von Ihnen, aber wie denken Sie eigentlich hierher zurückzukommen, wenn die Mehrheit im Reichstage doch „Nein" sagt? Sie können doch sicher sein, auch wenn Sie mit Engelszungen geredet haben und es hat nichts geholfen, daß die Mehrzahl der Leute hier dann doch Ihnen die Schuld gibt und Sie der Sündenbock bleiben! Mag sein; das habe ich mir selbst ganz genau gesagt, als ich mich zum Schreiben entschloß, aber ich möchte lieber selbst auf der Schanze stehen und, wenn es sein muß, fallen, als einen papiernen Bericht schicken und dann zweitausend Meilen davon dazu verurteilt zu sein, daß ich einen Monat, nachdem die Entscheidung gefallen ist, lese, was alles von dem, was ich im Bericht geschrieben habe, mißverstanden worden ist, was gefehlt, wonach gefragt, welche Einwände gemacht worden sind, ohne daß augenblickliche erschöpfende Antwort zur Stelle war — was alles vielleicht noch hätte gewendet werden können, wenn ein Wortführer für die Sache dagewesen wäre, der selber unmittelbar aus dem Lande und aus der Arbeit kam. Nichts ist so zum Verzagen wie das Gefühl: Nun hast du alles, alles geschrieben und dir mit deinen Mitarbeitern wochenlang den Kopf zergrübelt, was vielleicht noch fehlen könnte, was noch hinzuzusetzen, ausführlicher zu unterbauen, noch weiter zurückgreifend zu behandeln wäre, um die Sachlage ganz deutlich zu machen; nun geht dein Bericht ab und er ist wie eine abgeschossene Kugel, der niemand nachlaufen kann, um ihr die richtige Stelle zum Treffen zu zeigen: die Menschen, die den Schriftsatz lesen, und die er von der Notwendigkeit überzeugen soll, so viele Millionen zu bewilligen, die sind schließlich an der entscheidenden Stelle und im entscheidenden Augenblick durch irgendwelche Zufälligkeiten, Mißverständnisse, falsche Preßberichte u. dgl. nach der entgegengesetzten Seite präokkupiert, und alles was dasteht, trifft vorbei!

Heute in acht Tagen gehe ich mit Bezirksamtmann Gelshorn von Gibeon, der in wichtigen Verwaltungssachen hierhergekommen ist und nun wieder zu seinem Bezirk zurück muß, nach dem Süden! Gelshorn ist einer der feinsten und liebenswürdigsten Charaktere, die wir hier haben — fast zu fein für dieses Land, das für Menschen von solchem Schlage vielleicht noch nicht ein genügend dankbarer Boden ist. Aber gerade darum wird es für mich ein

großer Genuß sein, mit Gelshorn zu reisen. Er ist im Anschluß an eine Militärabteilung heraufgekommen; hinunter müssen wir versuchen, uns irgendwie allein durchzuschlagen, da voraussichtlich kein Anschluß an marschierende Truppen sein wird. Gelshorn schlägt folgende Methode vor: Von hier über Rehoboth und Tsumis bis Kub am oberen Fischfluß sei es unwahrscheinlich, daß wir überfallen würden; nur auf die Pferde und Maultiere müsse man nachts scharf aufpassen, da einzelne kleine Diebsbanden auch in den sogenannten gesäuberten Gebieten immer umherstreichen. Hinter Kub werde die Sache tatsächlich unsicher, aber auch dort seien, wenigstens im Gibeoner Bezirk, Ueberfälle am hellen Tage nicht wahrscheinlich. Wir haben selbst jeder ein Gewehr, dazu Gelshorns weißer Polizist, den er von Gibeon her mit hat und der die Maultierkarre führt, dann noch ein eingeborener Polizist von Gibeon und unsere beiden zuverlässigen Bambusen (Pensmann freut sich schon sehr, daß es wieder auf die Pad geht). Das sind zusammen sechs Gewehre. Bei dieser Stärke könnten wir uns natürlich auf Gefechte nicht einlassen, würden aber auch von ganz kleinen Banden, wie sie sich jenseits des Fischflusses vielleicht noch umhertrieben, am Tage auch nicht angegriffen werden. Gefahr könne nur nachts in Frage kommen. Der begegne man am besten, wenn man regelmäßig längere Zeit vor Sonnenuntergang Rast mache, um abzukochen, und dann mit Einbruch der Dunkelheit noch einmal aufbreche und eine oder zwei Stunden im Dunkeln scharf lostrecke. Dann erst Nachtlager seitab vom Wege (im Feld, sagt der Südafrikaner von seiner Steppe); selbstverständlich kein Feuer und abwechselnde Pferdewachen. Für die müssen natürlich alle Mann heran, aber das soll uns nichts ausmachen. Wenn wir nur erst auf dem Marsch und die Arbeit im Gange wäre! Wir ziehen dann durch den ganzen Bezirk von einer Farm zur anderen, wo immer unter dem Schutz von Besatzungen sich eine Farmergruppe zusammengezogen hat, vernehmen die Leute samt ihren Zeugen und bringen dann das ganze Material nach Gibeon, wo eine Sitzung der dort konstituierten Unterkommission zur vorläufigen Beschlußfassung und drahtlichen Uebermittelung der festgesetzten Summen nach Windhuk und Berlin stattfindet. Erreicht mich irgendwo unterwegs ein Telegramm, daß ich selbst nach Berlin soll, so

drehe ich um, wo ich gehe und stehe und reite mit Pensmann Tag und Nacht nach Windhuk. Gelshorn macht die Sache dann allein weiter.

Morgen ist noch einmal Sonntag zu Hause, für Monate wieder zum letztenmal. Nachmittags wahrscheinlich wieder Verandakaffee mit Oberst Dame als unserem Gast. Seit dieser Mann (das Hauptquartier ist schon lange im Süden) die oberste militärische Autorität für Windhuk und den ganzen Norden ist, hat eine von uns allen, namentlich den Farmern und sonstigen Ansiedlern, mit tief von Herzen kommender Dankbarkeit begrüßte Veränderung des allgemeinen Tones gegenüber der Zivilbevölkerung stattgefunden. Oberst Dame ist auch Militär und muß vor allem den militärischen Notwendigkeiten gehorchen. Er kann auch nicht jeden bescheidenen oder unbescheidenen Wunsch wegen Farmschutz, Frachten, Ochsen, Unterkunft u. dgl. befriedigen. Aber jedesmal, wenn man zu ihm kommt, hat man das aufrichtige Empfinden wohlwollenden Verständnisses für jede wirkliche Notlage, und man empfindet mit Dank das Bestreben, der Bevölkerung, die durch den Kriegszustand hier in ihrer Heimat immer noch zum großen Teil gewissermaßen heimatlos ist, in ihren Wünschen und Bedürfnissen zu helfen. „Bei Oberst Dame fühlt unsereins vom Zivil sich ordentlich wieder als Mensch, der seinen Mund auftun darf", so äußerte sich neulich mir gegenüber einer von unseren Farmern. Bei der Ausschließlichkeit, mit der die Militärverwaltung notgedrungenerweise das Verfügungsrecht über alle vorhandenen Transport- und sonstigen Hilfsmittel im Lande beanspruchen muß, kommt es wirklich darauf hinaus, daß sie sozusagen Mädchen für alles ist, und daß niemand in irgendeiner Weise vorankommen kann, ohne daß sie ihm ihre Unterstützung leiht. Geschehen ist ja schließlich auch vorher verschiedenes für die Bittenden, und alles, was erbeten wird, kann auch jetzt bei weitem nicht geschehen; was anders geworden ist, das ist die Art des Umgehens mit den Leuten. Wir haben alle nicht mehr das Empfinden wie früher, als ob der unausgesprochene Nachsatz immer hieße: Könnte man doch nur bis auf weiteres all dies verzweifelt lästige Zivilistenvolk irgendwohin abschieben! Ich muß sagen, daß ich unter den jetzigen Verhältnissen die Familie mit

sehr viel größerer Beruhigung für so lange Zeit allein lasse, als ich es vor einem halben Jahr getan hätte. Auch unser neues Haus unterhalb Sperlingslust ist nun so gut wie fertig, aber es hat doch nicht so weit gereicht, daß ich den Umzug noch selbst leiten könnte. Nun nehme ich Pensmann auch noch mit, und die arme Frau muß sich allein mit dem halben Dutzend Arbeitskaffern quälen, die das Gouvernement zum Transport der Sachen schickt.

Das neue Haus wird die Erfüllung unserer langgehegten Wünsche sein. Aber etwas werden wir darüber verlieren, was bisher in der Junkerschen Wohnung eine Quelle steter Freude gewesen ist: die unmittelbare Nachbarschaft mit dem Pastorhaus. Namentlich während der einsamen Monate, als ich in der Kapkolonie war und unser erstes Fräulein den Typhus hatte, war für meine Frau die dauernde Nähe von solchen Menschen unschätzbar, von denen man, je länger der Verkehr mit ihnen währt, desto mehr die Empfindung hat, daß sich hier freundschaftlich nahe Beziehungen bilden, die über Zeit und Ort, da die Bekanntschaft geschlossen, hinausreichen werden. Außer Oberst Dames hilfreicher und schützender Hand bleibt den Meinen während meiner Abwesenheit so viel Freundschaft und hilfsbereite Teilnahme von all den Menschen, die uns von Anfang an nahegetreten sind, zurück, daß ich noch nie in der Beziehung so ruhig habe reisen können. Von den Kindern wird niemand mit soviel Begeisterung empfangen wie „Ohm" Füßlein.

Windhuk, den 7. Oktober 1905.

Oberrichter Meyer hat Typhus! Heut, wo ich fort muß, ist er ins Lazarett gebracht worden. Ein halbes Jahr ist es her, daß sein Vorgänger Richter als Typhusrekonvaleszent nach dreimonatlicher Krankheitsdauer nach Hause mußte. Dazu all die vielen anderen Fälle! Und da liest man in den Zeitungen von Hause von dem Schlaraffen- und Herrenleben, das die Kolonialbeamten draußen führten.

Kub, den 14. Oktober 1905.

Glücklich angelangt! Aber scharfe Strapazen unterwegs. Vernehmungen in Rehoboth und Tsumis erledigt. Bei Sendlings-Grab, zwischen Tsumis und Kub, mußten unsere armen

Tiere schwer Durst leiden; es gab so gut wie gar kein Wasser. Wir schwenken hier ostwärts, um vor Gibeon selbst noch den Distrikt Maltahöhe und Nomtsas zu erledigen.

Nomtsas, den 16. Oktober 1905.

Heute früh kam Major Maercker, unterwegs nach Windhuk, hier an und gab unserer bisher etwas ins Zweifelhafte gerichteten Reise mit einmal festes Rückgrat. Als ich am 7. Oktober mit Gelshorn, dem Gibeoner Bezirksamtmann, von Windhuk wegritt mit dem Vorhaben, so viel wie möglich den Bezirk Gibeon zu bereisen, um die immer länger sich hinziehende Arbeit der Schadensfeststellung im südlichen Aufstandsgebiet nun endlich ein entscheidendes Stück vorwärtszubringen, war uns freilich im einzelnen nicht ganz klar, wie wir das anfangen sollten, da ohne militärische Bedeckung westlich und südlich vom Quellgebiet des Bloomfisch (so heißt der Oberlauf des großen Fischflusses) die Reise nach den einzelnen Farmen und Stationen uns auf Schritt und Tritt einer der zersprengten, aber uns wenigen Leuten immer noch weit überlegenen Hottentottenbanden in die Hände führen konnte. Maercker hat aber ohne weiteres in seinem ganzen Kommandobezirk uns eine genügende Eskorte zur Verfügung gestellt. So geht also der Kurs direkt nach den Farmen im Gebiet der Naukluft und des Zarisgebirges, wo hier und da unter dem Schutz der Etappenbesatzungen noch Farmer einzeln oder gruppenweise zusammensitzen. Bei der wirklich starken Anspannung alles vorhandenen Menschen- und Pferdematerials erkennen wir dies bereitwillige Eingehen auf unsere Friedensarbeit im Kriege aufrichtig an. Nicht jeder Befehlshaber hätte unter diesen Verhältnissen mit der Liebenswürdigkeit, die uns Major Maercker von vornherein zeigte, auch dessen rasches Verständnis für die Notwendigkeit vereint, um der Materialbeschaffung für den Reichstag willen einer Zivilkommission militärische Eskorte zur Verfügung zu stellen. Und der Standpunkt des Reichstags: ohne genaue Untersuchung und wirklichen Erweis der Schadenshöhe auch keine weitere Entschädigung! — hat sein Recht.

Nomtsas ist eine in ganz Südwestafrika bekannte, ja berühmte Farm. Sie gehörte dem alten Herrmann, einem unserer zähesten

und frühesten Farmerpioniere, dem entschlossensten Verfechter seiner Ueberzeugung vom wirtschaftlichen Wert des Landes. Herrmann hatte als erster in der Kolonie die Wollschafzucht in größerem Stil angefangen, hatte es schon zu nennenswerter Produktion und direktem Export in Wolle gebracht und war auf dem Wege, nach vielen Schwierigkeiten und Rückschlägen nunmehr in wenigen Jahren ein sehr wohlhabender Mann zu werden. Nur in einem täuschte sich der Alte bei all seiner vieljährigen Erfahrung — in seinem Vorurteil: Die Witboois werden nichts Ernsthaftes unternehmen, und wenn schon, so tun sie mir auf Nomtsas doch nichts! Sie haben ihn aber doch ermordet — ihn und die anderen, die sich beim Losbruch des Aufstandes bis nach Nomtsas hatten flüchten können. Ein Flügel des niederen, mehr als bescheidenen Farmgebäudes ist nach Art eines festen Turmes gebaut. Hier hatten sich die Flüchtlinge in einem kleinen Raum, gut bewaffnet, zusammengedrängt. Die Hottentotten zündeten das Rieddach des Hauses an, der Qualm schlug erstickend in den Zufluchtsort und nötigte die Eingeschlossenen, von Zeit zu Zeit an das einzige Fenster zu kommen, um Luft zu schöpfen. Vor dem Fenster standen die Mörder und lauerten auf das Auftauchen eines Kopfes, um dann jedesmal eine Salve abzugeben. So fand man die Toten alle mit Kopfschüssen innen unter dem Fenster liegen; nur ein junges Mädchen, die Braut eines Farmers, lehnte mit einer Kugel durchs Herz in einer Ecke des Zimmers. Wahrscheinlich hat sie ihr Verlobter selbst vor seinem Tode erschossen. Einige Tage nach dem Ueberfall kam die — zu spät — von Kub am Fischfluß zum Entsatz geschickte Patrouille nach Nomtsas. Die Soldaten mußten die Tür zum Turmzimmer aufbrechen und fanden dort noch alle Leichen mit ihren Waffen unberührt. Wie später gefangene Hottentotten aussagten, hatten diese sich gefürchtet, gewaltsam zu ihren Opfern einzudringen und sie zu berauben, weil sie glaubten, daß Dynamit im Zimmer läge und eine Explosionsvorrichtung angebracht sei. In einem kleinen ummauerten Garten zwischen den halbzerstörten, notdürftig für die Unterkunft der Etappenbesatzung hergerichteten Gebäuden der Farm liegen nebeneinander die Gräber der Opfer: drei Farmer, ein Regierungstierarzt und die unglückliche Braut!

Feldtelegraphenstation am Kamrivier, den 17. Oktober 1905.

Heut früh sind wir auf eine Menge Hottentottenspuren gestoßen, die von Süden nach Norden, also ins Bastardland hinein, quer über die Pad liefen: lauter Frauen- und Kinderfüße. Die Spur war so frisch, daß die Leute erst in dieser Nacht hinübergelaufen sein können. Offenbar der kriegsunfähige Anhang irgendeiner Bande, die jenseits des Fischflusses im Schwarzrand steckt und durch die neulichen Gefechte hier erschüttert ist.

Neuras, den 23. Oktober 1905.

Hier sind wir nach einwöchentlichem Umherreiten von Farm zu Farm wieder auf Herrmannschem Gebiet! Neuras liegt allerdings weit entfernt von Nomtsas; Herrmann hatte es aber gekauft, um in schlechten Jahren noch besondere Weidereserve zu haben. Hier entspringt eine starke Quelle, und ein weitgedehntes, parkähnliches Gehölz leuchtet mit seinem frischen Grün weithin durch die helle Kalkhügellandschaft mit den dunklen, gerade abgeschnittenen Tafelbergen des mächtigen Zarisgebirges im Hintergrund. Wir machen hier einen sehr nötigen halben Rasttag; die erlegten Perlhühner schmoren im Topf, unsere gehörig strapazierten Tiere weiden unter Bewachung im guten Feld in der Nähe, und die beiden liebenswürdigen Offiziere, die uns persönlich auf dieser ganzen Tour begleiteten, Oberleutnant Barlach und Leutnant Krüger, bedauern mit uns bei der letzten Windhuker Zigarre, daß nun die Scheidestunde schlägt — sie müssen zurück zu ihrer Etappe und wir weiter nach Maltahöhe und Gibeon.

Dieser ganze Westen des Gibeoner Bezirks ist landschaftlich schön, wenn auch die Schönheit ihren besonderen afrikanischen Charakter trägt. Der dominierende Zug im Bilde ist das imposante Naukluftgebirge. Einen Tagesmarsch westlich von Nomtsas beginnt der Gebirgscharakter der Landschaft, aber man gewinnt nirgends eine freiere Aussicht; fast den ganzen nächsten Tag marschierten wir durch eine Reihe aufeinanderfolgender Schluchten und zum Teil recht ungemütlicher Defilees über die Farm Naruchas, die ganz im Grunde eines tiefen Bergkessels liegt, bis wir endlich, schon nach Sonnenuntergang, eine Paßhöhe erreichten, wo sich mit einem Male das ganze bis dahin

verborgene Naukluftpanorama eröffnet. Durch ein breites Tal, in dessen Mitte das von grünen Baummassen erfüllte Bett des Tsauchab sich hinzieht, von uns getrennt, stieg eine gewaltige blauschwarze Mauer, eine Stunde entfernt, empor, scheinbar ohne Bresche zum Eindringen, von mehreren vorspringenden Bergmassen gleich dunklen Bastionen flankiert. Dieser erste Anblick der Naukluft ist einer der stärksten landschaftlichen Eindrücke in ganz Südwestafrika.

Am nächsten Tage mußten die Karrenmaultiere unbedingt Ruhe haben, denn die letzten Märsche hatten, europäisch angesehen, durch gänzlich unmögliche Wegeverhältnisse geführt. Als Rastplatz wurde die militärisch besetzte Farm Unis gewählt, wo genügend Wasser und gute Weide war, und da die Reittiere sich noch gut hielten, konnten wir den Tag zu einer Expedition in das berühmte Gebirge selbst benutzen. Da es nicht ausgeschlossen war, drinnen auf versprengte Hottentotten oder Hereros zu stoßen, so brachen wir zu zwölf Gewehren frühmorgens auf, dem Wege folgend, den im August 1894 die Hauptmacht des damaligen Majors Leutwein zum Angriff auf die Witbooistellung im Innern des Gebirges einschlug. Ungeheuere Geröllmassen liegen am Fuß der Berge aufgeschüttet, bis man in das Haupteingangstal gelangt. Die erste Ueberraschung ist der fließende Wasserlauf, der hier dem Reiter entgegenplätschert. Der schmale, heiße Talgrund ist erfüllt von einem dichten, halbtropischen Gehölz, das in manchen seiner Arten entweder ganz auf die Naukluftregion beschränkt ist oder sonst nur viel weiter nördlich vorkommt. So wächst in der Naukluft und am Tsauchab, der das Gebirge halb umfließt, der wilde Feigenbaum des nördlichen Hererolandes, und als ich eine tief im Gebirge an einer Talwand weithin sichtbare, sonderbare und doch bekannt erscheinende Baumgestalt aus unmittelbarer Nähe prüfte, fand ich in ihr zu meinem größten Erstaunen einen wirklichen, echten Affenbrotbaum, dessen südlichstes Exemplar in Afrika sonst meines Wissens mehr als 600 km weiter nach Norden bei Tsintsabis im Bezirk Grootfontein steht.

Eine Stunde weit aufwärts nach dem Eintritt öffnet sich die Eingangsschlucht zu einer Art Kessel, in den mehrere aus

dem Herzen des Gebirges kommende Felstäler zusammenlaufen. Dies ist der Platz, auf dem Witboois Hauptwerft während des 1894er Feldzuges stand. Witboois Pontock selbst hatte seinen Platz unter einem knorrigen Kameldornbaum, den uns unser Führer, einer von Gelshorns eingeborenen Polizisten, zeigte. Er war als Knabe selbst beim Witbooistamm in der Naukluft gewesen, dort während der Kämpfe vor elf Jahren von den Deutschen gefangen genommen und uns seitdem treu geblieben. Bis an die alte Werft kann man zur Not reiten. Gleich dahinter kommen die ersten Gräber aus den 94er Kämpfen: Steinhaufen mit verwittertem Holzkreuz, darauf die Namen unserer gefallenen Braven leider nicht mehr zu lesen sind. Die Schlucht, auf deren Grunde der Pfad weiter vordringt, nimmt einen unbeschreiblich wilden Charakter an. Was reitet, muß absitzen, und Mensch und Tier klettern und springen hintereinander über die wirr gehäuften Felstrümmer, bald tief im Grunde, bald hoch an einer Berglehne kraxelnd, nach vorwärts. Unten am Wasser wächst stellenweise so hohes Schilf, daß der ganze Zug wie in einem Tunnel auf dem schmalen Pfad verschwindet. Die rotgelben, grell beschienenen Wände der Schlucht sind mit Kandelaberkakteen, baumartigen Rieseneuphorbien und anderen sonderbaren Pflanzentypen besetzt, die wohl nur der Botaniker von Fach zu nennen weiß. So geht das Geklettere anderthalb Stunden weit — dann kommt eine Partie, auf der die Pferde eigentlich Alpenstöcke bekommen müßten, und die nur mit äußerster Anstrengung für die Tiere zu passieren ist. Hier lag unser Ziel, wenn wir noch am selben Abend in Unis zurück sein wollten: die sogenannten unteren Teiche. Es sind zwei kristallhelle tiefe Becken in einer höchst merkwürdigen, ausgedehnten Sinterformation, die das aus dem Innern kommende Wasser hier abgesetzt hat. Etwas abseits vom Pfade entdeckte Oberleutnant B. im Sinter sogar eine richtige Quellhöhle, mit einem natürlichen, eiskalten Badebassin vor dem Eingang und herrlichem kühlen Schatten im Innern der Grotte. Hier wurde der Mittagsrastplatz bestimmt, denn bevor die Sonne wieder am Sinken ist, verbietet es die wahrhaft lodernde Tagesglut für Mensch und Tier gleichmäßig wieder aufzubrechen.

Die Naukluft wird wegen ihrer Entlegenheit und schweren Zugänglichkeit nur sehr selten besucht. Wissenschaftlich durchforscht ist das geologisch wie botanisch gleich merkwürdige Gebirge überhaupt noch nie. Oben soll der unregelmäßig viereckige, ca. 200 km im Umfang haltende Block eine steinige, weidereiche Hochfläche sein, zu der man an wenigen Stellen durch ein maßlos zerrissenes System steilwandiger Schluchten und Kanons hinaufklimmen kann. Zur Regenzeit ergießen sich aus all diesen Klüften und aus den ebenso zerrissenen Tälern des benachbarten Zarisgebirges ganz kolossale Wassermassen in den Tsauchab, der dann mit Donnergetöse abwärts braust. Eng in einem geschlossenen Felsenbett zusammengehalten, das in gewaltige, fest verkittete Konglomeratmassen hineingehöhlt ist, gelangen die Fluten des Tsauchab durch einen Engpaß zwischen dem Naukluft- und dem Zarisgebirge, in dem die großen Johann-Albrechts-Quellen auf dem Boden der Schlucht aufbrechen, bis nach Seßriem auf der Westseite der Naukluft. Dort liegt die letzte bekannte Wasserstelle gegen die Wüste zu, und der Tsauchab verschwindet unter den Sandmassen der roten Dünenwelt, die jenen Teil der Namibwüste erfüllen. Wahrscheinlich treten irgendwo in der Wüste die in den großen Sand hineinströmenden Gewässer noch einmal zutage und bilden eine Oasengruppe: jenes gelobte Land tief im Innern der Namib, das noch keines Weißen Auge erblickt hat, von dem aber in ganz Südwestafrika eine alte Rede geht — das nur die Buschleute kennen!

Gibeon, den 27. November 1905.

Die Reise ist gut abgelaufen. Wir waren am Auob, in Gochas, ritten von dort das ganze Tal über die Gefechtsstelle von Groß-Nabas bis Kalkfontein hinauf und sind über das einstige Witbooireservat Rietmond, den letzten Stammsitz des alten Hendrik, hierher zurückgekehrt — ein Ritt von zwölf Tagen. Wieder war es ein Kriegsmarsch wie die vorige Reise nach der Naukluft und nach Zaris, mit schwerer Bewaffnung, Bedeckung, Nachtwachen, Spitze und allen sonstigen Vorsichtsmaßregeln für die Bewegung im ungesicherten, noch vom Feinde beunruhigten Land; aber der Sache nach haben wir auch diesmal alles Nötige erreicht, und die Ermittelungen über den Aufstandsschaden

16*

nunmehr auch für den Rest des großen Bezirks Gibeon zum Abschluß gebracht.

Für mich persönlich stand ebensosehr wie die Entschädigungsfrage die lange gewünschte Bekanntschaft mit diesem ganzen entlegenen und selten besuchten Landesteil im Vordergrund des Interesses. Das Land östlich von Gibeon zerfällt in zwei völlig voneinander verschiedene und scharf charakterisierte Abschnitte: den sog. „Kalk“ und die „Dünen“. Der „Kalk“ ist ein beinahe ganz ebenes, mit niederem Busch und meist sehr guter Weide bedecktes, wasserarmes Plateau, das in einer mehrere hundert Kilometer langen, vielfach aus- und eingebuchtet von Nord nach Süd verlaufenden Linie plötzlich mit mauerartiger Steilheit gegen die große Talfurche abbricht, die der Fischfluß durchzieht. In dieser Furche liegt Gibeon. Von den Höhen über dem Ort sieht man nach Osten, soweit das Auge reicht, den hellen Absturz dieses „Weißrandes“, nach Westen den dunklen „Schwarzrand“: den bedeutend höheren Abfall des Hanamiplateaus. Von Gibeon bis an den „Kalk“ reitet man drei Stunden. Nur an wenigen Stellen führen einzelne Breschen mit einem für Reiter oder gar Fuhrwerk ersteigbaren Neigungswinkel auf den Rand hinauf, der zwar nur 30 bis 40 m hoch ist, aber in seinem obersten Teil vollkommen senkrecht, teilweise sogar überhängend abbricht. Durch die Verwitterung weicht der Kalkrand fortdauernd in einem, geologisch gesprochen, sehr raschen Tempo auf der ganzen Linie zurück; den ständig herabstürzenden Schutt führen die Güsse der Regenzeit in zahllosen Ravinen und in der Regel trocken liegenden Betten dem Fischfluß zu, der in den meisten Jahren mehrere Monate hindurch zusammenhängend fließt und ganz kolossale Mengen grober und feiner Geschiebe zum Oranje hinabtransportiert. An einzelnen Stellen haben die Verwitterung und die Zerstörung des „Kalkes“ durch den Abfluß der Regenwässer zusammengewirkt, um ganze Systeme von der Ebene aus tief hineingreifender gewundener Schluchten in ihn hineinzufressen, und hier erkennt man überall, daß es sich nur um eine dünne Decke über darunterliegendem mächtigen Sandstein handelt. Nach fachmännisch-geologischem Urteil besteht hier die ernsthafte Möglichkeit von Kohlenfunden, aber wahrscheinlich erst in bedeutender Tiefe. Fünf Reitstunden

von Gibeon, auf dem Wege nach Gochas, zwischen den Farmen Kamelhaar und Goanus, findet sich eine Stelle, wo große, vollkommen versteinerte, aber in ihrer Struktur bis ins kleinste erkennbar gebliebene Baumstämme in den rötlichgrauen Sandstein eingebettet liegen. Eine andere Merkwürdigkeit auf dem Kalk sind die „Eysterklippers" = Eisensteine — offenbar die Trümmer eines gewaltigen Meteoriten aus massivem Eisen, der in unbekannter Vorzeit hier niedergegangen ist und im Zerspringen seine Bruchstücke über viele Quadratmeilen verstreut hat. Als die „Rote Nation", der Hottentottenstamm von Hoachanas, dies ganze Gebiet, das ihr ursprünglich gehörte, an die Witboois überließ, behielt sie sich ausdrücklich das Eigentumsrecht an den Eysterklippen vor, an die sich aller mögliche Aberglaube der Hottentotten knüpft. Die Eingeborenen sollen noch sehr viele den Weißen bisher unbekannt gebliebene Stücke im Busch auf dem Kalk kennen. Viele, namentlich die kleineren Exemplare sind fortgebracht und in alle Welt verschleppt; ein mindestens sechs Zentner schweres Stück liegt jetzt im Garten des Bezirksamtmanns von Gibeon; das größte bisher bekannt gewordene soll 40 Zentner wiegen und ist seit kurzem auf rätselhafte Weise von seiner Lagerstätte „verschwunden". Da es ausgeschlossen ist, eine solche Masse, die allein eine ganze Ochsenwagenfracht bildet, aus dem Lande zu schaffen, ohne daß jemand etwas davon erfährt, so ist der Block wahrscheinlich von Spekulanten heimlich beiseite geschafft und irgendwo in der Nähe versteckt.

Etwa 90 km von Gibeon nach Osten, bei der zerstörten Farm Karaam, beginnen die „Dünen". Diese merkwürdigen Gebilde erfüllen südlich von Gobabis bis in die Nähe des Oranjeflusses in mehr oder minder charakteristischer Ausbildung den ganzen Osten unserer Kolonie. In der Gegend der deutsch-englischen Grenze sollen sie aufhören. Es sind lange, in der Hauptrichtung von Nordnordwest nach Südsüdost laufende, also senkrecht gegen den herrschenden Südwestwind gekehrte, mit Busch und hohem Weidegras bewachsene Sandwälle. Stellenweise folgen sie so nahe aufeinander, daß die vordersten Ochsen des Gespannes schon die Böschung der zweiten Düne zu erklettern beginnen, während der Wagen noch den Abhang der ersten herunterkommt;

manchmal aber liegen Täler, die eine viertel bis eine halbe Stunde breit sind, zwischen den Zügen. Von Karaam bis Gochas sind es 30 km und 72 Dünen, davon etwa 30 große von mehr als 10 m Höhe. Unser Marsch durch dieses monotone Gebiet dauerte von 5 Uhr nachmittags bis 6 Uhr morgens. Trotzdem wir beritten waren und keinen schweren Ochsenwagen, sondern nur eine zweiräderige mit 8 Maultieren bespannte Karre mit uns führten, war die Höchstleistung in dem ununterbrochenen Auf und Ab des tiefen, merkwürdig intensiv braunrot gefärbten Sandes 4 km pro Stunde. Man marschiert zwei Stunden, spannt aus, sattelt ab, und ruht zwei Stunden, während die Tiere in dem ausgezeichneten Dünengras weiden. In diesem Wechsel geht es die ganze Nacht hindurch. Schwere Frachtwagen brauchen zwei Nächte für die 30 km bis zum Auob. Am Tage in den Dünen zu marschieren, ist zu dieser Jahreszeit unmöglich, weil die kolossale Anstrengung in der Hitze jedes Gespann zunichte machen würde.

Nicht selten tritt in den Tälern der weiße Kalkfels unter dem Sand zutage, man sieht deutlich, daß der „Kalk" sich auch hier noch fortsetzt und die ganzen immensen Sandmassen, die zusammen eine Fläche von mindestens 80000 qkm bedecken, ihm aufgeschüttet sind. Geologisch ist diese sonderbare Bildung meines Wissens noch nicht recht erklärt. Das eigentliche Dünengebiet ist außerhalb der großen Flußtäler, die es parallel zur Streichrichtung der Sandwälle durchziehen, ganz überwiegend wasserlos, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß unter dem Kalk auch hier reichlich Wasser auf einer undurchlässigen Sandsteinschicht liegt und durch Bohrungen zu erreichen wäre. Als Weideland sind die Dünen Klasse I. Nach der Regenzeit wächst auf ihnen eine wilde Wassermelone, Tschamas genannt, in so großer Menge, daß die Viehherden der Gochashottentotten dort alljährlich monatelang weideten, ohne ins Auobtal zum Trinken zu kommen. Auch die Menschen leben die Zeit über ohne Wasser, nur von der Feuchtigkeit in den Tschamas. Man kann den wässerigen Saft in den Früchten sogar ausdrücken und von einigen Melonen einen Kessel voll Kaffee kochen. Wenn Wasser gebohrt wird, so ist das ganze Dünengebiet sehr gut als Farmland brauchbar.

Wenn man die letzte hohe Düne auf diesem Abschnitt er-

stiegen hat, erblickt man plötzlich unmittelbar vor sich das tiefe Tal des Auob und auf der Höhe des jenseitigen Randes die Gebäude der jetzt sehr verstärkten und ausgebauten Militärstation Gochas. Das Auobtal ist eine mächtige, 40—50 m tiefe und im Durchschnitt vielleicht 700—800 m breite in den Kalk eingehöhlte Furche, groß genug, um einen Strom wie den Rhein aufzunehmen. Statt dessen schlängelt sich unten im Grunde, in den lehmigen Alluvialboden eingeschnitten, das Bett eines bescheidenen Baches hin, und auch dieses führt, von wenigen weit auseinander liegenden Stellen abgesehen, nur zwei bis drei Monate im Jahre etwas Wasser. Beide Talränder sind oben auf nahe Entfernung von gewaltigen roten Dünen eingefaßt, und jenseits des Auob reicht diese wasserlose Welt endlos sich wiederholender paralleler roter Sandwälle sozusagen ins Unbekannte hinein. In Gochas hörte ich, daß vor kurzem eine gutberittene Patrouille nach Osten bis zur 193. Düne vorgestoßen war. Der Karte nach und nach der zurückgelegten Entfernung hätte sie dort längst den Nosob erreichen müssen, dessen Tal weiter oberhalb, wo man ihn zuletzt kennt, gerade so aussehen soll, wie das Auobtal. Vom Nosob war aber keine Spur zu finden; wahrscheinlich ist daher die Behauptung der Eingeborenen richtig, daß er überhaupt nicht südwärts zum Oranje, sondern ostwärts in die Kalahari geht, und sich dort in dem ungeheuren Kameldornwald verliert, dessen undurchdringliche Dichte in den Jahren 1902/03 die deutsch-englische Grenzkommission zurückschlug, so daß sie eine Strecke von mehreren hundert Kilometern unvermarkt lassen mußte. Der große Wald und die Dünenregion sind beide wasserlos, und auch jene Patrouille mußte daher umkehren, weil sie bei weiterem Vordringen die im Rücken gelassene Durststrecke zurück nicht mehr hätte überwinden können. Auch dort nach Osten trugen die Dünen dichte Massen des besten Grases, reichliches Buschwerk und stellenweise in den Senkungen hohen Baumbestand. Offenbar zieht sich dort überall unter dem aufgeschütteten Sande derselbe durchlässige Kalk hin, der alles Wasser wie ein Schwamm aufschluckt und bis auf die unter ihm liegende erste undurchlässige Schicht sickern läßt, in deren Niveau die Gewässer dann unterirdisch zirkulieren. Es bedarf nur systematischer Bohrungen, um diesen verborgenen, aber sicher vorhandenen Lebensquell aufzuschließen.

In Gochas hörten wir viel von den letzten Märschen und Unternehmungen gegen Hendrik Witbooi und Simon Copper erzählen, und das Gerücht ging, der alte Hendrik sei gefallen. Daß die Widerstandskraft seines Volkes durch Major v. Estorffs monatelange Verfolgungsmärsche und die stete Besetzung der Wasserstellen ohne eigentliche Gefechte größeren Stils zerbrochen war, konnte schon seit einiger Zeit nicht mehr bezweifelt werden. Nach Erledigung der Kommissionsgeschäfte ritten wir das Auobtal hinauf bis Kalkfontein, einen sehr öden Marsch von drei Tagen, immer durch die gleiche Szenerie: entweder unten zwischen den Kalkwänden oder oben über die Dünen. Kalkfontein ist eine schöne Wasserstelle. Die Dünen sind hier leuchtend gelbrot und weithin bedeckt mit einem lichten Hochwald mächtiger dunkelgrüner Kameldornbäume. Unter ihren Kronen haben fast ein Jahr lang die Zelte und Baracken des Feldlazaretts Kalkfontein gestanden. Hier marschierte vor einem Jahr Oberst Deimling hinter den zurückweichenden Hottentotten her — wie man glaubte. Hendrik aber war nach den Gefechten bei Rietmond nicht auf Kalkfontein, sondern quer durch die Dünen auf Groß-Nabas zurückgegangen, und dort lief die unglückliche Abteilung Meister ihm und seinen Verbündeten in die Arme. Jetzt ruhen die Toten von Groß-Nabas vereint unter den Mauern der Feste Gochas, wohin die Leichen vor kurzem alle gebracht worden sind. Kalkfontein liegt bereits in dem 3000 qkm großen engeren Reservat des Witbooistammes, das diesem und der Rheinischen Mission zusammen gehörte, und in dem kein Weißer ohne Hendriks und der Mission Erlaubnis wohnen durfte! Von Kalkfontein bis Rietmond ist ein Tagemarsch durch Dornenwald, schweren Sand und über hohe Dünen. Ueberall aber ist erstklassiges Weidefeld. Jenseits der letzten Düne erblickt man weit über den Baumwipfeln das Balkengerüst eines hohen Signalturmes, den die Truppe erbaut hatte, bevor die jetzige Feldtelegraphenleitung gelegt war. Er steht unmittelbar am Rande des Kalks, der hier ebenso plötzlich und steil in die untere Ebene abstürzt wie bei Gibeon. Am Fuße der weißen Mauer entspringt die Quelle von Rietmond. Neben ihr liegt das große steinerne Missionshaus und dahinter die Fläche, auf der sich früher die

Hunderte von Pontoks dieser Witbooi-Sommerresidenz aneinanderreihten. Jetzt sind alle Hütten verschwunden, und als einziges Ueberbleibsel aus der Witbooizeit ragt melancholisch der zerschossene Windmotor in die Luft, den der ermordete Bezirksamtmann v. Burgsdorff vor einigen Jahren für Hendrik kommen ließ, um seinen Hottentotten moderne Bewässerungstechnik für ihre Tabaks- und Kürbisbeete beizubringen.

Die deutsche Oberherrschaft hier unter den Witboois markierte nur die mit zwei Unteroffizieren besetzte Polizeistation Mariental, 7 km weiter auf dem Wege nach Gibeon gelegen. Bis hierher gelangte von Burgsdorff auf seinem Todesritt am 4. Oktober 1904. Als er vom Pferde steigen wollte, fragte ihn der Witbooi Zaal, ob er die Kriegserklärung erhalten habe und schoß dann auf die Antwort „Ja" den Bezirksamtmann nieder. Zaal ist später, wie gefangene Hottentotten erzählten, auf der Flucht vor den Truppen Estorffs während eines Gewitters in den Dünen vom Blitz getroffen worden, gelähmt liegen geblieben und verdurstet. Danach soll der falsche Prophet Stürmann, der die Witbois in den Aufstand gehetzt hatte, eine Prophezeihung haben ausgehen lassen, der Krieg im Lande werde zu Ende sein, sobald die Leiche Burgsdorffs bestattet sei. Die Mörder hatten den Toten, ohne ihn weiter zu berühren, unter eine überhängende Felsplatte geschoben, und Deimling ließ dann diese Gruft durch eine provisorische Mauer von gepackten Steinen schließen. Nicht um der Prophezeihung des Stürmann, sondern um des Wunsches der Gattin in Deutschland willen, die dazu besonders einen Zinksarg nach Afrika geschickt hatte, ließ Bezirksamtmann Gelshorn von Gibeon, der auch diese unsere Expedition nach dem Osten führte, jetzt die Mauer öffnen. Unter dem Felsen, lang ausgestreckt, lag die mächtige Gestalt, der Schädel ganz zum Skelett geworden, die Knochenhände auf der Brust gekreuzt, vollkommen bekleidet, gestiefelt und gespornt, so wie ihn die Mörder vor mehr als einem Jahr hingelegt haben: in der Tasche noch das silberne Etui voll Zigaretten und zwischen den zu Pergament gewordenen Blättern eines Notizbuchs die Photographie seiner Frau. Vorsichtig hoben unsere Reiter den Toten aus dem modererfüllten Spalt und legten ihn in den von Mariental herangebrachten Sarg.

Wir alle umstanden stumm die Ueberreste des Mannes, der so Schweres zu verantworten hatte, und dem dann der einzige Ausweg zuteil wurde, der für ihn mit Ehren noch möglich war. Als der metallene Deckel sich schloß, war unser aller gemeinsamer Gedanke: In diesem Sarge wird ein Stück vom alten System, vom alten Südwestafrika, begraben — jetzt aber soll eine neue Kolonie für uns auferstehen!

Keetmanshoop, den 6. Dezember 1905.

Verzweifelnd an der Möglichkeit, noch in den Südbezirk zu gelangen, war ich schon auf dem Rückweg von Gibeon nach Windhuk nordwärts — und nun bin ich gestern doch glücklich in Keetmanshoop eingeritten! Wie das kam? Durch Estorffs Freundlichkeit. Erst schien es keine Möglichkeit zu geben: ein Kommando ging nicht von Gibeon hierher hinunter; ohne Bedeckung zu reisen, ging nicht; besondere Eskorte bei dem Mangel an Mannschaften und Pferden zu verlangen, wäre unvernünftig gewesen. Ich hätte es trotz allem versucht, wenn Blumhagen nicht kurz vorher für die Entschädigungskommission das Nötigste in Keetmanshoop getan hätte. So drückte mich in der Hauptsache nur der Verzicht auf die eigene, wenn auch unter diesen Verhältnissen nur flüchtige Anschauung des eigentlichen „Südens". Witbooi ist tot, sein Volk ergibt sich, endlich endlich — nun muß doch Frieden werden, und die Ansiedelung mit allem was dazu gehört, wieder in den Vordergrund treten. General v. Trotha hat über Lüderitzbucht das Land verlassen, Gouverneur v. Lindequist ist da, und ob nun der Reichstag das bewilligt oder nicht bewilligt, was uns noch fehlt, ob es unsere alten Ansiedler sind, die ihre Betriebe wieder aufbauen, oder ob neues Material für die Besiedelung ins Land kommt: ich werde mich auf jeden Fall nun je länger desto mehr meiner eigentlichen Arbeit wieder zuwenden dürfen, und darum kommt mir unendlich viel darauf an, daß ich wenigstens von dem Lande zwischen Gibeon und Keetmanshoop selbst einen allgemeinen Eindruck bekomme und nun auch noch den Baiweg von hier nach Lüderitzbucht kennen lerne.

Als in Gibeon von Kommissions wegen alles erledigt war, mußte Gelshorn nach Hoachanas reiten, um dort nach dem Rechten zu sehen, und ich entschloß mich, bis dorthin mitzugehen, unter-

wegs noch den Schaden in den Burenfarmen von Swartmodder, die wüst lagen, festzustellen, und von Hoachanas mich irgendwie allein mit Pensmann bis Hatsamas durchzuschlagen, von wo der Weg nach Windhuk offen stand. Nachts hinter Swartmodder lagen wir nach unserer alten Marschgewohnheit wieder etwas abseits von der Pad im Felde, als sich plötzlich ein großes Getümmel unter den Pferden und Maultieren erhob, als ob die Tiere ausbrechen wollten. Kaum waren sie beruhigt und wir hatten wieder ein Stündchen geschlafen, als eine Reiterpatrouille von Gibeon im Mondschein ankam mit einem Telegramm v. Estorffs an mich: seine Stabsochsenkarre gehe baldmöglichst mit Bedeckung von Gibeon nach Keetmanshoop, und er benachrichtige mich für den Fall, daß ich diese Gelegenheit doch noch benutzen wolle. Wer konnte dankbarer sein, als ich! Nur der Abschied frühmorgens von Gelshorn, dem feinen Menschen und guten Kameraden, war etwas traurig. Dann ging's im Eiltempo die Märsche nach Gibeon zurück und sofort mit der Stabskarre weiter. Unterwegs, in der Nähe von Groendorn, gab es noch eine sehr interessante Begegnung: das Lager Samuel Isaaks, des Unterkapitäns der Witboois, der sich mit dem größten Teil des Stammes auf den Namen v. Estorffs ergeben hat. Der alte Hendrik Witbooi ist also schon seit Wochen tot gewesen, von einer deutschen Kugel getroffen, bevor wir etwas von diesem Ereignis wußten, das dem Krieg die endliche Wendung gegeben hat! Ich bin glücklich, daß ich so noch das Land an der wichtigen Route von Gibeon über Groendorn, Tses und Blau nach Keetmanshoop habe sehen können, und bin unserem „alten Römer“ von Herzen dankbar!

Den letzten Tagemarsch vor Keetmanshoop ließ ich die Stabskarre mit der Bedeckung hinter mir und bin mit Pensmann allein hierher vorausgeritten. Es ist zwar trotz der Uebergabe eines Teils der Witboois noch nichts weniger als sicher in der Gegend, und wir sind auch den ganzen Weg streng kriegsmäßig marschiert, aber meine Ungeduld war zu groß. Als wir so in scharfem Trab des Weges ritten, scheuten die Pferde plötzlich: mitten auf der Pad lag ein toter Schwarzer, anscheinend ein Klippkaffer oder Herero. Merkwürdig, wie der dorthin kam. Noch eine kleine Stunde bis Keetmanshoop, da begegnen wir

zwei Reitern: Richter Dr. Forkel und Bezirkssekretär Seydel. Ich hatte mein Kommen von Khabus telegraphisch angemeldet, und die Herren waren so freundlich gewesen, mir entgegenzureiten. Hier habe ich auch unseren verehrten Obersten Dame wiedergefunden, und er war so freundlich, mich gleich ins Kasino zum Mittagessen einzuladen. Alles ist furchtbar knapp hier; an der Kasinotafel ist kalter Tee das einzige Getränk, nur auf dem Platz des Obersten stand eine Flasche Rotwein, zu der er mich mit einlud. Es hieß aber, es sei das auch seine letzte oder vorletzte! Die Transportverhältnisse auf dem Baiweg sind traurig!

Lüderitzbucht, den 13. Dezember 1905.

Die Sache mit der Weihnachtspaketkarre hat also geklappt. Dank der Energie, mit der Unteroffizier Vespermann das Weiterkommen betrieb, haben wir die ganze Strecke von Keetmanshoop bis hierher in fünf Tagen zurückgelegt. Allerdings hat es dabei keinen einzigen richtigen Nachtschlaf gegeben. Unterwegs war es wieder mal öfters unsicher. Der Bethanier Cornelius hatte in der letzten Zeit häufig über den Baiweg gewechselt, verschiedene Transporte waren beraubt und leider auch viel nützliches Kriegsgut den Hottentotten in die Hände gefallen. Da Mannschaften und Pferde höchst knapp waren, so konnten wir keine Bedeckung bekommen, statt dessen vielmehr nur die Warnung, vom Fischfluß bis Naiams recht vorsichtig zu sein. Die Vorsicht hätte uns auf dieser recht langen Strecke, die durch ein Defilee nach dem anderen führt, sehr wenig genützt, wenn Cornelius in der Nähe gewesen wäre. Einige Tage vorher war er dagewesen, und wie ich hier in Lüderitzbucht höre, haben Hottentotten auch am Tage nach uns den Baiweg bei Naiams gekreuzt, aber an dem Abend, als unsere Karre mit ihren drei Gewehren durch den klippenerfüllten Aufstieg vom Fischflußtal, über die Fläche auf dem Plateau und dann wieder durch die Schluchten vor Naiams durch das Abenddunkel hinauf- und hinunterpolterte, waren zum Glück keine da. Eigentlich hat die Gefahr des Ueberfallenwerdens außerhalb der besetzten Plätze ja alle diese zehn Wochen hindurch bestanden, aber da der Fall nie eintrat, so gewöhnte man sich auch an diesen Zustand als an etwas Normales und achtete

zuletzt gar nicht mehr auf das Gelände. Höchstens sagt jemand einmal: Das wäre wieder so eine schöne Ecke zum Abschießen! Aber während man durch den Engpaß kommt, redet man schon wieder von anderen Dingen. Nun aber, wo diese sogenannte „gefährliche" Reise glücklich zu Ende ist, bin ich doch aufrichtig froh, daß nichts passiert ist. Man steht als Familienvater, zumal wie ich, ohne ein Anrecht auf Versorgung der Hinterbliebenen, der Möglichkeit, eine Hottentottenkugel zu bekommen, doch anders gegenüber als der Soldat, der da weiß, wofür er seinen Rock trägt. Auf der anderen Seite handelt es sich aber darum, ob die Entschädigungssache zu Ende gebracht wird oder nicht. In Berlin verlangt die Kolonialverwaltung den Abschluß sobald wie möglich, und wer weit vom Schuß ist, hat gut über Langsamkeit reden. Unsere Ansiedler wissen, daß die Kommission tut, was sie kann, und daß nie jemand von uns gezögert hat, in den Sattel zu steigen, um von Grootfontein bis Keetmanshoop, von der Kalahari bis an die Namib Bezirk für Bezirk, Farm für Farm zu besuchen, die Geschädigten und ihre Zeugen zu vernehmen, Sitzung zu halten, die zerstörten Gebäude und verwüsteten Gärten abzuschätzen — aber wer macht sich zu Hause eine Vorstellung davon, was es heißt, auf diese Weise ein Gebiet zu erledigen, das so groß ist wie Deutschland, und in dem es eine einzige Eisenbahn gibt, so lang wie von Kiel nach Berlin! Und wer seinen Schaden von der Kommission nicht wenigstens annähernd festgesetzt bekommt, darf keinen Vorschuß erhalten, kann nicht darangehen, sein geraubtes Gut wieder anzuschaffen, sich Ochsen und Wagen zum Frachtfahren zu kaufen, einen Handel anzufangen, um sich bis zum Frieden über Wasser zu halten. Es geht nicht, unter diesen Umständen zu fragen: Ja, aber ist der Weg auch sicher — — sind keine Hottentotten da? usw. Es geht auch nicht, wenn einmal die Truppe selbst beim besten Willen nicht imstande ist, auf jede Gefahr hin Bedeckung zu stellen, dann zu sagen: Bedauere, ohne Bedeckung gehe ich da und da nicht hin. Ich glaube, für die Erinnerung wird es immer einen großen Reiz und Wert behalten, daß man sich sagen kann: Du hast auch einmal unter Verhältnissen gearbeitet, die außerhalb der normalen Lebensversicherung lagen, und die mehr verlangten,

als Protokolle schreiben und Berichte machen. Hier in der Kolonie gehört sich das einfach so, und es ist recht, wenn niemand, auch unsere Frauen nicht, ein großes Aufheben davon macht, wenn der Mann, sei er auch kein Soldat, sich seinen Patronengurt umhängt, den Karabiner M/88 in den Gewehrschuh steckt und auf Wochen oder Monate fortreitet, um dafür zu sorgen, was seines Amtes ist. Dasselbe gilt, wie für uns Beamte in der Kommission, so auch für die nichtbeamteten Farmermitglieder, auch verheiratete Männer, zum Teil in Jahren, deren Frauen und Kindern wahrscheinlich so wenig wie den Meinigen jemand etwas geben würde, wenn einmal wirklich ein Unglück passierte.

Was südlich von Keetmanshoop und dem Baiweg liegt, ist einstweilen für die Kommission nicht zu erreichen. Dort ist noch richtiger Kriegsschauplatz. Mir hat es aufs äußerste leid getan, daß ich darum auch nichts von den Karrasbergen und vom Oranje zu sehen bekam. So bleibt meine eigene Vorstellung von den natürlichen Wirtschaftsverhältnissen des Südbezirks unvollständig. Was ich davon zwischen Gibeon und Keetmanshoop und von Keetmanshoop an auf dem Baiwege gesehen habe, mahnt teilweise doch zu großer Vorsicht, namentlich in bezug auf die notwendige Größe der Südfarmen. Zweifellos ist hier günstiger Boden für Wollschafzucht, aber der Feind sind die immer wiederkehrenden Jahre äußersten Regenmangels, und ich glaube nicht, daß man im Keetmanshooper Bezirk weniger Land auf ein Schaf rechnen kann, als drüben im englischen Klein-Namaland und in der nordwestlichsten Karroo! Der Baiweg bietet jetzt natürlich das Bild trostlosen Futtermangels, aber in einiger Entfernung rechts und links, heißt es meist, stehe noch gute Weide. Nur ist es wegen der Corneliusbande jedesmal ein Wagnis, die Tiere bis dorthin zu treiben. Wenn fünf oder sechs Reiter einen Transport begleiten, so kann man sie schwer teilen und die Hälfte zwei Stunden weit auf Viehwache schicken, die Hälfte bei den Wagen lassen. Geradezu furchtbar sind die Verluste an Zugtieren zwischen Lüderitzbucht und Keetmanshoop seit Oktober 1904. Im Hauptquartier in Keetmanshoop schätzte man den Wert der an Wasser- und Futtermangel verendeten Ochsen, Maultiere, Kamele und Esel auf weit in die Millionen Mark, und wieviel werden es

noch werden, bis die Eisenbahn kommt! Noch viel größer sind die übrigen Kosten für die Aufrechterhaltung des Transportdienstes. In Kubub, 150 Kilometer vor Lüderitzbucht, ist das letzte Wasser, dann fängt die Namib an. In der Wüste hat man drei Wasserstationen gemacht: Letterkop, wohin es von Kubub gefahren wird, Tschaukaib und Grasabladeplatz, wohin es durch Kamele von Lüderitzbucht getragen wird. An diesen beiden Stellen bekommt jedes Maultier und jedes Pferd einen Eimer voll! Das ist die ganze Ration auf beinahe 2 × 24 Stunden schwerster Arbeit. Landschaftlich ist die Namib in ihrer Weise großartig, namentlich die Hinabfahrt durch die Täler des Granitgebirges von Kubub, die Gegend am Tschaukaibgebirge und die merkwürdige Welt der bergehohen Dünen und des wandernden Sandes. Wir lagerten nach Ueberwindung der Wanderdünen einige Nachtstunden bei bitterer Kälte, pfeifendem Wind, Sandtreiben und blendend hellem Mondschein unweit des Kolmanskops. Der Wind jagte den Sand und die Steinchen bis zur Erbsengröße wie einen Gebläsestrom über die Ebene weg gegen die Radspeichen und die abgeladenen Blechkoffer, daß es wie Hagel prasselte; man legte sich auf seinen Woilach, zog drei Wolldecken über die Ohren und über das Ganze dann eine Zeltbahn, deren Enden ringsum untergestopft wurden, aber unter all den Hüllen klapperten einem die Zähne fast so laut, wie das Kiesbombardement auf den harten Stoff der Zeltleinwand. (NB.: Das war ungefähr die Stelle, wo im Sommer 1908 die ersten Diamantfunde gemacht wurden.) Ich habe auf diesem Marsch von Keetmanshoop nach Lüderitzbucht oft an August Lüderitz und das halbe Dutzend junger Leute denken müssen, die vor 22 Jahren durch diese Gegenden landauf, landab zogen und Schätze suchten. Wenn Lüderitz von vornherein gewußt hätte, wie trostlos in seinem Sinne das Land war, das binnenwärts von Angra Pequena lag, so hätte er doch wohl kaum den Gedanken gefaßt, sich hier festzusetzen. Vielleicht ist es doch auch etwas anderes als Tollkühnheit oder ein unglücklicher Zufall gewesen, was ihn in der Brandung an der Oranjemündung den Tod finden ließ. Ihn hat der gute natürliche Hafen und die Nähe der kapländischen Kupferlager nach dem Süden des Landes gelockt, aber von Natur ist es sonst doch bei weitem der

schlechteste Teil. Hätte er nicht die fixe Idee von den Mineralschätzen des südlichen Namalandes gehabt, so wäre wahrscheinlich nie ein Deutscher, es sei denn als Missionar, nach Südwest gekommen, und das Land wäre heute eine Burenrepublik oder eine Dependenz der Kapkolonie. Johannes Jordaan hat das eine gewollt, und der englische Kupfergräber Palgrave das andere. Den einen hat Kamaharero bei den Ovambos ermorden lassen, und der andere kam um ein weniges zu spät — aber ohne Lüderitz wäre dieses Land doch auf diese oder jene Weise ein Stück des anglo-burischen Südafrika geworden. Daran mußte ich denken, als ich in der Messe in Lüderitzbucht saß und wir zusammenrechneten, wieviel Ansiedler, Soldaten und Offiziere von uns dieser Aufstand nun schon gekostet hatte. Wir kamen auf über 1000. Und wieviel mögen es noch werden?

Lüderitzbucht, den 15. Dezember 1905.

Der alte Witbooi ist tot. Schon in Gibeon ging das Gerücht. In Keetmanshoop wurde die Nachricht bestimmt erzählt, und jetzt in Kubub traf ich im Kasino Oberleutnant Stage, aus dessen Abteilung bei einem Zufallsgefecht der tödliche Schuß den Alten traf. Der Offizier und seine Leute haben es erst Wochen hernach erfahren, welch einen Erfolg sie gehabt hatten. So gering ist die Fühlung mit dem Gegner in diesen afrikanischen Kriegen, wenn man es nicht, wie Leutwein, versteht, immer eingeborene Hilfstruppen oder wenigstens Verbindungen zu haben. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Ergebung der Witboois unter Samuel Isaak so gut wie vollendet ist. Wie lange aber wird der Krieg mit Cornelius, mit Morenga, mit Simon Copper noch dauern? Die Optimisten sagen, er sei zu Ende, die Pessimisten, er werde noch ein Jahr dauern, wenn wir endlich, morgen, die Eisenbahn von Lüderitzbucht zu bauen anfangen, und noch drei Jahre, wenn wir es nicht tun. Ich traf auf diesem Marsch unterwegs einen Offizier, der schon lange Zeit im Lande ist, und wir sprachen davon, wie man den Rest des Krieges am besten beenden könne. Er sagte, am besten so, daß wir allen noch kämpfenden Hottentotten einen Generalpardon erklären, jedem eine Ziegenherde, die Freiheit, eine jährliche Pension und was

er sonst noch will, garantieren, und täglich so viel Schnaps, wie er trinken will. Dann sind wir in kurzer Zeit alle Hottentotten auf immer los und kommen viel billiger dazu, als wenn wir weiter auf diese Art Krieg führen. Ich fürchte, von dieser Paradoxie wird am letzten Ende doch noch eine ganze Menge übrig bleiben. Als ich in Transvaal war, wurde mir von einer afrikanischen Familie, von der viele Mitglieder in Südwest leben — einige als Zugewanderte, Farmer und Landbesitzer, andere in Transportdiensten während des Krieges — erzählt, daß einer der jüngeren Burenkommandanten aus dem Südafrikanischen Kriege nach der Ankunft des Generals von Trotha folgenden Vorschlag gemacht habe: Er wolle 500—800 seiner alten Kampfgenossen, ausgesuchte, harte, an den Krieg in Südafrika gewöhnte Leute, anwerben und übernehme es, wenn die Militärverwaltung dafür sorgen wolle, daß ihm jederzeit ein Pferdebestand von vier Pferden auf den Mann zur Verfügung stände, in einigen Monaten den Eingeborenenaufstand zu Ende zu bringen. Ich fragte, was denn der Kommandant dafür gefordert habe. Die Antwort lautete, soweit sei das Gespräch zwischen ihm und dem betreffenden deutschen Offizier gar nicht gelangt; der Deutsche habe von vornherein erklärt, es sei ausgeschlossen, daß dieser Krieg durch andere als durch deutsche Truppen beendet würde. Die Antwort ist von unserem nationalen Standpunkt aus ja begreiflich, aber die Sache kann auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. Als wir neulich unsere Verluste zusammenrechneten, ergab sich, daß vom Frühjahr 1905 an, wo Leutnant Baron v. Stempel als erster von uns gegen Morenga fiel, einschließlich der Gefechte in den Karrasbergen und zuletzt bei Hartebeestmund, im wesentlichen aber durch Abschießen von Patrouillen, Überfall von Proviantwagen, Heliographenposten usw. unsere Verluste allein gegen Morenga beinahe 300 Tote betragen haben. Zu diesen gehörten beinahe 300 Gewehre und ebensoviel mehr oder weniger gefüllte Patronengurte, die Morenga auch bekommen hat. Das sind Verluste, wie sie von Burenabteilungen nicht erlitten worden wären, aber die Buren wären imstande gewesen, den Eingeborenen auf ähnliche Weise beizukommen, wie jene unseren Reitern. Jener Kommandant schrieb an seine Freunde nach Johannesburg:

„Die Deutschen ziehen ins Feld mit Proviantwagen und Sanitätswagen, und wo die Wagen nicht hinkommen können, da können sie auch nicht kämpfen. Wenn man uns den Oorlog klar machen ließe, würden wir keinen einzigen Ochsenwagen und keinen Doktor mitnehmen, nur Pferde und höchstens ein paar kleine Maultierkarren.“ Ich kann mir denken, daß die Offiziere in unserem Hauptquartier, auch abgesehen vom Ehrenstandpunkt, sehr skeptisch waren, wenn sie sich die ganze Menge sogenannter Buren, die zur Besorgung des Fuhrwesens in Kapstadt angeworben waren, als große Kriegsleute vorstellen sollten — aber was für ein Gesindel war das auch zum größten Teil, das von dort herüberkam! Die wirklichen Buren lachten ja nur darüber, daß diese Leute, vielfach bloßer Bodensatz aus den südafrikanischen Städten, frühere National scouts, Handsuppers usw. unter Firma „Buren“ bei uns antraten und als Buren akzeptiert wurden. Aus diesen Leuten sollte das Freikorps natürlich nicht geworben werden, sondern aus jenen Männern „vom bitteren Ende“, die das letzte Kriegsjahr gegen die Engländer in der nördlichen und westlichen Kapkolonie und im Freistaat durchgehalten und noch bis zuletzt vor Vereeniging gegen den Frieden gestimmt hatten. Ich mußte an diese Geschichte wieder denken, als ich auf dem Marsch von Keetmanshoop hierher bei der Gessertschen Farm Sandverhaar einen von unseren besten südwestafrikanischen Buren traf und mit ihm ins Gespräch kam. Wir hatten gleich unter dem steilen Abstieg vom Schwarzrand ausgespannt und sprachen vom Kriege. Der Mann sitzt schon seit sieben Jahren bei uns im Lande, hat vier oder fünf erwachsene Söhne, die als Transportfahrer und Kriegsfreiwillige tätig sind, und würde mit seinen Jungen gern deutscher Reichsangehöriger werden, wenn ... ja, wenn nicht die Dienstpflicht für die Söhne dann da wäre. Ich erklärte ihm unsere deutsche Auffassung von der allgemeinen Wehrpflicht, und daß bei uns jeder Mann, auch der reichste und höchstgestellte, seine Söhne dienen lassen müsse. „Das ist recht,“ meinte der Alte, „das ist sicher recht, aber wenn mein Sohn deutscher Soldat wird, so muß er im Oorlog tun, was der Leutnant befiehlt. Sieh, Doktor, der Leutnant kommt von Deutschland und kennt keinen Kaffernoorlog; er reitet mit seinen Leuten und

weiß nicht, wie man im Oorlog reiten muß. Wir Buren wissen es aber, und wenn unsere Söhne Soldaten sind, so müssen sie reiten wie der Leutnant will, und die Kaffern fassen sie alle zusammen und schießen sie ab. Darum ist es besser, meine Kinder werden nicht Deutsche!" Es ist wahr, der Bur führt solch einen Krieg auf seine Weise, und es wäre wahrscheinlich schwierig gewesen, ein Burenfreikorps in unsere Kriegführung mit einzuordnen. Aber wenn die Führung bei uns es versucht hätte, und es wäre ihr geglückt, so würde wahrscheinlich doch viel deutsches Blut und Geld gespart worden sein. Als ich mit Gelshorn diesmal von Windhuk fortgeritten war und wir abends hinter dem Auasgebirge bei Aris ausspannten, kam einer von den Leuten des alten Gous, der gleich neben Aris im Schafrivier auf Farm Dornbaum sitzt, und erzählte, wie Gous mit seinen erwachsenen Söhnen als erster nach der Vertreibung der Hereros es gewagt habe, mit allem Vieh wieder hinaus auf seine Farm zu ziehen. Damals wimmelte noch alles von marodierendem Gesindel, das Vieh raubte und stahl, wo es konnte. Der alte Bur mit seinen Söhnen schüchterte die Schwarzen aber dermaßen ein, indem er wochenlang in der ganzen Umgegend wie hinter Wild hinter ihnen einherpirschte und ein halbes oder ganzes Dutzend von ihnen zur Strecke brachte, daß fortan keiner seine Farm heimzusuchen wagte; aber für unsere Art von militärischer Disziplin ist solch ein Material natürlich schwer verwendbar. Was soll ein junger Bur von diesem Schlag sich dabei denken, wenn er mit 21 Jahren eingezogen und dann mit ihm „Sprung auf", „marsch, marsch" und „stillgestanden!" geübt wird. Nur darf man eben die jetzt von Kapstadt angeworbenen „Buren" nicht für wirkliche Buren halten. — Diesem Element könnte gar nicht genug Disziplin, Ordnung und Ehrlichkeit eingebläut werden. Im Burenkamp hier bei Lüderitzbucht treibt sich wieder eine ganze Musterkarte von solchem südafrikanischen Ausschuß umher. Weil unsere Offiziere auf diese Sorte mit Recht schlecht zu sprechen sind, werden jetzt aber leider auch rechte und tüchtige Buren bei uns schlecht behandelt, und ich fürchte, das wird nicht dazu beitragen, unseren deutschen Kredit drüben in Südafrika, wo wir ihn aus Gründen, die nahe genug liegen, gut brauchen können, zu verbessern . . .

Lüderitzbucht, den 16. Dezember 1905.

Der „Eduard Bohlen“ kommt von Kapstadt, und ich werde nun wohl meine Restvernehmungen in Swakopmund so rasch erledigen können, daß ich zu Weihnachten zu Hause in Windhuk bin. Ich bin sehr gespannt auf die neue Wohnung an der Bergstraße, die noch im Bau war, als ich mit Gelshorn fortging. Dienstlich werde ich ja auch veränderte Verhältnisse finden, da unterdessen der neue Gouverneur angekommen ist. Es ist wohl selten ein neuer Mann mit so unbegrenztem Vertrauen und so weitgehenden Hoffnungen begrüßt worden, wie Lindequist. Bezeichnend ist, daß die größte Befriedigung gerade darüber herrscht, daß er auf der Unterstellung der Truppe unter seine Autorität bestanden hat. Darin spiegelt sich wohl vor allen Dingen das Gefühl des Drucks wider, das in dieser Beziehung während des Trothaschen Oberbefehls auf der Zivilbevölkerung gelegen hat. Die große Aufgabe ist nun der Wiederaufbau der zerstörten Wirtschaft! Wird der Reichstag die erforderlichen Mittel bewilligen? Davon hängt alles ab. Wenn nicht, so könnte auch ein Engel vom Himmel nicht die Wunden in absehbarer Zeit zur Heilung bringen, die der Krieg diesem Lande geschlagen hat. Die Zeitungen zu Hause schreiben, die Südwestafrikaner verdienten jetzt durch den Krieg mehr Geld, als sie vorher gehabt hätten. Es ist wahr — in Lüderitzbucht wird jetzt viel Geld verdient. Aber wer verdient es? Die alten Ansiedler? Am meisten verdienen jedenfalls die liebenswürdigen Damen aus Kapstadt, die Scheusäler dort oben in dem grünen Kasten! Von den Gewerbtreibenden, Kaufleuten, Schankwirten, Frachtfahrern, von denen viele jetzt in der Tat eine gute Ernte halten, gehören die wenigsten zu den alten Landeseingesessenen; meist sind es Zugvögel, die nicht länger bleiben werden, als diese Erntezeit dauert. Ja, wenn man von Anfang an an unsere eigenen Leute gedacht hätte — damals, als statt der ausgeraubten Ansiedler, die das Handwerk reichlich so gut kannten wie ein beliebiger Bur, und denen der Verdienst besser hätte zugewendet werden sollen, jenes Pseudoburenpack aus Kapstadt hundertweise importiert wurde, um die Transportwagen zu begleiten! Das wird wohl für immer ein trauriger Punkt in diesem Kriege bleiben . . . Aber es geht heim!

Karibib, den 22. Dezember 1905.

Morgen bin ich wieder in Windhuk. Unter den Briefen aus Deutschland, die während meiner Abwesenheit im Süden eingegangen sind, und die ich hierher entgegengeschickt vorfinde, ist einer, der mir ganz besonders wichtig ist, und der mich zugleich beglückt und bedrückt. Kolonialdirektor Dr. Stübel schreibt mir, daß er sich freuen würde, wenn mir die Aufgabe gestellt werden sollte, die Sache der Hilfeleistung für unser Land persönlich vor dem Reichstage zu führen. Es scheine ihm wichtig, daß außer meiner eigenen Begeisterung für die gute Sache und für Wert und Wichtigkeit der auf dem Spiele stehenden Interessen die Ergebnisse meiner südafrikanischen Reise meinem Eintreten für Südwestafrika zugute kommen würden. „Die Sache liegt jetzt in den Händen des neuen Herrn Gouverneurs; es wird auch Ihre Sache sein, Ihren Anschauungen dort Geltung zu verschaffen." Das will ich tun. Ich bin glücklich, daß Dr. Stübel mir seine grundsätzliche Zustimmung ausspricht. Noch froher bin ich darüber, daß er mir zum Abschluß der peinlichen Angelegenheit mit der Foersterschen Indiskretion schreibt, daß er an meinen besten Absichten in dieser ganzen Sache nie gezweifelt habe. Wenn ich das zu dem amtlichen Bescheid auf meine Verantwortungsschrift halte, so darf ich mir sagen, daß ich mit mehr Wohlwollen, als geschehen ist, nach Lage der Dinge nicht habe behandelt werden können. Diese Sache ist also nun wirklich vergessen und begraben.

Zum Schluß des Briefes aber steht der Satz: „Wie Sie gehört haben werden, werde ich demnächst die Leitung der Kolonialabteilung niederlegen. Das Interesse an der guten und großen Sache wird mir bleiben." Da scheidet also ein Mann, dem ich von ganzem Herzen Dank für sein Vertrauen und sein Wohlwollen schulde, womit er mich hierher gebracht, und mit dem er mich dauernd begleitet hat. Nie werde ich dessen vergessen!

Windhuk, den 23. Dezember 1905.

Gestern spät angekommen und heut früh mich beim Gouverneur gemeldet. Ich habe sofort um Gelegenheit zum Vortrag über meine wirtschaftliche Studienreise nach dem englischen Südafrika gebeten, um endlich wieder etwas Positives in der Be-

siedelungssache arbeiten zu können. Der Gouverneur hat mich auf einen Tag nach dem Fest beschieden. Da jetzt unmittelbar vor Weihnachten auch keine Vernehmungen und Sitzungen für die Kommission anberaumt werden können, so kann ich mich etwas dem Haus und der Familie widmen. Das neue Haus ist tatsächlich sehr schön geworden und etwas über zwei Jahre nach meinem Dienstantritt habe ich also die in Aussicht gestellte Dienstwohnung glücklich bekommen. Wir sind Baumeister Redecker wirklich sehr dankbar, daß er den Hausbau trotz der schwierigen Verhältnisse fertiggestellt hat. Bald nachdem ich mit Gelshorn weggeritten war, Anfang Oktober, ist die Familie übergesiedelt. In Windhuk ist dies mein sechstes Domizil in zwei Jahren, mit der Familie das dritte in einem Jahr. Hier bleiben wir nun endlich, bis — ja, bis wann? In neun Monaten ist meine erste vertragliche Dienstperiode zu Ende, und was weiter wird, hängt nicht so sehr von mir wie von dem neuen Gouverneur ab. Leutwein hat ja erst nicht viel von einem Ansiedlungskommissar wissen wollen; nach dreiviertel Jahren aber erklärte er mir aus freien Stücken, daß er mich der Kolonialabteilung zur etatmäßigen Anstellung vorschlagen wolle. Dann kam sein Rücktritt und das Interregnum Trotha. Im Augenblick beschäftigt übrigens eine kleinere, aber viel aktuellere Sache unser Haus. Wo nehmen wir dies Jahr einen Weihnachtsbaum her? Pastors haben voriges Jahr die Idee gehabt, eine wilde Spargelstaude als Baum zu nehmen. Ich glaube, wenn man mehrere Stauden nimmt und sie fest um einen glatten Stock in der Mitte als Stamm bindet, so kann in der Tat etwas Weihnachtsbaumähnliches herauskommen. Die feinen Blätter sehen fast so aus wie blaßgrüne Nadeln, und wenn man sie anbrennt, duften sie sogar etwas nach Weihnachtstannen.

Windhuk, den 25. Dezember 1905.

Der Spargelweihnachtsbaum ist nach allgemeinem Urteil sehr schön geworden. Man hat hier sonst künstliche Bäume. Die Zweige sind starke Drähte, die in Gelenken am Stamm sitzen und statt der Nadeln grüngefärbte zerschlissene Federn angeklebt tragen. Der Kunst-Weihnachtsbaum kann zusammengeklappt und so bequem verschickt und von Jahr zu Jahr verwahrt werden;

das Ganze ist aber ein so totes Gebilde, dem jeder Hauch von Natur fehlt, daß dann im Grunde jeder afrikanische Dornbusch lieber genommen zu werden verdient, ganz abgesehen von der Feuergefährlichkeit des künstlichen Baumes. Gewöhnlich kommt auch noch ein Tannenzweig in irgendeinem Weihnachtspaket von Hause rechtzeitig an, um etwas echten Weihnachtsduft zu geben. Eine schnurrige Weihnachtsbaumanmeldung hatte ich einmal auch in der Entschädigungskommission. Da stand in der Schadensliste: eine Weihnachtstanne aus Deutschland = 100 Mk. Der betreffende Ansiedler erklärte zu Protokoll: er habe sich im Harz eine kleine Tanne mit Wurzeln und Erde ausgegraben und das Bäumchen in eine große Tonne mit feuchtem Moos verpacken lassen. Auf dem Schiff sei das Moos stets feucht erhalten worden und ebenso auf der Bahn und dem Ochsenwagentransport nach Waterberg. Angeblich soll der Baum so frisch angekommen sein, daß er nicht nur als Weihnachtsbaum diente, sondern auch noch in den Garten hätte verpflanzt werden können. Solcher Kuriosa könnte die Kommission eine ganze Sammlung vorführen, und die Harmlosigkeit, mit der alles zum Schadensersatz angemeldet wird, grenzt ans Wunderbare. Das Fremdartige beim südafrikanischen Weihnachten ist, daß es in die heißeste Zeit und die längsten Tage des Jahres fällt; infolgedessen befinden sich Wachslichter, Schokolade u. dgl. immer in einem Zustand zwischen fest und flüssig, der das Anfassen schwierig macht. In Grootfontein war zu Weihnachten einmal ein Paket Stearinlichte auf der Veranda liegen geblieben, und die Sonnenhitze hatte die Kerzen bis auf die Dochte glatt weggeschmolzen.

Wir führen den Grundsatz durch, daß zu den Festen auch das eingeborene Dienstpersonal herangezogen wird. Wir haben Leute von allen Rassen im Hausdienst, Hottentotten, Hereros und Klippkaffern. Sie sind alle musikalisch und singen unsere Weihnachtslieder, jeder in seiner Sprache, mit unseren Kindern zusammen nach den altvertrauten Melodien unterm Christbaum. Dann gibt's die Geschenke und sofort eine tiefe Versenkung in den eßbaren Teil. Für uns ist die liebste Weihnachtsfreude die viele und aufrichtige Freundschaft, die sich seit dem vorigen Weihnachtsfest zwischen unserem Hause und so vielen Windhuker Fa-

milien und — Junggesellen gebildet hat. Zu den „Junggesellen" zählen auch die mancherlei Strohwitwer, Offiziere, die ihre Familien zu Hause haben. Am begeistertsten wird bei uns immer „Ohm" Füßlein empfangen, Hauptmann im Feldvermessungstrupp, der mit in der Entschädigungskommission in Gobabis war. Onkel Oberrichter ist leider als Typhusrekonvaleszent in Walfischbay. Die drei hohen kirchlichen Festtage erkennt man hier an einem unerhört seltenen Festbraten, nämlich Schweinefleisch. Vor dem Kriege hatte schon eine ziemliche Schweinezucht im Lande begonnen, aber es war immer schwierig, die Tiere durch die Trockenzeit zu bringen, und in der ersten Zeit des Aufstandes ist fast der ganze Stamm zugrunde gegangen. Nur einige wenige Schweine blieben erhalten, und von diesen fängt es seit kurzem erst an, wieder eßbare Nachzucht zu geben. Beim Gouvernementsschlächter Herboth standen vor Weihnachten einige kleine Schlachtschweine, von denen eins schon Wochen vorher als „Familienschwein" für die verheirateten Beamten designiert war. Hier gehört mancherlei zu den Genüssen des Lebens, was man zu Hause für wenige Pfennige an jeder Straßenecke bekommt. Unsere Freundin, Frau de Wet, schickte uns zum heiligen Abend ein südwestafrikanisches Stilleben: in einer schön ausgeschlagenen Kiste frische Mohrrüben, Gurken, Eier, Zwiebeln und ringsum ein Kranz von Gartenblumen, alles eigenes Produkt von ihrem neugekauften Grundstück in Klein-Windhuk und alles eine schwer erhältliche Seltenheit in dieser Frische und zu dieser Jahreszeit. Frisches Gemüse ist manchmal für kein Geld zu haben, ebenso frische Butter. Da wirkt der Krieg noch sehr nach.

Windhuk, den 29. Dezember 1905.

Ich bat heut wiederum um Vortrag in Besiedelungssachen und erhielt denselben Bescheid wie vor Weihnachten: später, zu gelegenerer Zeit. Im Augenblick stehen Fragen der Eingeborenenpolitik im Vordergrunde: es handelt sich um die Kapitulation v. Estorffs mit den Witbois. Diese haben sich ergeben gegen Zusicherung von Leben und persönlicher Freiheit durch den Truppenführer; es handelt sich nur darum, welchen praktischen Inhalt man diesem Wort „persönliche Freiheit" geben will.

Windhuk, den 1. Januar 1906.

Heute waren Major Maercker und Hauptmann Füßlein zu Tisch. Maercker erzählte von dem Sieg (es ist in Wirklichkeit sein Sieg) bei Nubib über die Hottentotten und den Herero Andreas. Ich habe selten mit so viel Interesse einer Kriegserzählung zugehört. Maercker ist schon einmal als junger Leutnant kurze Zeit im Lande gewesen: er hat 1889 einen Verstärkungstransport für die erste Schutztruppe herausgebracht. Auch in Ostafrika war er schon zur Petersschen Zeit. Wir kennen uns von Berlin her durch unsere gemeinsamen anatolischen Interessen und freuten uns, als wir vor einem Jahre uns ganz unvermutet in Windhuk auf der Straße wiedersahen. Keiner von den Offizieren, die mit all den Nachschüben seit dem Beginn des Krieges aus Deutschland gekommen sind, hat sich des afrikanischen Krieges so rasch und in so glänzender Weise bemeistert, wie Maercker. Während der ganzen zweiten Phase in der Bekämpfung des Aufstandes und namentlich während des ganzen Hottentottenkrieges ist Nubib sowohl in der Vorbereitung als auch im Erfolge zweifellos die glänzendste militärische Einzelleistung gewesen, und wenn nicht jener unglückliche verfrühte Kanonenschuß gewesen wäre, den Maercker uns so drastisch schilderte, so wäre kaum ein einziger von den Hottentotten entkommen. Auf der andern Seite darf natürlich nicht vergessen werden, daß ein Mann wie Estorff mit seinen unermüdlichen zähen und opfervollen Verfolgungsmärschen hinter Witbooi her, durch die die Widerstandskraft des Stammes recht eigentlich gebrochen und zermahlen wurde, auch ohne einen einzigen ähnlichen Schlag wie den von Nubib uns den Preis all dieser Kämpfe, den endlichen, endlichen Frieden, der nun doch einmal kommen muß, vielleicht noch näher gebracht hat. Hätte man den „alten Römer“ vor einem Jahr auf seine Methode den Hererokrieg beenden lassen, so wären große Geldopfer erspart worden, und es gäbe jetzt schon lange Ruhe im ganzen Norden. Ihm hätten die Hereros getraut, trotz jenes schlimmen Vorfalles von Ombakaha — so wie die Witboois auf sein Wort hin schließlich nun, wo sie ihre Kraft am Ende fühlen, die Waffen niederlegen. Bei Estorff ist alles ganz Zähigkeit, Ruhe, Methode, Verständnis und Ge-

rechtigkeit für die Eingeborenen; bei Maercker ist alles ganz konzentrierte Energie, Stoß- und Willenskraft, die ganze Persönlichkeit ein einziges militärisches „Vorwärts". Bei Nubib hat er, mit einem schweren Schuß in der rechten Schulter, zigarettenrauchend, um den Wundschmerz abzulenken, das Gefecht zu Ende geleitet, und danach die Verwundung statt im Lazarett auf dem Marsch und bei neuen Operationen, zu Pferde, vor der Kriegskarte und an der Spitze seiner Abteilung heilen lassen. Maercker ist auch der gute Engel, der Beschützer und Helfer der Windhuker Hausfrauen, der Pflegeschwestern und der kleinen Zahl von Offiziersdamen, die es trotz des dauernden Widerspruchs und Abratens von seiten des Kommandos unternommen haben, mit oder nach ihren Männern nach Windhuk zu kommen. Er schafft irgendwie am letzten Ende, was gerade nötig ist, sei es eine Wohnung, eine Waschfrau, einen Bambusen, er findet zwischen all seiner Arbeit Zeit, den Krankenschwestern mit seiner Karre das Vergnügen einer Ausfahrt zu machen, und er hat immer eine Hilfe und ein freundliches Wort für jeden, der mit einem Anliegen zu ihm kommt.

Windhuk, den 17. Januar 1906.

Es scheint, daß ich mich damit abfinden muß, die längste Zeit im Lande und in meiner Stellung gewesen zu sein! Wenn es bisher noch ein gewisses Schwanken für mich gegeben hat, ob ich der immer stärker emporgewachsenen Liebe zu meiner Arbeit in Südwestafrika dauernd nachgeben oder das Ideal einer kolonialwissenschaftlichen und kolonialpolitischen Tätigkeit in der Heimat verfolgen soll, so läßt mir die Haltung, der ich nunmehr ganz unzweideutig an maßgebender Stelle begegne, keinen Zweifel mehr daran übrig, daß dort das erste jedenfalls nicht gewünscht wird. Das heißt also, ich werde noch die Entschädigungssache zu Ende bringen, und wenn sie beendet ist, die Tatsache als unabänderlich hinnehmen, daß diese afrikanische Wirksamkeit nur eine Episode für mich gewesen ist. Wenn ich jetzt recht sehe, soll wohl damit auch das Prinzip eines besonderen, bis zu einem gewissen Grade mit eigener Initiative ausgestatteten Dezernats für die Ansiedelungssachen beim Gouvernement verlassen werden. Ich habe freilich gerade in diesem Gedanken einen glücklichen und zu fruchtbarer

Weiterentwickelung bestimmten Keim unseres kolonialen Wesens erblickt — unter der Voraussetzung, daß für die Ansiedelungskommission auch Mitglieder aus der Zahl unserer bodenständigen, wirtschaftlich und intellektuell vorgeschritteneren Ansiedlerbevölkerung mit wirklichem Mitbestimmungsrecht in Fragen der Besiedelungsorganisation herangezogen würden, denn wir müssen an irgendeinem Ende allmählich auf die Bahn kolonialer Selbstverwaltung zu kommen suchen. So sollte es nach dem Entwurf der Kolonialverwaltung im Jahre 1903, dessen Ausführung mir anvertraut war, geschehen, und die Aufgabe des Zusammenarbeitens mit der Bevölkerung war es, die mich vor allen Dingen lockte und mir den Mut gab, an ein so schwieriges Werk heranzugehen, in das so viel praktische Landeskenntnis und Erfahrung wie nur möglich mit hineingeschmolzen werden muß, wenn es gelingen soll. Wie durch und durch gesund das für die Ansiedelungskommission aufgestellte Prinzip des praktischen Mitarbeitens der Bevölkerung an sich ist, das habe ich nun seit anderthalb Jahren täglich an der Entschädigungskommission erprobt, in der die damalige Kolonialverwaltung bei Errichtung der Kommission im Juli 1904 den nichtbeamteten Mitgliedern mit Absicht nicht nur das volle gleiche Stimmrecht, sondern sogar die Mehrheit gegenüber den beamteten Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden gegeben hat. Unmöglich hätte die Entschädigungskommission mit solcher Sicherheit und vor allen Dingen mit einer bei der ganzen Bevölkerung so einstimmig anerkannten inneren Autorität ihrer Beschlußfassung arbeiten können, wenn nicht als Vertreter der Bevölkerung eine Anzahl durch das Urteil ihrer Standesgenossen selbst als geeignet bezeichnete Persönlichkeiten für jeden einzelnen Beschluß die volle Mitverantwortung trügen. Gewisse Erfahrungen dieser Tage, die das Verhältnis der Kommission zum Gouvernement betreffen, sind es gerade, die mir den Gedanken nahegebracht haben, daß unter den neuen Verhältnissen, sei es in Berlin, sei es in Windhuk, die entgegengesetzte Auffassung maßgebend geworden ist, die einem selbständigen und verantwortlichen Mitbestimmungsrecht von Vertretern der Bevölkerung — Mitbestimmung, nicht nur Mitberatung — weniger günstig ist. Wie ich nachträglich erfahren habe, hat unter diesem Gesichtspunkt schon bei meiner Aussendung

viel Widerspruch gegen den Versuch mit der Ansiedelungskommission bestanden. Ich könnte den Herren nur wünschen, daß sie seitdem einen Monat in der Entschädigungskommission mitgearbeitet hätten. Viel Gutes für die Kolonie kann ich mir von der Wiederausschaltung sachkundiger und verantwortlicher Vertreter unseres Ansiedlertums aus dem Besiedelungswerk nicht versprechen. Meine Idee wäre es gewesen, aus der jetzigen Entschädigungskommission auf organischem Wege die 1903 geplante Ansiedelungskommission zu entwickeln. Es gibt gar keinen einfacheren und näherliegenden Gedanken, es sei denn, daß eben ohne Vertreter der Bevölkerung gearbeitet werden soll. Augenblicklich ist jedenfalls nirgends im Lande eine so große Summe von Kenntnissen, Einsicht und Erfahrung in allen Notwendigkeiten für den wirtschaftlichen Wiederaufbau unserer Kolonie vorhanden, als bei der Gesamtheit der Entschädigungskommission, die seit anderthalb Jahren die denkbar genaueste Aufnahme aller ökonomischen Verhältnisse durchgeführt und fast mit jedem einzigen Farmer, Kaufmann, Handwerker, Frachtfahrer und sonstigem Ansiedler persönlich eingehend verhandelt hat. Dazu kommt, daß in der Kommission in ihrer jetzigen, für den Süden erweiterten Gestalt die Sachverständigen aus dem ganzen Lande, jeder mit den besonderen Erfordernissen seines Bezirks vertraut, vereinigt sind. Nichts, scheint mir, wäre natürlicher, als eine solche einmal vorhandene und in der Arbeit befindliche Kommission, entsprechend der allmählichen Abnahme in den Geschäften der Schadensfeststellung, fortschreitend auch zur Bearbeitung der Aufgabe der wirtschaftlichen Wiederherstellung und verstärkten Weiterbesiedelung Südwestafrikas heranzuziehen. Natürlich müßte alsdann die bisherige von Berlin aus angeordnete Autonomie der Entschädigungskommission gegenüber dem Gouvernement einer anderen Regelung des Verhältnisses Platz machen — etwa so, wie es bei der alten Ansiedelungskommission gedacht war, aber für selbstverständliche Dinge findet sich immer ein Weg. Ich fürchte nur, daß das Selbstverständliche auch diesmal wieder das Bureaukratische sein wird, und daß unser Land wenig Freude an einer Reglementierung aller Besiedelungsfragen allein von oben herab oder höchstens mit etwas dekorativem Beiwerk von der Bevölkerungsseite erleben wird. Es ist das Unglück

selbst unserer geistig bedeutendsten und persönlich mit der größten Begeisterung ihrer Aufgabe hingegebenen Kräfte aus der normalen juristisch geschulten Verwaltungslaufbahn, daß sie glauben, sie könnten von sich aus eigentlich alles machen, so gut es überhaupt gemacht werden kann, und daß sie darum die Zumutung, nicht nur in rein technischen, sondern auch in Organisationsfragen sich positive Mitarbeit aus nichtbeamteten sachverständigen Kreisen gefallen zu lassen, als eine fatale und überflüssige Störung ihrer Kreise ansehen. Ich habe nun lange genug in einem Verwaltungsapparat dringesteckt und habe genug von der englischen Arbeitsmethode in der Kapkolonie gesehen, um in meiner ursprünglichen Hochachtung vor dem Alleskönnen unserer tatsächlich nach Leistungsfähigkeit, Schulung und Pflichttreue ja einzig dastehenden Bureaukratie etwas erschüttert und zu einer noch höheren Schätzung der positiven Kräfte des Selbstverwaltungsprinzips, sogar unter so primitiven Verhältnissen wie in unserem Südwestafrika, gelangt zu sein, als damals, wo ich, schon mit bestimmten Hoffnungen nach dieser Richtung, ins Land kam. Ich zweifle auch keinen Augenblick daran, daß das bureaukratische Prinzip in der Verwaltung dieser Kolonie, sei es mit, sei es ohne Verbrämung mit der sogenannten bloß „beratenden" oder „gutachtlichen" Stimme von Vertretern der Bevölkerung, über kurz oder lang wird aufgegeben werden müssen, weil es auf die Dauer einfach unmöglich ist, ein Land wie Südwestafrika allein mit Beamten und allein mit beamteter Initiative im bisherigen Sinne zu verwalten. Wenn die Dinge einmal so weit sind, dann komme ich, will's Gott, wieder. Jetzt aber muß ich gehen. Sei's drum. Nur will ich dann lieber jetzt gleich freiwillig sagen, daß ich zu gehen bereit bin, und nicht noch auf die dienstliche Eröffnung warten, daß ich demnächst hier überflüssig bin.

Windhuk, den 18. Januar 1906.

Gestern habe ich also die Kündigung meines Dienstvertrages beim Gouvernement eingereicht und heute bestätigt erhalten, daß ich damit dem Wunsch der maßgebenden Stelle entgegengekommen bin. Heute vor zwei Jahren flogen uns bei Ulitkomst die Kugeln der Hereros um den Kopf. Uebers Jahr? Ja, übers Jahr

werden ich und die Meinen Sehnsucht nach diesem Lande haben, dem bisher das beste Stück meines Lebens gehört hat. Quid sit futurum cras — fuge quaerere!

Windhuk, den 1. September 1906.

[An

Seine Durchlaucht den Prinzen zu Hohenlohe-Schillingsfürst Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts.]

Eure Durchlaucht

bitte ich um die Erlaubnis, das Folgende ehrerbietigst und nach reiflicher Erwägung vortragen zu dürfen. Vielleicht darf ich vorweg noch bemerken, daß ich den Entschluß, in dieser Weise direkt vor Eure Durchlaucht hinzutreten, nicht zu fassen gewagt hätte, wenn nicht meine Laufbahn als Kolonialbeamter innerhalb der nächsten Zukunft ihren Abschluß erreichte, und wenn ich mir nicht außerdem bewußt wäre, keinerlei weitere Anliegen oder Begehren dienstlicher oder persönlicher Natur zu haben. . . . . Es handelt sich um die Hilfeleistung an die hiesigen Ansiedler aus Anlaß des Eingeborenenaufstandes und um die Frage der Vertretung dieser Notwendigkeit vor dem Reichstage. Ich bearbeite den Aufstandsschaden seit dem Mai 1904, bin seit dem Juli 1904 in der sogenannten Entschädigungskommission, habe die Kommission vom Dezember 1904 bis Juli 1906 als Vorsitzender geleitet und kann daher ohne Ueberhebung sagen, daß ich sowohl die materielle Seite als auch die Personalangelegenheiten in der Hilfeleistungsfrage so vollständig kenne und übersehe, wie es bei einer derartig langen und eingehenden Beschäftigung mit einem nur etwa tausend Fälle umfassenden Kreis von selber gegeben ist. Diese Beschäftigung, dazu das Studium der hiesigen, ganz eigentümlich gearteten und nur durch die Bekanntschaft mit ihren Entstehungsbedingungen verständlichen Wirtschaftsverhältnisse, wie sie vor dem Aufstand bestanden und von damals her innerhalb der heutigen Situation vielfach entscheidend nachwirken, brachte mich zu der Ueberzeugung, daß eine wirksame, allen Fragen, Einwänden und Zweifeln gegenüber stichhaltende Begründung und Bericht-

erstattung zu einer Hilfeleistungsvorlage allein auf schriftlichem Wege von hier aus kaum zu geben sei. Als dann hierzu noch mehrfache dringliche Aufforderungen aus hiesigen Farmerkreisen hinzutraten, wandte ich mich persönlich an den damaligen Herrn Kolonialdirektor, versuchte, die Lage, wie sie damals hier bestand und auch heute noch besteht, zu schildern, und bat, selbst nach Berlin zur Berichterstattung und zur Aushilfe bei der Vertretung der Hilfeleistungsvorlage in der Budgetkommission und im Reichstag befohlen zu werden. Herr Dr. Stübel antwortete grundsätzlich zustimmend, sah aber von der tatsächlichen Entscheidung mit Bezugnahme auf seinen bevorstehenden Rücktritt, und um der Stellungnahme des neuen Gouverneurs nicht vorzugreifen, ab.

Daraufhin erbat ich in dem von mir erstatteten Bericht der Entschädigungskommission vom 30. Januar d. J. dienstlich namens und im Auftrag der Kommission meine Berufung nach Berlin zur Verwendung bei der Vertretung der Vorlage vor dem Reichstag. Mitte April teilte mir dann der Herr Gouverneur mit, daß dieses Gesuch der Kommission nicht genehmigt worden sei.

Wenn ich nun in schuldiger Ehrfurcht darum nachsuche, auf die Angelegenheit in einem bestimmten Sinn noch einmal zurückkommen zu dürfen, so soll das sicher nicht heißen, daß ich Eurer Durchlaucht Entscheidung zu bemängeln oder ihre nachträgliche Abänderung zu erstreben wagte. . . . Ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß bei der kurzen wirtschaftlichen Entwickelungszeit, die Südwestafrika vor dem Aufstande erst durchgemacht hatte, bei der großen Verschiedenheit der ökonomischen Bedingungen in den einzelnen Landesteilen, bei den mannigfaltigen und eigenartigen Formen des hiesigen Kreditsystems und bei der ja nicht nach einem Schema zu erledigenden Schwierigkeit einer gerechten Beurteilung des Händlerwesens und der Eingeborenenverschuldung beinahe jeder einzelne größere Schadensbetrag eine vollkommen individuelle Behandlung und Erläuterung verlangt. Dieser Aufgabe könnte allenfalls durch eine sehr ausführliche Berichterstattung genügt werden, wenn es sich im Reichstage um eine vollkommen vorurteilsfreie, noch

nicht durch hiesige Berichte, gefärbte Nachrichten, Preßpolemik, politische und wirtschaftliche Mißverständnisse und dergleichen mehr getrübte Beurteilung handelte. Leider aber ist eine solche Unvoreingenommenheit nicht vorhanden, und da gleichzeitig im Reichstage alle und jede Anschauung der hiesigen Dinge fehlt, namentlich was die Lage vor dem Aufstand und den weit überschätzten Ausgleich der Schäden durch späteren Verdienst betrifft, so entfällt alle Möglichkeit, im voraus auf jeden denkbaren Zweifel, Widerspruch oder Anstoß im Wege des schriftlich von hier zu erstattenden Berichts Rücksicht zu nehmen. Selbstverständlich werde ich alle meine Kräfte anstrengen, um dem gegenwärtigen Vorsitzenden der Kommission bei Abfassung des bereits in Arbeit befindlichen Hauptberichts zur Hand zu gehen, und es ist ja nur natürlich, daß ich mindestens inhaltlich den wesentlichen Teil der Arbeit auf mich nehme, da ich vorzugsweise das Material kenne. Gerade darum aber kann ich mir unmöglich verbergen, daß nach meiner Kenntnis der Lage dieser schriftliche Bericht, der nun die Hauptbasis abgeben soll, um weitere Mittel vom Reichstage zu erlangen, selbst wenn ihn Sachkenntnis, Liebe und Beredsamkeit selber schrieben, für sich allein voraussichtlich nicht ein taugliches Mittel sein wird, die Reichstagsmehrheit zu überzeugen und zu gewinnen. . . .

Ich habe drei Jahre für dieses Land und für die Menschen darin gearbeitet, soviel ich konnte, und niemand kann hier mehr von seinem Herzen an seine Arbeit gehängt haben, als ich. Ich kenne die Kolonie so gut und so eingehend, wie nur irgendeiner von denen, die mit mir und vor mir hier waren oder noch sind, und ich weiß, was sie an sich wert ist, was sie erst leisten wird, wenn sie die notwendige Blutzufuhr einer weiteren Hilfeleistungsrate erhält. Ich habe die ehrliche Arbeit und harte Mühe, den Kummer, die Hoffnung und die Sorge all der Menschen, die der Aufstand um all ihre Habe gebracht hat, nun zweieinhalb Jahre lang mit den Leuten durchlebt; ich kenne sie allesamt; ich weiß, wo es sie drückt, was einem jeden helfen kann; ich weiß, wie nötig es die meisten von ihnen immer noch haben, daß ihnen geholfen wird. Darum kann ich es nicht

übers Herz bringen, zu mir zu sagen: Du hast in zwei oder drei Monaten hier kein Amt mehr, drum rede nicht, wo du nicht gefragt wirst! Die meisten Menschen hier, Durchlaucht, sind besser als man sie zu Hause macht. Viele von ihnen sind Querköpfe, viele hart, manche beschränkt, brutal, liederlich (wo gibt es solche nicht?), aber nur wenige gibt es, die nicht ehrliche, zähe Arbeiter und nicht von Herzen Söhne dieses Landes geworden sind. Ich habe es an mir selbst kennen gelernt, was es bedeutet, daß man diese afrikanische Erde lieb gewinnt und von ihr fort muß, und ich weiß auch, wie es tut, wenn man verliert, worum man ein Stück Leben gearbeitet hat. Darum kann ich die Frage, ob und wie unsern Afrikanern hier noch zu helfen ist, nicht ansehen, als ob mein Herz nichts dazu sagen dürfte, und daher nehme ich mir den Mut, zu sagen, daß mit dem bloßen Bericht von hier nicht viel geholfen sein wird, weil Papier vielleicht wohl reden, aber nicht Rede und Antwort stehen kann.

Ein Mittel aber gibt es, das dem Lande helfen kann über und außer aller Berichterstattung, sei es schriftliche oder mündliche: wenn unser Gouverneur selbst vor den Reichstag hintritt und sein Wort und seine Person selbst vor den Vertretern der Nation dafür einsetzt: die Hilfe ist nötig, die Kolonie braucht noch Hilfe! Wenn das geschieht, dann werden die Zahlen und Daten des Verwendungsberichts, an dem wir jetzt arbeiten, eine brauchbare und gute Hilfstruppe sein; wenn sie aber allein für sich bestehen sollen, so werden sie nicht genug Kraft haben — soviel Mühe wir uns auch jetzt darum machen. Darf ich noch einmal mein Wort zum Pfande geben, Durchlaucht, daß unser Land es wert ist, ihm so zu helfen? Ich bitte, nicht als Beamter sprechen zu dürfen, sondern so, als ob ich schon frei in der Oeffentlichkeit reden könnte. Was unserem Südwestafrika jetzt gegeben wird, das wird ihm doppelt gegeben, das wird es mit Zins und Zinseszins bezahlen; was ihm aber jetzt nicht gegeben, das wird es über Jahr und Tag doppelt und mit Zinsen fordern, wenn wir klüger geworden sein werden.

Damit will ich mein Urteil aus Eurer Durchlaucht Hand nehmen, wie es fällt, und wenn es dem Beamten verzeihen,

das Bedürfnis des Herzens aber menschlich würdigen kann, so werde ich es als das froheste für mich nächst der Hilfe, die Eurer Durchlaucht Entschluß mit Gottes Beistand dem Lande wohl bringen mag, begrüßen.

In tiefster Ehrfurcht

Eurer Durchlaucht gehorsamster

Paul Rohrbach.

Viktoria, den 25. Dezember 1906.

Lieber alter Freund!

Vor einem Jahre schrieb ich Dir, als es sich eben entschied, daß meine Stellung im Kolonialdienst in Südwestafrika nur eine Episode in meiner sonstigen Lebensarbeit für unsere nationalen Ziele jenseits des Meeres bleiben würde. Diese Episode hat noch $2\frac{1}{2}$ Monate länger gedauert, als vertraglich für meine erste Dienstperiode, die nun die einzige geblieben ist, vorgesehen war, nämlich statt bis zum 1. Oktober bis zum 17. Dezember d. Js., weil bis dahin meine Mitarbeit bei der Fertigstellung des Schlußberichts der Entschädigungskommission nötig war. Außerdem hätte es seine Schwierigkeiten für uns gehabt, früher zu reisen, weil meine Frau im August bei einer Karrenfahrt einen schweren Sturz erlitten hat mit Schlüsselbeinbruch und anderen monatelangen Folgen. Erst vor kurzem war sie wieder so weit, daß sie an die strapaziöse Reise nach Swakopmund und an die Heimfahrt denken konnte. Gestern am Weihnachtsabend habe ich mich von ihr und den Kindern draußen auf der Reede getrennt. Die „Lulu Bohlen" ging weiter nach Madeira, wo die Familie die kältesten Monate zubringen soll, bevor sie wieder nach Deutschland kommt, denn direkt aus dem südafrikanischen Hochsommer in den heimischen Januar geht es unmöglich, namentlich wegen unserer jüngsten Afrikanerin nicht, die in Windhuk eine schwere Lungenentzündung bekam, die sie uns fast genommen hätte. Während

der Zeit habe ich mich entschlossen, eine Studienexpedition von 2 oder 3 Monaten nach Kamerun hinein zu machen und will morgen mit unserem guten Freunde, dem Windhuker Oberrichter, der mit uns zusammen abgereist ist und auch etwas von Kamerun sehen will, von hier nach Buea hinauf, um beim Gouvernement Besuch zu machen und einige Unterstützung für mein Vorhaben zu erbitten. Vielleicht ist der Kamerunplan nicht ganz ohne gesundheitliches Risiko für mich, da ich schon in Windhuk zu Anfang dieses Jahres so überarbeitet war, daß mein Herz nicht mehr mitkonnte, und ich auf einige Wochen an die Küste mußte, übrigens, um gleichzeitig noch einen großen Eisenbahnbericht für die Kolonialabteilung zu schreiben, aber ich habe kaum eine Wahl, wenn ich Kamerun überhaupt sehen will. Jetzt bin ich hier. Ob und wann ich Zeit und Mittel fände, von Deutschland speziell einmal herzukommen, steht völlig dahin. Ich will auch sogar hinterher noch auf einige Wochen nach Togo; denn wenn ich nun in Deutschland mir vornehme, eine ernsthafte kolonialwissenschaftliche Tätigkeit zu entfalten, so ist es für mich absolute Pflicht, von den Kolonien aus eigener Anschauung mehr zu kennen, als allein Südwestafrika. Der Abschied von Frau und Kindern an Bord unter der mächtigen Agave, die uns Hauptmann Langheld als Weihnachtsbaum geschenkt hatte, während wir gestern Mittag auf dem Wuri vor Duala lagen, war daher wohl etwas betrübt, aber wir sahen beide ein, daß es sein mußte. Lieber wäre ich wahrhaftig mit nach Madeira gefahren, um mich dort von der mehr als dreijährigen ununterbrochenen Arbeit zu erholen.

Du fragst, wie ich mich nun innerlich zu dem Ausscheiden aus dem Kolonialdienst stelle? Das ist eine schwierige Frage. Ich kann natürlich der Kolonialabteilung oder dem Gouvernement das Recht nicht bestreiten, ihre amtlichen Ansichten über Wege und Ziele der Besiedelung in einer Kolonie zu wechseln und einem Beamten, der im Hinblick auf die von dem heute befolgten System verschiedenen früheren Pläne zur Uebernahme seines Amtes aufgefordert worden ist, unter den veränderten Verhältnissen den Abschied nahezulegen, wenn er lieber

seine Meinung als sein Amt behalten möchte. Was ich dabei bedauere und als unverdiente Härte empfinden muß, ist nur die schroffe und persönlich kränkende Art, in der ich dabei behandelt worden bin, nachdem mir unter der früheren Kolonialverwaltung die Uebereinstimmung und die Zufriedenheit der maßgebenden Stelle mit meinen Ideen und meiner Tätigkeit wiederholt zu erkennen gegeben wurde. Aber diese letzte schwere Zeit ist nun überstanden, und sie war ja auch nur in der einen Beziehung schwer. Wir beide sehen auf die afrikanischen Jahre trotz allem was dazwischen kam, als auf Jahre reichen und glücklichen Erlebens zurück, und wir sehen schon jetzt sicher voraus, daß je länger desto mehr dieses Gefühl in der Erinnerung an Südwest in uns das herrschende sein wird — und in diesem Sinne möchte ich auch, daß Du diese Antwort auf Deine Frage verstehst — — —

Es grüßt dich herzlich
Dein P. R.

Berlin-Friedenau, den 2. März 1909.
[An die Redaktion der „Hilfe“, Schöneberg bei Berlin.]

Sehr geehrte Redaktion!

Auf Ihre an die Erwähnung meiner Person in der Reichstagsdebatte vom 26. Februar anknüpfende Frage, warum ich aus dem Kolonialdienst vor zwei Jahren ausgeschieden sei, beehre ich mich, folgendes zu erwidern. Der Herr Staatssekretär hat natürlich formell ganz recht, wenn er sagt, daß ich auf meinen eigenen Wunsch ausgeschieden bin, denn so ergibt sich die Sache aus den Akten. Ueber den wirklichen Zusammenhang ist er, wie aus seiner Aeußerung im Reichstage hervorgeht, nicht unterrichtet. Ich wurde durch Erlaß der damaligen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts vom 12. August 1903 sowie durch Vertrag mit der Kolonialverwaltung als wirtschaftlicher Sachverständiger und Kommissar für die Siede-

lungsangelegenheiten des südwestafrikanischen Schutzgebietes berufen. Diese Berufung stand im Zusammenhang mit dem Entschluß der Regierung, die Besiedelung der Kolonie in ein schnelleres Tempo zu bringen. Hierzu standen zunächst einige hunderttausend Mark zur Verfügung; weitere Mittel sollten angefordert werden. Ich erhielt den Auftrag, zunächst einen kleineren praktischen Versuch der Ansiedelung mit Staatsbeihilfe in die Wege zu leiten, und, nach Absolvierung einer größeren Studienreise im Schutzgebiet und im englischen Südafrika, einen eingehenden Ansiedelungsplan für die Kolonie aufzustellen und die Leitung einer tunlichst nach meinen Vorschlägen zu bildenden, aus Beamten und Ansiedlern bestehenden Ansiedelungskommission zu übernehmen. Diese Kommission bestand in provisorischer Form bereits beim Gouvernement. Unter meiner Leitung hat nur eine einzige vorbereitende Sitzung stattgefunden; dann brach der Aufstand aus und machte allen Besiedelungsplänen vorläufig ein Ende.

Während der Kriegsjahre fungierte ich erst als beamtetes Mitglied, dann als Vorsitzender der sogen. Entschädigungskommission, die den Aufstandsschaden festzustellen und über die Hilfeleistung an die geschädigten Ansiedler nach Maßgabe der Mittel zu beschließen hatte; außerdem als Referent des Gouvernements für Ansiedelungsfragen, soweit solche damals in Betracht kamen.

Als nun nach der Abberufung des Generalleutnants von Trotha der Gouverneursposten neubesetzt wurde, und die Aufgabe der Neubesiedelung und Weiterentwickelung des verwüsteten Landes wieder in den Vordergrund trat, erwartete ich meinem Berufungserlaß und Dienstvertrag, sowie meinem eigenen dringenden Wunsche gemäß, in erster Linie wiederum mit der Bearbeitung der Ansiedelungssachen betraut zu werden. Dies geschah seit dem Wechsel an der Spitze der Verwaltung jedoch nicht mehr. Meine wiederholte Bitte um Heranziehung zur Mitarbeit an den neu aufgenommenen Besiedelungsplänen blieb von vorgesetzter Stelle ohne Beantwortung, und ebensowenig wurde meinem Wunsche Folge gegeben, die Besiedelungssachen wenigstens dienstlich zur Kenntnis zu erhalten. Meine An-

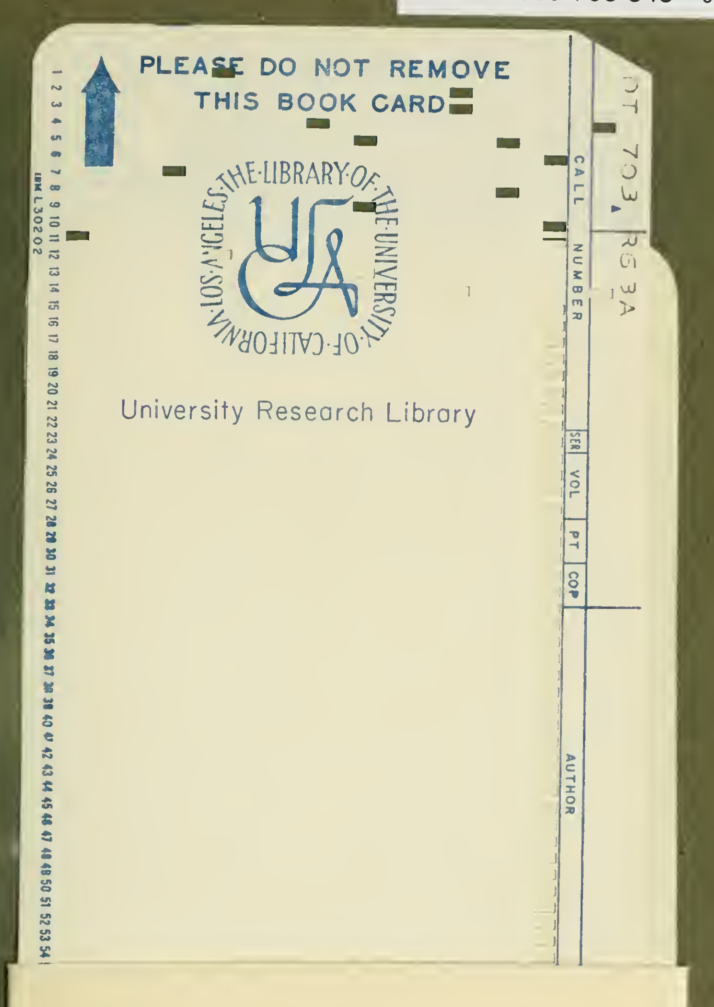
nahme, auf seiten des Gouvernements wünsche man, daß ich hieraus die allein möglichen Konsequenzen ziehen möge, wurde außerdem noch durch vollkommen unmißverständliche Andeutungen, die auf persönlichem Gebiet lagen, bestätigt. Allerdings waren meine Ansichten in der Besiedelungsfrage, im Gegensatz zu früher, von denen des neuen Gouverneurs verschieden, und ich hielt es für meine Pflicht, unter Beobachtung der mir durch mein Dienstverhältnis vorgeschriebenen Formen und Grenzen, gewisse Bedenken gegen das neue, vom Gouvernement aufgestellte Prinzip der Schnellbesiedelung des Landes geltend zu machen. Diese Bedenken haben sich in der Folge als durchweg begründet herausgestellt. Die sogenannte Kleinsiedelung, die Ansetzung von vermögenslosen oder kapitalsschwachen Einwanderern als Farmer, die Gewährung der staatlichen Ansiedelungsbeihilfen ohne Garantien seitens der Bewerber und dergl. mehr, sind jetzt samt nnd sonders aufgegeben und amtlich als Fehler eingestanden worden, nachdem die Verluste an öffentlichen Mitteln aus jenem System den voraussichtlichen Betrag von mehreren hunderttausend Mark erreicht haben. Damals indessen wurden meine Berichte über diese Angelegenheiten amtlicherseits nicht nur inhaltlich, sondern auch als Zeichen einer nicht beamtengemäßen Auffassung meiner Stellung mißbilligt.

Wenn ich also auf Grund dieser Tatsachen „freiwillig“ aus dem Kolonialdienst ausschied und außerdem noch aus Rücksichten, die ich wohl nicht weiter anzudeuten brauche, meinen „Wunsch“, auszuscheiden, in einer Weise motivierte, die die wirklichen Gründe dazu nicht nannte, so kann jemand, der davon nichts weiß, natürlich sagen: ich sei freiwillig ausgeschieden, weil ich nicht die Verwendung fand, die ich wünschte. Der Herr Staatssekretär hat außerdem gesagt, ich hätte für Südwestafrika eine Ansiedelungskommission gewünscht und an deren Spitze stehen gewollt; dafür hätte die Verwaltung weder die Leute noch die Mittel gehabt. Demgegenüber habe ich nur zu bemerken, daß der Herr Staatssekretär auch hier falsch orientiert ist. Ich bin überhaupt nicht in die Möglichkeit versetzt worden, irgendwelche Wünsche zu äußern. Die Ansiedelungskommission, deren Errichtung schon seit Jahren angeordnet und zu deren

Leiter ich bestimmt war, halte ich allerdings prinzipiell für einen richtigen Gedanken der früheren Kolonialverwaltung. Wäre sie bestehen geblieben, sei es unter welcher Leitung auch immer, so hätte die Kolonie nur Nutzen davon gehabt. Auch in betreff der Mittel und der Leute, die angeblich dazu nicht vorhanden waren, irrt sich der Herr Staatssekretär. Der für die Errichtung und den Unterhalt der Ansiedelungskommission bestimmte Fonds war noch lange nicht verbraucht, und an geeigneten Kräften aus der Ansiedlerbevölkerung fehlte es, wie ich aus eigenster Erfahrung bezeugen kann, in keiner Weise. Daß solche in entscheidender Weise mit herangezogen werden sollten, war der Kern der ganzen Idee. Allerdings wollte man in Windhuk, wenn ich richtig urteile, gerade hiervon nicht viel wissen. Hätte aber eine solche Kommission bestanden, so wären die in den letzten Jahren begangenen Fehler und die infolgedessen eingetretenen Verluste an öffentlichen Mitteln wahrscheinlich vermieden worden.

Dr. Paul Rohrbach.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.


PLEASE DO NOT REMOVE
THIS BOOK CARD
THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LOS ANGELES
University Research Library
CALL NUMBER
SER
VOL
PT
COP
AUTHOR
DT 703 R63A